

N12<522595725 021



ubTÜBINGEN



N.F. 62.63

JAHRBUCH

für Schlesische Kirchengeschichte

TR

Gh

6269

219

MdS.

1983

ISSN 0075 - 2762

JAHRBUCH FÜR SCHLESISCHE KIRCHENGESCHICHTE

JAHRBUCH

für Schlesische Kirchengeschichte

Neue Folge: Band 62/1983

Herausgegeben

von Dr. Dr. Gerhard Hultsch
und Dr. Dietrich Meyer

VERLAG „UNSER WEG“ Lübeck

JAHRBUCH

für die Schlesiische Kirchengeschichte

Neue Folge: Band 62/1983

Herausgegeben

von Dr. Dr. Gerhard Hübner

und Dr. Dr. G.



95 6269

Copyright 1983 by Verlag „Unser Weg“ Lübeck, Meesenring 15

Printed in Germany – Alle Rechte vorbehalten

Gesamtherstellung: Offsetdruck GmbH Sonthofen-Rieden

ISBN 3-87836-346-X

INHALTSVERZEICHNIS

		Seite
1.	M. P. Fleischer: Seminaria et cultores des evangelischen Humanismus in Schlesien	7
2.	W. Laug: Luthers Briefe und Briefwechsel mit schlesischen Reformatoren	43
3.	J. Grünewald: Das historisch-allegorische Lutherbild aus Neukirch an der Katzbach	51
4.	U. Hutter: Zacharias Ursinus (1534–1583). Eine biographische und theologische Studie . . .	63
5.	H. Girke: Die Ritter von Gerlachsheim	79
6.	L. Radler: Beiträge zur Siedlungs- und Kirchengeschichte des Kreises Schweidnitz. Der Fideikommiß der Grafen von Moltke in Kreisau, Gräditz, Wierischau. . .	87
7.	G. Schröder: Marie von Kramsta. Spuren eines Lebens im Sand der Zeit . . .	113
8.	H. Patzelt: Schlesien zwischen Habsburg und Brandenburg. Die kirchlichen Beziehungen zwischen dem österreichischen und preußischen Schlesien von der Reformation bis ins 18. Jahrhundert	137
9.	W. Laug: 100 Jahre Forschung in schlesischer Kirchengeschichte	151
10.	J. Leuchtman: 100 Jahre Bund Deutscher Bibelkreise (BK)	159
11.	A. Büchner: Der Anhang zum schlesischen Gesangbuch	178
12.	G. Hultsch: Mitteilungen des Vereins für schlesische Kirchengeschichte	182
	Der Vorstand des Vereins	185
	Anschriften der Autoren	185
13.	Bücherbericht	186
14.	Veröffentlichungen des Vereins	213

Seminaria et Cultores des Evangelischen Humanismus in Schlesien

Herbert Schöffler hat die „für die Geistesgeschichte Schlesiens, ja Deutschlands wichtigsten Folgen“ aufgezeigt, die der im Weltprotestantismus einzigartige Fall hatte, daß den Hunderttausenden lutherischen Schlesiern jahrhundertlang eine Landesuniversität fehlte.¹⁾ Zur Erklärung des Scheiterns der schlesischen Hochschulgründungsversuche am Anfang des 16. und 17. Jahrhunderts sowie der Abwesenheit wissenschaftlicher Gesellschaften sogar während der Blütezeit der schlesischen Dichtung im 17. Jahrhundert führte Joseph Becker 1930 ein volkskundliches Urteil Josef Nadlers und Gerhard Eberleins an: „Die Schlesier sind wohl zu keiner Zeit führende Geister gewesen, ihre Stärke liegt nun einmal ihrem Volkscharakter und ihrer geschichtlichen Entwicklung nach nicht im Handeln, sondern im Dulden. Auch die schlesische Kirche hat seit Alters niemals besondere Initiative entwickelt.“²⁾

Diesem Urteil sowie der Unkenntnis akademischer Einrichtungen, die den Mangel einer schlesischen Landesuniversität und wissenschaftlicher Gesellschaften³⁾ bis zu einem gewissen Grade ersetzen, soll nun hier zweifach widersprochen werden: Einmal durch eine Reihe von Hinweisen auf die führenden Rollen von Schlesiern bei der Gestaltung des spät-humanistischen Oberschulwesens und bei der Bildung gelehrter Freundeskreise; zum anderen durch eine Übersicht der Schulgründungen des Evangelischen Humanismus⁴⁾, durch die die schlesischen Fürstentümer trotz ihrer Zersplitterung mit den vorbildlichsten höheren Lehranstalten

¹⁾ Deutsches Geistesleben zwischen Reformation und Aufklärung, 3. Aufl. Frankfurt a. M. 1974, S. 30-39.

²⁾ „Schlesier in der Deutschen Gesellschaft zu Jena“, Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens (Zeitschrift), Bd. 64 (1930), S. 141. Eberleins Aufsatz, „Die erste evangelische Universität“, befindet sich im Evangelischen Kirchenblatt für Schlesien, 4. Jahrgang (1901), S. 281-298. Diesen und weitere Schrifttumshinweise verdanke ich dem schlesischen Presbyterologen, Herrn Pfarrer Johannes Grünewald.

³⁾ Da Becker (2), S. 140, vom „Fehlen wissenschaftlicher Gesellschaften“ spricht, nachdem er S. 138 f. die Unfähigkeit der Mitbürger von Opitz beklagt hatte, eine Sprachgesellschaft zu schaffen, sei auf „Die Gründung der K. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher“, in Jonas Grätzer: Lebensbilder hervorragender schlesischer Aerzte, Breslau 1889, S. 201-216, hingewiesen. Die Academia Naturae Curiosorum wurde zwar 1652 in Schweinfurt gegründet, fand aber 1658 durch den Einsatz Philipp Jacob Sachs von Lewenhaimbs (1627-1672) ihren „Sammelort“ in Breslau.

⁴⁾ Siehe Ernst Wolf: Philipp Melanchthon: Evangelischer Humanismus, Göttingen 1961.

in der zweiten Hälfte des Reformationsjahrhunderts, den württembergischen Kloster- und sächsischen Fürstenschulen⁵⁾, Schritt hielten. Dabei sollen vornehmlich die Pflanzstätten des schlesischen Späthumanismus „in der Provinz“ berücksichtigt werden. Diese bereiteten nämlich nicht nur den Mutterboden für die deutsche Dichterblüte im 17. Jahrhundert vor, zu der die ganze Kulturlandschaft beitrug. Sie stellten selbst schon Zweigstellen einer neulateinischen Dichterschule dar, aus der die deutsche hervorging. Unglücklicherweise wurden diese ursprünglichen Pflanzstätten und Zweigstellen von den Kirchenreduktionen durch die Gegenreformation während und nach dem Dreißigjährigen Kriege am meisten in Mitleidenschaft gezogen, so daß sie vielfach vergessen worden sind.

Unter den neun Scholae eminentiores des Evangelischen Deutschlands, die der polnische Reformationsgeschichtler Andreas Węgierski im 17. Jahrhundert namentlich hervorhob, befanden sich fünf schlesische (Goltbergensis, Uratislaviensis, Freistadiensis, Bregensis, Bethaniensis sive Schönaichiana).⁶⁾ Außer diesen fünf oder sechs (in Breslau gab es sowohl das Elisabethanum als auch das Magdalenäum) erwähnte Węgierski noch die Gymnasien in Herborn, Bremen, Görlitz, Joachimstal in der Mark Brandenburg, sowie Danzig, Elbing und Thorn in Preußen. Da Görlitz zum schlesischen Kulturkreise gehörte, so daß viele Ober- und Niederlausitzer sich *Silesii* nannten oder so bezeichnet wurden,⁷⁾ und viele Schlesier in Danzig, Elbing und Thorn wirkten, kann man getrost von einer geistigen Führung Schlesiens im höheren Schulwesen des Späthumanismus sprechen. Von den vier protestantischen Schulmännern des Reformationsjahrhunderts, die in die Geschichte der Pädagogik eingingen, Johannes Sturm, Valentin Trozendorf, Hieronymus Wolf und Michael Neander, stammten ohnehin zwei aus Schlesien.⁸⁾ Unter den großen Vier galt dem neuen evangelischen Erziehungswesen Sturm als vorbildlicher Gründer und Ordner, Trozendorf als nachahmenswerter Leiter und Neander als mustergültiger Lehrer einer höheren Schule. Węgierski nannte Trozendorf Melanchthonis felix imitator, Neander bezeichnete Trozendorfs Schule als *Magistra gentis Silesiae*, und Neander selbst zählte neben Melanchthon als der „andere Lehrer Deutschlands“.⁹⁾

⁵⁾ Siehe Willy Moog: *Geschichte der Pädagogik*, 8. Aufl., Ratingen bei Düsseldorf und Hannover 1967, Bd. 2, S. 152-159.

⁶⁾ Siehe Jan Tazbir, Hrsg.: *Andreae Wengerscii Libri Quattuor Slavoniae Reformatae* (Amsterdam 1679), Warschau 1973, S. 52.

⁷⁾ Michael Neander Sorauensis zählte sich selbst zu den Schlesiern. Martin Mylius Gorlicensis wurde in einem Loblied *Pro Horto Philosophico* von Friedrich Taubmann: *Melodaesia sive Epulum Musaeum*, Leipzig 1622, S. 340, als *Silesius* gefeiert.

⁸⁾ Siehe Moog (5), S. 160-181.

⁹⁾ Siehe Otto Kluge, „Der Humanismus des 16. Jahrhunderts in seinen Beziehungen zu Kirche und Schule, zu den theologischen und philosophischen Studien“, *Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts*, Bd. 17 (1927), S. 30.

Der Bauernsohn *Trozendorf* (1490 – 1556), dessen Goldberger Gymnasium auch mit dem hölzernen Pferd verglichen wurde, aus dem für Schlesien mehr Gelehrte heraussprangen als Griechen in Troja, wirkte vor allem durch die Macht seiner Persönlichkeit, die nach Goethe nicht nur „höchstes Glück der Erdenkinder“ sein sollte, sondern auch höchstes Ziel humanistischer Bildung war. Friedrich Lucae berichtet, daß noch nach Jahren „in hohen Ehren-Aemptern Lebende“ ihren gesellschaftlichen Aufstieg auf die Ermunterung zurückführten, mit der Trozendorf jeden Morgen die Vorlesungen eröffnete: „Gott grüsse Euch ihr Edlen / Rathsherren / Kayserliche / Königliche und Fürstliche Rätthe / Bürgermeister / Handwercker / Künstler / Kauffleute / Krämer / Büttel / Hencker / und Lumpenleute“. ¹⁰⁾ Von Trozendorfs *hospitalitas*, die ebenfalls zum Wesen des Späthumanismus gehörte, zeugte andererseits um 1540 sein Wittenberger Freund Georg Aemilius:

„Hoc ego claviculo rigidum suspendo magistrum,
Cum libet antiquo viverde more mihi.“ ¹¹⁾

Ehe Trozendorf 1531 endgültig die Leitung der Magistra gentis Silesiae in Goldberg übernahm, verhalf er dem Luthertum 1524 in Breslau und 1527–1529 in Liegnitz zur Herrschaft. In Liegnitz ergriff der Melanchthonschüler als Dozent für Griechisch und Hebräisch an der ersten werdenden evangelischen Universität der Welt die Initiative gegenüber Schwenckfeldern und Sakramentierern. ¹²⁾ So bedauerlich die Auflösung der ersten evangelischen Hochschulgemeinschaft wegen ihrer Glaubensunterschiede auch sein mag, so zeigt sie doch von Anfang an den Mut und die Einsatzbereitschaft schlesischer Kirchen- und Schulmänner, aus ihren Überzeugungen Folgerungen zu ziehen, auch wenn diese ihrem weiteren Fortkommen keineswegs dienlich waren. Aus Lehrermangel errichtete Trozendorf in Goldberg eine Schüler selbstverwaltung nach dem Muster der römischen Republik, das weithin Schule machende „Helfersystem“. Den Hauch der alten Welt, den die Versenkung in die klassische Kultur zum Nutzen von Staat und Kirche hervorrief, bewahrte eine Inschrift in der Trozendorf-Kapelle in Liegnitz:

So allgemein verbreitet war die Sprache der Römer in Goldberg,
Daß es für Schande galt, wenn Deutsch noch ein Deutscher dort sprach.

¹⁰⁾ Schlesiens curieuse Denckwürdigkeiten oder vollkommene Chronica von Ober- und Nieder-Schlesien, Frankfurt a. M. 1689, S. 550.

¹¹⁾ Das Distichon führte Michael Neander: *Orbis Terrae Partium SVCCINCTA* Explicatio, 3. Aufl. Leipzig 1589, S. 38, als Beweis für Trozendorfs außerordentliche Gastfreundlichkeit an. Siehe auch Georg Ellinger: *Geschichte der neulateinischen Dichtung Deutschlands im sechszehnten Jahrhundert*, Bd. II, Berlin und Leipzig 1929, S. 111. Auf Deutsch etwa: „Nachdem die Rebe die Strenge des Lehrers gelöst, erfreut mich sein Leben nach Art der Alten.“

¹²⁾ Siehe Horst Weigelt: *Spiritualistische Tradition im Protestantismus: Das Schwenckfeldertum in Schlesien*, Berlin und New York 1973, S. 25 und 103 f.

Knechte und Mägde, Du hörtest sie sprechen lateinische Worte, Meintest wohl, Goldberg liegt mitten in Latium drin.”¹³⁾

Der Kaufmannssohn *Neander* (1525 – 1595) aus Sorau nannte sich selbst, wie gesagt, „bey jeder Gelegenheit einen Schlesier“.¹⁴⁾ Von 1542 – 1547 studierte Neumann in Wittenberg, wo ihn Luther Theander, Melanchthon aber Neander taufte. Von 1550 bis zu seinem Lebensende wirkte er als Rektor der Klosterschule Ilfeld im Harz. Durch Neander wurde „die Anstalt in ganz Deutschland, ja auch im Ausland berühmt“.¹⁵⁾ Neander, der fast den ganzen Unterricht allein erteilte, war eine ebenso gewichtige pädagogische Persönlichkeit wie Trozendorf. Noch mehr als jener, der auch schon Arithmetik, Astronomie, Musik und Naturphilosophie, also Fächer, die vorher der Artistenfakultät an der Universität vorbehalten blieben, lehren ließ, legte aber Neander wert auf die Realien. Erdkunde und Zeitrechnung seien die beiden Augen, durch die wir die Weltgeschichte begreifen lernten. Im Gegensatz zu Trozendorf, dessen *Catechesis* von Melanchthon 1558 in Wittenberg und dessen *dicta* ebenfalls posthum ebenda herausgegeben wurden,¹⁶⁾ war Neander zeitlebens schriftstellerisch überaus fruchtbar. In seiner *Orbis terrae partium succincta explicatio*, einem weltkundlichen Lehrbuch, das 1586 und öfter in Leipzig erschien, räumte Neander dem Lob Schlesiens und achtundzwanzig seiner Gelehrten und ihrer Gönner besonders breiten Raum ein.¹⁷⁾ Melanchthon hatte im Vorwort zu Trozendorfs *Catechesis* durch ein Wortspiel mit Tacitus Schlesien und Elysien gleichgesetzt und den Schlesiern die Höchstzahl an Dichtern und Denkern unter allen deutschen Stämmen zugesprochen.¹⁸⁾ So wurde Schlesien durch die Worte und Werke des ersten und zweiten Lehrers Deutschlands nicht nur ein

¹³⁾ Nach Carl Julius Löschke: Valentin Trozendorf nach seinem Leben und Wirken, Breslau 1856, S. 45. Lateinisch: Atque ita Romanam Linguam transfudit in omnes, Turpeque haberetur teutonico Ore Loqui;/ Audisses Famulos Famulasque Latina sonare/Goldbergam in Latio crederes esse sitam. Als Bd. LVII der Monumenta Germaniae Paedagogica zählt die definitive Darstellung von Gustav Bauch: Valentin Trozendorf und die Goldberger Schule, Berlin 1921.

¹⁴⁾ (J. G. Peuker:) Kurze biographische Nachrichten der vornehmsten schlesischen Gelehrten, Grottkau 1788, S. 82.

¹⁵⁾ Moog (5), S. 177.

¹⁶⁾ U. a.: Precationes. . . recitatae in schola Goldbergensi. Wittenberg 1564, deutsch (auch mit Gebeten Melanchthons), Görlitz 1568, beides Mal hrsg. von dem Görlitzer Rektor Laurentius Ludovicus (1536–1594) aus Löwenberg; ferner die Bibelspruchsammlung: Rosarium Scholae Trocedorfii, . . . Ein Krantz von Rosen / genommen aus dem Paradis des Herrn, Wittenberg 1568, hrsg. von Marcus Rullus (1532 – 1588) aus Liegnitz, der dort Pastor an der Liebfrauenkirche war.

¹⁷⁾ Siehe Neander (11), »Doppelseiten 32-46. Auf Neanders vollständige Bibliographie weist Die Religion in Geschichte und Gegenwart, 3. Aufl. Tübingen 1960, Bd. 4, Sp. 1389 f., hin.

¹⁸⁾ Catechesis Scholae Goltpergensis, scripta a Valentino Trocedorfio, cuius eximia fuit eruditio, & pietas. Cum Praefatione Philip. Melanth., Wittenberg 1558, S. Aij-Aiij.

geographischer und literaturgeschichtlicher Begriff, sondern auch zum „Orplid“ seiner Gelehrtdichter.

In seinem unmittelbaren Nachleben erreichte *Georg Calaminus* (1549 – 1595) als dritter Schlesier den gleichen Rang unter den großen Schulmännern und Gelehrten wie Trozendorf und Neander.¹⁹⁾ Obwohl er wie Neander ebenfalls fern der Heimat wirkte, blieb er als Mittel- und Schnittpunkt mehrerer Freundeskreise mit seinen Landsleuten in Berührung und stieg mit ihrer Hilfe zur geistigen Führungsschicht der Welt Rudolfs II. auf.²⁰⁾ Die gelehrten und dichterischen Freundeskreise, deren Glieder miteinander durch einen „aufs feinste durchstilisierten“ Austausch von Briefen und Besuchen verkehrten, erfüllten die Aufgabe von wissenschaftlichen Gesellschaften. Ihre Häupter dienten den Fürstenhöfen als Ratgeber, Nachrichtenübermittler und Öffentlichkeitsarbeiter. Innerhalb des späthumanistischen Erziehungswesens wirkten sie als Lehrbuchverfasser, stilistische Vorbilder und berufliche Leitsterne. Sie halfen auch ihren Anhängern bei der Erlangung von Ämtern und Würden. Kaiser und Fürsten (die letzteren durch Fürsprache beim Kaiser) belohnten die Dienste und Verdienste der Gelehrtdichter nicht zuletzt durch die Verleihung der Pfalzgrafenwürde und die Dichterkrönung, die entweder vom Kaiser oder in seinem Namen von einem Pfalzgrafen vorgenommen wurde. Beiden Ehrungen folgte oft die Erhebung in den Adelsstand.²¹⁾ Der einflußreichste schlesische Freundeskreis scharte sich um den Melanchthonschüler und Kostgänger Luthers, *Johannes Crato von Crafftheim* (1519 – 1585). Dieser Sohn eines Dienstboten hatte sich vom Stipendiaten der Stadt Breslau zum Leibarzt Ferdinands I., Maximilians II. und Rudolfs II. emporgearbeitet. Als 1567/68 erblich geadelter Pfalzgraf half er seinen Landsleuten mit nie versagender Bereitwilligkeit.²²⁾

¹⁹⁾ Siehe Melchior Adam: *Vitae Germanorum Philosophorum*, Heidelberg 1615, S. 407-411, wo er mit Trozendorf und Neander in die späthumanistische Ruhmeshalle 126 deutscher „Philosophen“ aufgenommen wurde.

²⁰⁾ Siehe Helmut Slaby, „Magister Georg Calaminus und sein Freundeskreis“, *Historisches Jahrbuch der Stadt Linz* 1958, S. 73-139; *Allgemeine Deutsche Biographie* (ADB), Bd. 3 (1876), S. 692, wo Georg und Petrus Calaminus von Adolf Schimmelpfennig behandelt wurden; sowie R. J. W. Evans: *Rudolf II And His World*, Oxford 1973, S. 116-161, besonders S. 128, Anm. 2, und 149.

²¹⁾ Siehe Paul Pfothenhauer, „Schlesier als kaiserliche Pfalzgrafen und schlesische Beziehungen zu auswärtigen Pfalzgrafen“, *Zeitschrift*, Bd. 26 (1892), S. 319-363, wo S. 354-361 die Ernennungsurkunde Cratos durch Maximilian II., gegeben am 11. November 1568 zu Linz, abgedruckt ist, sowie Slaby (19), S. 136-139, wo die „*Laurea poetica pro Georgio Calamino*“ und die „*Nobilitatio cum armorum concessione pro Georgio Calamino*“ durch Rudolf II. erschienen sind.

²²⁾ Siehe vor allem J. F. A. Gillet: *Crato von Crafftheim und seine Freunde*, 2 Teile, Frankfurt a. M. 1860, wo im Teil II, S. 95 und 318 ff., Cratos Beziehungen zu Georg und Petrus Calaminus behandelt werden, sowie als weitere Belege seines selbstlosen Mäzenatentums, Karl A. Siegel, „Crato von Krafftheim, Simon Schard und Thomas Rehdiger“, *Zeitschrift*, Bd 64 (1930), S. 75-88, oder Paul Dziallas, „Johann Crato von Krafftheim und Johann von Jessen“, in Eberhard G. Schulz, Hrsg.: *Leistung und Schicksal*, Köln und Graz 1967, S. 147-156.

Bei der Betrachtung der schlesischen Schulgeschichte in der zweiten Hälfte des Reformationsjahrhunderts dürfen aber auch die kleineren Freundeskreise nicht übersehen werden, die sich mit den größeren überschneiden und eine Mischung von Pfarrverein, Altphilologenverband und Lehrerbund waren. So brachte „Schlesien, wo in Beuthen, Goldberg, Liegnitz, Görlitz, Brieg, Bunzlau und den anderen kleinen Städten sehr achtbare Gelehrte saßen, Gelehrtenkreise von eigener Prägung hervor.“²³⁾ Ihr Briefwechsel war ein „Schwelgen in persönlichen Beziehungen“, und der intime Umgangston im schriftstellerischen Verkehr mit gelehrten Freunden, „im wesentlichen auf Deutschland beschränkt“, hatte sich vor allem in Schlesien entwickelt.²⁴⁾ Von siebzehn für den deutschen Späthumanismus in dieser Hinsicht beispielhaften lyrischen Freundeschaftsbüchern stammen zehn von Schlesiern.²⁵⁾

Diese neulateinischen Dichtungen sind eine vorzügliche Quelle für die späthumanistische Gelehrtengeschichte. Als z. B. Trozendorf 1537 seinen Wittenberger Freund, den Dichter Aemilius, um einige Grabschriften zum Tode des Goldberger Bürgermeisters Georg Helmrich bat, der vorher selbst Rektor des dortigen Gymnasiums gewesen war und dem Trozendorf u. a. seine Stellung verdankte, da sandte Aemilius zwei Wittenberger Studenten und angehende Dichter, Melchior Acontius (1515 – 1569) und Christoph Preyss, gen. Pannonius (gest. 1590), mit den Trauergaben nach Goldberg. In einem diesen beigegebenen, an Trozendorf gerichteten Gedicht beschreibt Aemilius vorausschauend „die ganze Fahrt, die sie nach Goldberg in neun Tagen erledigen sollten; auch die weitere Ausdehnung der Reise bis nach Breslau wird nicht vergessen. Überall gedenkt Aemilius bei den einzelnen Aufenthaltsorten der hervorragenden Männer, die dort wirken oder gewirkt haben. Die Gelehrtengeschichte wird durch die Angaben mehrfach gefördert.“²⁶⁾ Über was wer in Goldberg las, als z. B. der spätere Breslauer Kircheninspektor Johannes Fleischer 1568/69 dort angestellt war, unterrichtet uns übrigens einzig und allein der „poetische Chronist“ der Schule Johannes Claius (1535 – 1592), der auch in Frankenstein und Nordhausen lehrte und als Pfarrer in Bendeleben starb.²⁷⁾ Ähnlich spiegelten seinen humanistischen Bildungsgang, seinen gelehrten Freundeskreis und dessen literarische Beziehungen die *Chilias* und *Centuriae epigrammatum* (Frankfurt, Liegnitz und Görlitz, 1600 – 1608) des gekrönten Dichters und Pastors

²³⁾ Siehe Erich Trunz, „Der deutsche Späthumanismus als Standeskultur“ (1931), abgedruckt in Richard Alewyn, Hrsg.: *Deutsche Barockforschung*, Köln und Berlin 1965, S. 161.

²⁴⁾ Siehe ebda., S. 167 und 171.

²⁵⁾ Siehe ebda., S. 181, Nr. 30.

²⁶⁾ Ellinger (11), S. 112.

²⁷⁾ Siehe Bauch (13), S. 45 und 206. Über Claius als Dichter, siehe Ellinger (11), S. 258 f.

Tobias Aleuthner (1574 – 1633) aus Leobschütz wieder, der in Friedersdorf bei Görlitz plündernden Söldnern Wallensteins erlag.

Solche persönlichen Verhältnisse und gelehrtengegeschichtlichen Zusammenhänge enthüllt nun vornehmlich die akademische Laufbahn *Georg Rörichs* (*Calaminus*), Sohn eines Seifensieders aus Silberberg, dem der väterliche Beruf nicht behagte. Er wurde daher 1566 zur Lateinschule nach Glatz geschickt. Crato ermöglichte es ihm, „seine angefangenen Studien zunächst in Breslau und später in Heidelberg unter Zacharias Ursinus fortzusetzen.“ Vielleicht erhielten Georg und sein Vetter Petrus (1556 – 1598), der Rektor in Neurode, 1582 Pastor in Stolz bei Frankenstein, später Professor in Wittenberg und Heidelberg wurde und ebenfalls von Crato gefördert worden war, von diesem ihren Humanistennamen. Georg Calaminus scheint schon in Breslau mit seinen Lehrern und Mitschülern Petrus Vincentius (1519 – 1581), David Rhenisch (1536 – 1589), Jakob (1546 – 1603) und Peter Monau (1551 – 1588), Nikolaus Steinberg (1553 – 1610), der 1577 für seine Lobsprüche beim Einzug Rudolfs II. in Breslau zum Dichter gekrönt wurde, und Nikolaus Rhedinger III. (1555 – 1616) den Kern eines Freundeskreises geformt zu haben. Dazu stießen später noch die kaiserlichen Geheimschreiber in Wien und Prag, Hieronymus Arconatus (1533 – 1599) und Nicolaus Haunold (1556 – 1612), die in Löwenberg bzw. Liegnitz geboren, in Breslau zum Elisabeth-Gymnasium gegangen waren. Christoph Schilling (1534 – 1583) aus Frankenstein, Silberbergs Nachbarstadt, der Lehrer in Breslau, sowie Rektor in Hirschberg, Amberg und Heidelberg war, verbrachte seine letzten Lebensjahre als enger Freund von Calaminus in Linz, wo Crato Schilling um 1579 eine Anstellung als Arzt der Landstände vermittelt hatte.²⁸⁾ Fördernde Freundesgunst genoß Calaminus auch vor allem von Nikolaus Reusner (1545 – 1604) aus Löwenberg, der, wie Calaminus in Straßburg und Lauingen unter Johannes Sturm unterrichtet hatte, 1594 von Rudolf II. als Rechtsgelehrter in Jena geadelt und zum Pfalzgrafen gekürt wurde.

Um 1572 war nämlich Calaminus nach Straßburg übergesiedelt, wo er sich 1574 den Magistergrad erwarb. Johann Sturms Akademie hatte 1566 von Maximilian II. das Recht erhalten, Baccalaurei und Magistri zu ernennen. Im Sinne von Sturms Erziehungsziel einer *sapiens atque pietas eloquens* widmete sich Calaminus dem Schreiben von Theaterstücken. Er verfaßte zunächst zwei Krippenspiele im Stile Virgilscher Hirtenlieder. Calaminus war der erste ortsansässige Gelehrten-dichter, dessen Werke von der Straßburger Schulbühne aufgeführt wurden.

²⁸⁾ Nach Gillet (22), II, S. 94, erhielt Schilling 1579 in Valence den medizinischen Doktorgrad. A. G. E. Th. Henschel: *Iatologiae Silesiae*, Breslau 1837, S. 11, nennt dagegen als Schillings Promotionsort „Montepessulana“ (Montpellier), wo er vorher studiert hatte. Henschel erwähnt außerdem Scholz, der im selben Jahr in Valence promovierte, als Herausgeber von Schillings medizinischen *Epistolae*. Siehe auch Siegismund Justus Ehrhardt: *Presbyterologie des Evangelischen Schlesiens*, 3. Teil, 2. Hauptabschnitt, Liegnitz 1784, S. 203f.

Im Jahre 1578 ging Calaminus an die evangelische Landschaftsschule in Linz und entwickelte sich als neulateinischer Dichter, Dramatiker und Briefschriftsteller zu deren „bedeutendster Persönlichkeit“.²⁹⁾ Gegen den Einschluß einiger seiner Briefe in eine späthumanistische Sammlung durch seinen Wiener Freund Hugo Blotius wehrte er sich um 1585 mit der Empfehlung, daß man Latein lieber von Cicero als von Calaminus lernen solle. Auf eine Berufung als Professor der alten Sprachen nach Altdorf verzichtete er 1585 aus Rücksicht auf seine im Vorjahr mit einer Bürgermeisterswitwe mit zwei Kindern eingegangenen Ehe. Seit 1581 wandte er sich wiederholt an Crato, Arconatus, Haunold und andere mit der Bitte um Rat und Hilfe bei der Erlangung des Lorbeerkranzes. Die kaiserliche Dichterkrönung und Adelserhebung erreichte er schließlich nicht zuletzt auf die Fürsprache von Arconatus 1595 durch Rudolph Otocarus. Dieses 1593 vollendete Meisterstück war ebenso ein wissenschaftliches Werk wie ein Schauspiel.³⁰⁾ Calaminus bearbeitete den Stoff von „König Ottokars Glück und Ende“ als erster von fünfzehn Nachfolgern und nahm Grillparzer in vielen Beziehungen vorweg. Bei der Abholung eines ihm von Rudolf II. persönlich zugeeigneten und überreichten Kaiserbildes steckte sich Calaminus 1595 in Wien – Vienna ventosa vel venenosa – am Fleckfieber an und starb kurz nach der Heimkehr in Linz. Obwohl sich Calaminus nicht bei jeder Gelegenheit einen Schlesier nannte, so ließ ihn doch die Eimerkette der schlesischen Schul- und Gelehrten-geschichte (Adam, Henel, John, Peucker) als schöpferischen Geist einer versunkenen Standeskultur nie in Vergessenheit geraten. Ein weiterer schlesischer Gelehrter und Horaz des Kaiserhauses, der noch weniger bekannt als der erst 1958 ausführlicher beschriebene Calaminus ist, war *Salomon Frenzel von Friedenthal* (1561 – 1605) aus Breslau, Sohn eines gleichnamigen Pastors und ein Enkel Ambrosius Moibans. Frenzel, dessen äußerst selten gewordene Werke weit verstreut sind,³¹⁾ studierte ebenfalls in Straßburg und wurde 1584 geadelt und zum

²⁹⁾ Slaby (19), S. 123.

³⁰⁾ Siehe ebda., S. 119-124.

³¹⁾ In der Britischen Museumsbibliothek befinden sich Frenzels *Poemata Sacra et Nova*, Straßburg 1585, seine erste Gedichtsammlung; *Victoria pusilli Christianorum exercitus*, Prag 1588, und *Musa Christiana in Natalicis Domini Iesu*, Prag 1591, beide Rudolf II. verehrt. In der Universitätsbibliothek Erlangen sind vorhanden das *Carmen Hexametrum In Pentecoste: De Spiritu Sancto. Contra Antitrinitarios*, (Wittenberg?) 1587, dem Reipub. Nissenae Notario Gregor Rhenanus zugeeignet, sowie *Ad Germaniam Oratio de praesentissima Calamitate Turcica*, Wittenberg 1594. Diese Rede, die Frenzel als Rektor von Helmstedt dem Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen widmete, enthielt auch ein Vorwort des Rektors der Wittenberger Universität und fünf Eingangsgedichte, u. a. von Ulrich von Schaffgotsch und Friedrich Taubmann. Taubmanns *Vierzeiler In Orationem Salomonis Frenzeli* wurde auch in (7), S. 412, abgedruckt. Über Salomon Frenzel sen. (1529-1602), ein Pastorensohn aus Jauer, siehe Adam Pantke: *Lebensbeschreibungen aller Breslauer Kirchenlehrer*, Breslau 1756, S. 14-16.

Dichter gekrönt. Er hielt sich offensichtlich am Hofe in Prag auf, wo er den Chirurgen und Verehrer Rudolfs II., des „Philosophenkaisers“, Johann von Jessen (1566 – 1621) aus Breslau einführte. Anno 1594 war Frencl als Professor für Moralphilosophie Rektor der Universität Helmstedt und starb als Schulleiter in Riga. Sowohl unter den Beiträgen In Hortum Scholzii (1594) als auch im Hortus Philosophicus (1597) des Mylius erschienen zwei seiner Gedichte.³²⁾ Der Garten von Scholz diente eben nicht nur als Versammlungsort eines Freundeskreises, naturwissenschaftliche und heilkundliche Pflanz- und Forschungsstätte, sondern auch als Kristallisationspunkt späthumanistischer Gedankenlyrik. Im Hortus Philosophicus (Görlitz, 1597; deutsch, Straßburg, 1621 und 1646) stellte der Görlitzer Rektor und gekrönte Dichter Martin Mylius (1542 – 1611) auf über sechshundert Seiten die späthumanistische Weltanschauung und Geschichtsauffassung als Rankenwerk um Blumen, Bäume, Sträucher und Stauden dar. Darin bildeten die Gärten von Eusebius Menius in Wittenberg und Laurentius Scholz in Breslau die Kronen eines Werdeganges, der mit dem Paradiese begann.³³⁾

Die naturwissenschaftliche und schöngeistige Beschäftigung mit der Pflanzenkunde war dem lutherischen Späthumanismus so tief eingewurzelt, daß sie seinen Dichtern und Denkern zum Gleichnis von Leben und Lehre gereichte. Georg Aemilius (1517 – 1569) z. B., der bereits erwähnte Freund Trozendorfs, war nicht nur Dichter und Rektor einer Lateinschule. Er legte sich zuletzt als Generalsuperintendent in Stolberg einen Botanischen Garten an. Eusebius Menius, der in Wittenberg Philosophie lehrte, war mit Anna Sabinus, einer Enkelin Melanchthons und Tochter des Hauptes des Wittenberger und Königsberger Dichterkreises, Georg Sabinus, verheiratet. Sein Garten wurde von Johann Major (1533 – 1600), einem „poetischen Schildknappen Melanchthons“, besungen. Wie man das Studium der Natur in Botanischen Gärten betrieb und darin großartige Pflanzen züchtete, die der Dichtung als Wahrzeichen und Sinnbilder dienten, so sollte die heranwachsende Jugend in *seminaria ecclesiae et Republicae* zu Prachtstücken klassischer Kultur erzogen werden. Den Lehrern war dabei auch die Rolle von *veri cultores pietatis Christianae* zudedacht.³⁴⁾

Diese Gedankenverbindung und Vorstellungswelt kam noch 1710 bei der Einweihung des Neubaus des St. Maria-Magdalena-Gymnasiums in

³²⁾ Siehe In Lavrentii Scholzii Medici Wratisl. Hortvm Epigrammata Amicorum, Breslau 1594, sowie Martin Mylius: Hortvs Philosophicvs Consitvs Stvdio, Görlitz 1597. In beiden Schriften sind die entsprechenden Seiten nicht beziffert. In Scholzens Epigrammata folgen die Beiträge Frencels und Mylius' einander.

³³⁾ Siehe Mylius (32), S. 16.

³⁴⁾ Siehe Kluge (9), S. 11.

Breslau zum Ausdruck. Der Festredner, Daniel von Riemer und Riemberg, feierte die „Baumschule“ samt allen anderen seminaria des Landes nach dem Muster des Mylius durch eine Reihe von Vergleichen mit den Gärten im ägyptischen Memphis, der Semiramis, des Cyrus, des römischen Kaiser Maximinus und Diokletian, des Königs Alkinous auf Korfu, vor allem aber mit der akademischen Anlage Epikurs in Athen. Wie der einstweilige Rektor und Ratsherr und nachmalige Bürgermeister Georg Helmrich (1500 – 1536) nebst seinem „getreuen Collegen“ Trozendorf den Bau der Goldberger Schule größtenteils selbst bezahlte, so erwartete sich Epikur sein Grundstück in Athen auf eigene Kosten. (Das war eine Anspielung auf den bleibenden Wert der Stiftung des neuen Schulgebäudes durch den Kirchenvorsteher Johann Kretschmer.) Was der selbstgeschaffene Garten des Epikur fortan als Schule der Menschheit den Griechen und Römern galt, das bedeutete noch 174 Jahre nach dem Tode seines großzügigen Gründers (Helmrich) das Goldberger Gymnasium den Schlesiern.³⁵⁾ Riemer verschwieg wohl den Garten von Scholz als Musterbeispiel einer späthumanistischen Bildungsstätte, die der Einfall eines Einzigen auf seinem Eigentum mit eigenen Mitteln geschaffen hatte, weil diese damals in einen barocken Vergnügungspark, vom Volke als „Spritzgarten“ verspottet, verwandelt worden war.³⁶⁾ Die Metaphern von Riemers Ansprache, der als Breslaus Rechtsbeirat waltete, hätten aber aus den zeitgenössischen Gedichten über den Garten von Scholz stammen können.³⁷⁾

Schon eine beiläufige Buchprüfung der Geldfrage, wie sie Riemer anlässlich der Kretschmerschen Stiftung anschnitt, enthüllt eine Fülle „besonderer Initiativen“ bei der Finanzierung des schlesischen Schulwesens durch seine Gelehrten und Gönner. In Schlesien hingen nämlich die neuen evangelischen Schulen noch mehr als die evangelisch gewordenen Kirchen, deren Einkünfte, Stiftungen und Widmungen meistens aus vorreformatorischer Zeit übernommen und erst während und nach dem Dreißigjährigen Kriege streitig gemacht wurden, wirtschaftlich vom Vermögen

³⁵⁾ Siehe Johann Christian Kundmann: *Academiae et Scholae Germaniae, praecipue Dvcatvs Silesiae, cvm Bibliothecis*, in *Nvmmis*, Breslau 1741, S. 45-52.

³⁶⁾ Siehe Manfred P. Fleischer, „The Garden of Laurentius Scholz: A Cultural Landmark of Late-Sixteenth-Century Lutheranism“, *The Journal of Medieval and Renaissance Studies*, Bd. 9 (1979), S. 29-48, besonders S. 46 f.

³⁷⁾ Von den 46 Gedichten von 41 Dichtern in den *Epigrammata* (32) wurden wiedergedruckt Ioannis Theopoldi *In hortum Laur. Scholtzii* in (Jan Gruter:) *Delitiae poetarum Germanorum*, Frankfurt a. M. 1612, Pars VI, S. 687 f., sowie Ioan. Matthaei Wacheri (sic!) *Constantini In hortum Laur. Scholtzii*, ebda., S. 1059. Das letztere befindet sich auch unter den drei Gedichten am Ende von Scholzens Lebensbeschreibung in Melchior Adam: *Vitae Germanorum Medicorum*, Heidelberg 1620, S. 365.

der Städte, Landstände und ihrer begüterten Freunde ab. Unter katholischer Oberhoheit und verschuldeten evangelischen Fürsten³⁸⁾ fehlten hier die gesetzlich geregelten Einnahmen, die dem Unterrichtswesen in den rein protestantischen Territorialstaaten zuflossen. Die Blüte des Evangelischen Humanismus in Schlesien beruhte aber nicht nur auf den wissenschaftlichen, schöngestigen, erzieherischen und wirtschaftlichen Erträgen, die seine cultores in ihre seminaria wieder hineinsteckten, sondern auch auf der gedeihlichen Zusammenarbeit von Bildung und Besitz. Zur Kennzeichnung dieser gegenseitigen Unterstützung nur einige Hinweise auf die wirtschaftlichen Verhältnisse und zwischenmenschlichen Beziehungen des Kreises um den Garten von Scholz.

Laurentius Scholz (1552 – 1599) verwandelte um 1588 einen ererbten und verwilderten Garten in der Nähe der St. Christophoruskirche in Breslau in ein *seminarium rei medicamentariae*. Er stattete seine Pflanzstätte mit Kunstwerken so aus, daß nicht nur Zephir und Flora, sondern selbst Venus und die Grazien darin zu wohnen schienen.³⁹⁾ Scholz, ein unermüdlicher Herausgeber medizinischer Handbücher für die europäische Ärzteschaft, war nach Henel von Hause aus nicht reich, obwohl ihm Andreas Calagius zuschrieb, daß seiner Heilkunst Schätze folgten. Nicolaus Steinberger gewährt uns einen Einblick, wie Scholz sein Brot verdiente: „Morgens besuchst Du die Kranken; dann sitzest Du über den Büchern; / Was dir an Zeit noch verbleibt, ist der Botanik geweiht.“⁴⁰⁾ Der Garten stand tagsüber Besuchern offen und enthielt auch Spielzeuge und -plätze für deren Kinder. An bestimmten Frühlings-, Sommer- und Herbstabenden feierte Scholz darin mit seinen Freunden die sog. „Breslauer Blumenfeste“. Unter den siebzig Dichtern, die den Garten besungen haben sollen, ragen Valens Acidalius, Daniel Bucretius (Rindfleisch), Andreas Calagius, Nicolaus Rhediger III und Johann Wacker hervor. Ihre Gedichte erschienen über die von Scholz selbst herausgegebenen Epigrammata hinaus u. a. in den *Delitiae poetarum Germanorum*

³⁸⁾ Das gilt besonders für Liegnitz. Der Hochschulgründungsversuch von 1526-1530 scheiterte nicht nur an der Glaubensfrage, sondern auch an der Geldnot Friedrichs II., der nach Mohacs die Stadt befestigen mußte. Obwohl er und seine Nachfolger der Goldberger Schule durch Bereitstellung von Stipendien halfen, so verbrachten doch Friedrich III. (1520-1570) und Heinrich XI. (1539-1588) viele Jahre im Schulgefängnis. Georg II. (1523-1586) von Brieg und der Standesherr Georg von Schoenaich auf Carolath (1557-1619) bildeten die berühmten Ausnahmen.

³⁹⁾ Siehe Johann Theophil Kunisch: *De Nicolai Henelii Breslographia*, Schulprogramm des Friedrich-Gymnasiums, Breslau 1841, S. 11: „ut non solum Zephirus et Flora, sed ipsa Venus et Gratiarum chorus habitare in ea videatur“.

⁴⁰⁾ Zitiert nach Ferdinand Cohn, „Dr. Laurentius Scholz von Rosenau“, *Deutsche Rundschau*, Bd. 63 (1890), S. 117. Lateinisch: „Mane libros tractas, aegrotis post modo visis / Quod reliquum est Florae tempus in arte locas“.

(1612). Sie machten in dieser späthumanistischen Blütenlese des europäischen Festlandes den „meistbesungenen deutschen Garten“ zum meistgefeierten Einzelgegenstand.⁴¹⁾ Wovon lebten nun diese Gartendichter? Wie unterstützten sie sich in ihren künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen?

Die häufigsten Beschreibungen des Gartens von Scholz, der sein 1596 zur Aufnahme in den böhmischen Adel führendes Wappen 1585 von Pfalzgraf Crato erhalten hatte, stammten von *Valens Acidalius* (1567 – 1595).⁴²⁾ Acidalius war der Sohn eines Pastors aus Wittstock in der Mark Brandenburg. Als Student in Rostock, Greifswald und Helmstedt schloß er einen Freundschaftsbund mit seinem Kommilitonen Daniel Rindfleisch aus Breslau und ihrem Lehrer Johannes Caselius (1533 – 1613). Von 1585 – 1594 waren Acidalius und Bucretius, so entweder von Acidalius oder Caselius getauft, unzertrennliche Gefährten. Ihre gemeinsame Lebens- und Bildungsreise führte zunächst durch Italien, wo Acidalius die Villa seines Gastgebers Camillus Palaeotus in Bologna besang. Die beiden Freunde ließen sich schließlich 1593 in Bucretius' Heimatstadt nieder, die Acidalius eine *urbs litteratissima et litteratorum amantissima* nannte. Als Bucretius 1594 heiratete, wurde Johann Wacker Acidalius' Gönner. Dieser verschaffte ihm kurzfristig das Rektorat der Lateinschule in Neisse, wo er auch in Wackers, des bischöflichen Kanzlers, Haus gewohnt haben soll. So wurde Acidalius, ein „besonderer Künstler literarischer Freundschaft“, der „in den Formen des gelebten Lebens ganz Humanist zu sein sich bemühte“⁴³⁾ und als Arzt und Althphilologe die höchste

⁴¹⁾ Für die entsprechenden Literaturhinweise, siehe Manfred P. Fleischer, „Die Regenbogenlehre Johannes Fleischers“, Jahrbuch für schlesische Kirchengeschichte, (Jahrbuch), Bd. 60 (1981), S. 72, Anm. 12 und 13. Unter den Lobrednern in den *Delitiae* befand sich noch Daniel Engelhardt. Die beiden ersten Gedichte von Wacker und Rhediger in den *Epigrammata* wurden von Kunisch (39), S. 9 f., aus Henels *Breslographia* (1613) angeführt. Neben Wackers abermals angeführtem Gedicht befinden sich noch zwei in den *Epigrammata* nicht enthaltene von Johannes Posthius und Jan Gruter am Ende von Scholzens Lebensbeschreibung durch Melchior Adam (37), S. 365.

⁴²⁾ Siehe den den *Epigrammata* angebundenen Sonderdruck *Valentis Acidalii Quadrifrons* in *Hortum Lavrentii Scholtzii*, der ein Vorwort von Scholz, seine *Leges Hortenses* und *Convivales*, sowie vier ihm in den Mund gelegte Vierzeiler an Wacker und Rhediger enthielt und den *Poematum Iani Lernetii, Iani Guilielmi, Valentis Acidalii, nova editio* (de Casp. Cunrado), Liegnitz 1603, einverleibt wurde. Diese und weitere Gedichte bildeten das Große Finale der ersten 150 Acidalius eingeräumten Seiten des ersten Teiles der *Delitiae poetarum Germanorum* (1612).

⁴³⁾ Trunz (23), S. 168.

Anerkennung erzielte,⁴⁴⁾ wirtschaftlich von seinen Freunden ausgehalten.

Auch die Veröffentlichung seines einzigen zu Lebzeiten in Deutschland erschienenen wissenschaftlichen Werkes scheint Acidalius seinen Breslauer Freunden verdankt zu haben. Jakob Monau und Laurentius Scholz fanden in Heinrich Osthaus(en) den Verleger für V. Acidalii in Q. Curtium animadversiones (Frankfurt a. M., 1594). Die Vorrede dieses Kommentars ist an Bischof Andreas von Jerin (diente 1585 – 1596) gerichtet. Sein dritter Teil wurde Wacker gewidmet; der vierte dem Breslauer Rats Herrn und Schulhalter Erasmus Müller (gest. 1599); der fünfte dem Kaiserlichen Rat Christoph Hulsius, einem Verwandten des Bucretius; der sechste Nicolaus Rhediger III; der siebente Jakob Monau; der achte Martin Schilling; der neunte Laurentius Scholz; der zehnte David Aicheuser, einem Freund von Janus Guilielmus (1555 – 1584). Der letztere war ein Acidalius ebenbildlicher Latinist des ausgehenden 16. Jahrhunderts.⁴⁵⁾ Am genauesten schilderte den Garten von Scholz der Breslauer Schulmann *Andreas Calagius* (1549 – 1609), ein Jugendfreund des Arconatus, der Calaginus nach seiner Dichterkrönung durch Rudolf II. 1597 von Prag bis nach Glatz begleitete.⁴⁶⁾ Calagius war dort zuerst und danach im großpolnischen Wieruszow⁴⁷⁾ Rektor gewesen. Im Jahre 1576 kam er ans Magdalenäum, 1579 ans Elisabethanum und wurde 1591 „aus erheblichen Ursachen“ (sprich: Kryptocalvinismus) amtsentsetzt. Calagius beuerte zwar 1592 im Vorwort zu seinem Blumenkalender, der die Blü-

⁴⁴⁾ Acidalius wurde zu den hervorragenden Ärzten aller Zeiten und Völker gezählt, von Pierre Bayle für den potentiell besten modernen Kritiker gehalten, von Justus Lipsius die Perle Germaniens und von Adrian Baillet ein Wunderkind der Dichtung und Wissenschaft genannt. Für Quellennachweise, siehe Manfred P. Fleischer, „'Are Woman Human?' – The Debate of 1595 Between Valens Acidalius und Simon Gediccus“, *The Sixteenth Century Journal*, Bd. 12 (1981), S. 110. Conrad Bursian: *Geschichte der klassischen Philologie in Deutschland*, Erste Hälfte, München und Leipzig 1883, widmete Acidalius über zwei Seiten (242-244); John Edwin Sandys: *A History of Classical Scholarship*, Bd. 2, 1908, wiedergedruckt New York 1958, auf Grund von Bursian einen Absatz (S. 273). Aus Rudolf Pfeiffer: *History of Classical Scholarship*, Oxford 1976, ist dieser „vielversprechende und höchst gebildete Jüngling“ (Jakob Thuanus, 1553-1617) verschwunden. Auf S. 142 blieb nur ein Hinweis auf Bursian.

⁴⁵⁾ Siehe Bursian (44), S. 243, sowie Fr. Adam, „Der Neisser Rektor Valens Acidalius“, *Siebzehnter Bericht der Philomathie in Neisse*, Neisse 1872, S. 41.

⁴⁶⁾ Siehe Alfred Rüffler, „Hieronymus Arconatus, ein schlesischer Dichter des 16. Jahrhunderts“, *Zeitschrift*, Bd. 71 (1937), S. 218. Gustav Bauch: *Geschichte des Breslauer Schulwesens in der Zeit der Reformation*, Breslau 1911, S. 380, gibt allerdings 1589 an, als Calagius „zur Erwerbung des Dichterlorbeers nach Prag wollte.“ Unterschiedliche Jahreszahlen werden auch von Schimmelpfennig, *ADB*, Bd. 3 (1876), S. 691, und Bauch, ebda. für Calagius' Amtsniederlegung angegeben.

⁴⁷⁾ Siehe Wengerscius (6), S. 117 f.: „Wieruszoviensis, sub Rectoribus: ... Andr. Calagio Uratislaviensis Poeta, qui Pentateuchum Poeticè reddidit, & Synonima, Latino-Polon. Germanica evulgavit...“

tenpracht des Gartens von Scholz im Kreislauf der zwölf Monate darstellte: „Besseres hätt' ich geleistet, wenn mir ein Mäcenas Muße verliehen, wie einst Virgil sie besaß. Doch nur dem Recht folgt Würde und Amt; Euch (Ärzten) Schätze. Dichter und Lehrer jedoch bedrückt zu Hause die Not.“⁴⁸⁾ Nichtsdestoweniger untersützte der Breslauer Rat, der viele angehende Gelehrte auf seine Kosten zur Universität und Promotion (meistens nach Wittenberg) sandte, den um das schlesische Schrifttum höchst verdienten neulatinischen Dichter und deutschen Dramatiker auch noch nach seinem Ausscheiden aus dem städtischen Schuldienst. Das scheint genauso selbstverständlich geschehen zu sein wie wohl Scholz sein Loblied belohnte. Der Stadtrat hatte Calagius 1575 für ein Carmen, das Breslau beschrieb, 2 Mark 8 Groschen bezahlt. Er besoldete ihn ein ganzes Jahr nach seiner Entlassung mit 40 Mark und einer Wohnungszulage von 13 Mark 25 Groschen, honorierte den zweiten Band seiner *Duo Epithetorum tomi* (Breslau, 1590) mit 33 Mark 24 Groschen und steuerte zu seiner Reise nach Prag 9 Mark 4 Groschen und 6 Heller bei. Noch 1609 erhielt Calagius 5 Mark 20 Groschen Unterhaltshilfe für seinen gleichnamigen Sohn.⁴⁹⁾

Calagius verfaßte viele Hochzeitsgedichte, vielleicht auf Bestellung.⁵⁰⁾ Als Vorgänger von Opitz übersetzte er nach klassischen Versmaßen Frischlins Ehe- und Brautdramen „Rebecca“ und „Susanna“ ins Deutsche und führte sie 1599 bzw. 1603 gegen Entgelt⁵¹⁾ mit seinen Privatschülern auf. Das erste Schauspiel widmete er dem Kaiserlichen Rat und obersten Rentmeisters Schlesiens, Alexander von Eck und seiner Gemahlin. Calagius rechtfertigte seine dramatischen Versuche mit der glücklichen

⁴⁸⁾ Hortvs Doct. Lavrentii Scholzii, Vratislaviae: In Officina Typographica Georgij Baumanni, M. D. XCII.: „Fortassis meliora darem, mihi si quis amicus / Ocia Mecoenas Virgiliana daret. / Sed modo Ius comitatur honor: Vos gaza: Poetas Cum grege Grammatico res premit arcta domi.“

⁴⁹⁾ Siehe Bauch (46), S. 380. Über den Unterhalt von vier verschiedenen Stipendiaten nach den Rechnungen des Schulamtes und Hospitals zu St. Hieronymi in Breslau 1570-1587, siehe Reinhold Kärger, „Bilder aus dem Schulleben Breslaus im 16. Jahrhundert“, Rubezahl, Bd. 10 (1871), S. 563-570.

⁵⁰⁾ Außer den unzähligen Epithalamia, die Calagius für seine Freunde schrieb und die Bauch (46) passim erwähnt, sowie den zwei Werken in Anmerkung 47, siehe Calagius' Schriftenverzeichnis in Johann Sigismund John: *Parnassi Silesiaci sive Recensionis Poëtarum Silesiacorum*, Breslau 1728, S. 44-46.

⁵¹⁾ Die Erwartung von Einnahmen seitens des Ludimoderators einer Schulkomödie bestätigt eine Beschwerde des Kantors Lorenz Mohaupt. Mohaupt lehrte an der Lateinschule in Raudten und inszenierte am Osterdienstag 1604 mit 44 Mitspielern „Susanna“ (Frischlings in der Fassung des Calagius?). Er beklagte sich, daß die Ratsherren nicht nur „mit Weib und Kind ohne Geld“ zugeschaut, sondern sich auch noch an dem von ihm gespendeten Freibier schadlos gehalten hätten. Siehe Hermann Söhnle, „Geschichte der Raudtener Schule“, *Correspondenzblatt des Vereins für Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens (Correspondenzblatt)*, Bd. 14 (1915), S. 445.

Erinnerung an seine eigene Mitwirkung bei Schulaufführungen des Terenz in Breslau. Auch Michael Neander hatte man als lutherischen Lateinschüler in Sorau mit den schwierigsten Rollen des Terenz betraut. „Mit Calagius fingen die echten Schuldramen schlesischer Herkunft in Breslau und Schlesien an.“⁵²⁾ Zwei Menschenalter später fanden die Ur-aufführungen Gryphius', Lohensteins und Hallmanns auf der Breslauer Schulbühne statt.⁵³⁾ Wie wir die Bildergalerien des europäischen Humanismus und der gesamtdeutschen Gelehrtenwelt den Lebensbeschreibungen Nikolaus Reusners (1587) und Melchior Adams aus Grottkau (1615 – 1620) verdanken, so kommen die Geburtsdaten in Cunrads Silesia Togata meistens aus Calagius' Natales illustrium Virorum, foeminarum, urbium, Academiarum & Monasteriorum, perquam utile ad Historiam literariam opus (Frankfurt, 1609).

Obwohl oder weil *Daniel Bucretius* (1562 – 1621) einer angesehenen Breslauer Kaufmannsfamilie entstammte, gehörte auch er zu den städtischen Universitätsstipendiaten. Von 1584 – 1588 studierte er Theologie in Rostock. „Ging Ostern 1588 mit Vorwissen und Bewilligung des Rates als Mediziner nach Helmstedt mit dem Stipendium des Vincentius, 1590 mit 100 Talern und 100 Kronen nach Italien, um Medizin und Chirurgie zu studieren.“⁵⁴⁾ In Bologna wurde er 1593 Dr. med., 1605 Stadtphysikus in Breslau und danach auch noch Leibarzt des Fürstbischofs, Erzherzog Karl. Bucretius, der in Rostock mit Acidalius ein Schüler Jan Gruters war, ist in den *Deliatæ poetarum Germanorum* und unter den von Erich Trunz aufgeführten lyrischen Freundschaftsbüchern der am meisten gefeierte literarische Freund.⁵⁵⁾ Acidalius, der 1589 in Helmstedt seine *Epigrammata ad Danielem Rindfleisch Bucretius Vratislaviensem* veröffentlichte, und Bucretius führten „eine rein persönliche, fast bis zur Leidenschaftlichkeit sich steigernde Freundschaft, wie es dergleichen vorher nur im Italien der Renaissance gegeben hatte.“⁵⁶⁾ So überbrückte die späthumanistische Standeskultur den Abgrund zwischen arm und reich sowie evangelisch und katholisch. Als nämlich Bucretius 1594 die Tochter Aemilia des Französischlehrers Kaspar Langer heiratete, da wurde

⁵²⁾ Bauch (46), S. 160. Calagius hatte selbst als Schüler Martin Helwigs bei Maria Magdalena und Andreas Winklers bei St. Elisabeth Theater gespielt, wie er im Vorwort zu Rebecca, Liegnitz 1599, berichtete.

⁵³⁾ Siehe Max Hippe, „Aus dem Tagebuch eines Breslauer Schulmannes im siebzehnten Jahrhundert“, Zeitschrift, Bd. 36 (1901), S. 176-191.

⁵⁴⁾ Bauch (46), S. 386. Über den Stifter eines der Stipendien, siehe Gustav Bauch „Petrus Vincentius, der Schöpfer des Görlitzer Gymnasiums und erste Breslauer Schulinspektor“, Mitteilungen der Gesellschaft für Erziehungs- und Schulgeschichte, Jg. 19 (1909), S. 269-330, sowie Zeitschrift, Bd. 5 (1863), S. 162.

⁵⁵⁾ Hauptsächlich: *Bucreadum C. Cunradi*, Oels 1607.

⁵⁶⁾ Trunz (23), S. 167.

der eifrige Reformierte sowohl von Acidalius als auch von Johannes Fersius (1558 – 1611), die dem Luthertum in katholischer Richtung den Rücken kehrten, durch Hochzeitsgedichte beglückwünscht.⁵⁷⁾

Nikolaus Rhediger III (1555 – 1616) war das dritte Glied eines Handelshauses, von dem man im 16. Jahrhundert behauptete, die Sonne scheine in Breslau nur denen, die gut rhedigerisch gesinnt seien.⁵⁸⁾ Wenn nicht an Macht, so überragte doch damals das Großbürgertum Fürsten und Adel im Reichtum. „In einer Zeit, wo um etwa 50 000 Goldgulden ganze Fürstentümer feil waren,“ bezogen schlesische Kaufleute häufig in einem Jahr Güter im Werte von 25 000 Goldgulden.⁵⁹⁾ Nicolaus Rhediger I war um 1510 im Breslauer Wirtschaftsleben aufgetaucht, wobei ihm u. a. die Familien Haunold und Rindfleisch emporhalfen. Er gründete ein Handelshaus, das Niederlassungen in Antwerpen und Danzig hatte, erwarb Grundbesitz auf dem Lande und verschwägerte sich und seine zwölf Kinder mit den eingewanderten Geschlechtern der Morenberg, Monau, Rindfleisch, Schilling und Uthmann, dem der berühmte Rechtsgelehrte und Hugenotte François Hotman (1524 – 1590) entstammte.⁶⁰⁾ Nikolaus Rhediger II (1525 – 1587), Grundherr zu Striesa, Schebitz und Zedlitz, wurde 1555 Breslauer Ratsherr und 1573 Landeshauptmann des Fürstentums. Nach Nikolaus Pol hat er „arme Studenten, Schul- und Kirchendiener, arme Handwercksleute und andere Dürftige treulich geför-

⁵⁷⁾ Siehe Bauch (46), S. 156. Fersius (1558-1611) war Sohn eines Lehrers am St. Elisabethgymnasiums, studierte als Stipendiat der Stadt Breslau 1577-1581 in Wittenberg und dann nach Beschluß des Rates Medizin und Chirurgie in Basel. Nach Bauch, ebda., S. 385, war Fersius „sehr anmaßend in seinen Geldforderungen“ und promovierte 1590 in Italien. Nach seinem Übertritt zur katholischen Kirche wurde er päpstlicher Protonotar und 1600 Domherr in seiner Vaterstadt. Fersius II, wie ihn Henschel (28), S. 23, nannte, ist von Johannes Fersius aus Strehlen (gest. daselbst 1599) schwer auseinanderzuhalten. Nach Henschel, ebda., S. 18, erwarb sich der Strehlemer 1587 in Wittenberg einen philosophischen und 1593 in Frankfurt einen medizinischen Doktorgrad. Er widmete Scholz den den Epigrammata angebondenen Sermo de Viris in materiam Medicam & Herbariam bene meritis, wobei er sich allerdings als Wratislavianus bezeichnete. Er war es vielleicht auch, dem Justus Lipsius nach Henschel, ebda., S. VII, schrieb, „testimonium hoc Silesiis et Wratislaviae vestrae reddo, non esse exultio-rem oram hodie in ambitu Europae.“ Über die beiden Fersii, vgl. auch Jo. Henrici, Casp. Fil. Cunradi Silesia Togata, edidit Caspar Theophil. Schindlerus, Liegnitz 1706, S. 72; Joseph Jungnitz: Die Breslauer Germaniker, Breslau 1906, S. 89-91; und Johannes Grünewald, „Beiträge zur schlesischen Presbyterologie im 16. und 17. Jahrhundert“, in Bernhard Stasiewski, Hrsg.: Gedenkschrift für Kurt Engelbert, Köln und Wien 1969, S. 315 f.

⁵⁸⁾ Siehe vor allem das Kapitel, „Die Familie Rhediger in Breslau“, in Gillet (22), I, S. 77-87, und Arthur Biber, „Thomas Rhediger“, Schlesische Lebensbilder, Bd. 4, Breslau 1931, S. 113-124.

⁵⁹⁾ Siehe Colmar Grünhagen, „Schlesien am Ausgange des Mittelalters“, Zeitschrift, Bd. 18 (1884), S. 46, Anmerkungen 1 und 2.

⁶⁰⁾ Siehe Gillet (22), I, S. 82f.

dert.“⁶¹) Er soll den lutherischen Gottesdienst in Schebitz eingeführt haben, wo er Patronatsherr war.⁶²) Martin Helwig widmete ihm für seinen Druckkostenzuschuß 1561 die erste Landkarte ausschließlich Schlesiens. Im Verein mit Jakob Monau veranlaßte Rhediger II seinen Schebitzer Pfarrer Martin Grosser (Major), einen ehemaligen Rektor der Lateinschule in Bernstadt,⁶³ zur Abfassung der ersten deutschsprachigen *Anleitung zur Landwirtschaft* (Görlitz, 1590).⁶⁴)

Mit Buretius, den Gebrüdern Monau, den vielen Glieder der Familien Haunold und Schilling⁶⁵), und seinem Onkel Thomas Rhediger (1540 – 1576), dem Bücher- und Handschriftensammler, zählte Nikolaus III nicht nur zu den Breslauer Patriziersöhnen, die von den Fleischtöpfen des Fernhandels ins gelobte Land der Gelehrsamkeit übergesiedelt waren. Nach dem damals im Schwange stehenden Leitsatz des Horaz, *Beatus ille qui procul a negotiis*, lebte er auch als literatus auf dem rus paternum in Striesa. Diese Züge der Zeit zur höheren Welt der Wissenschaft, zu Melanchthons *academia coelestis*, und zum Stilleben auf dem Lande umschrieb Petrus Lotichius Secundus (1528 – 1560), „der Fürst aller Teutschen Poeten“ (Opitz), einerseits mit *extra academias non esse vitam*,⁶⁶) aber andererseits mit: „das Feld / das kühle Thal / das Graß/ ein freyer Muth / In gleichfalls freyer Lufft / ist den Poeten gut“.⁶⁷) Das Streben nach Geisteskultur in „freier Luft“ führte nicht zuletzt zu besonders vielen Pflanzstätten des evangelischen Humanismus in der schlesischen Gartenlandschaft.

Dem Rechtsgelehrten *Johann Wacker* (1550 – 1619) folgten die höchsten Ämter und Würden.⁶⁸) Schon als Student in Straßburg erntete der gebürtige Constanzer Dichterruhm durch das Schreiben von Schauspie-

⁶¹) Zitiert nach Ehrhardt (28), 1. Teil, 1. Hauptabschnitt, Liegnitz 1780, S. 62.

⁶²) Siehe ebda., S. 563.

⁶³) Siehe Edmund Michael, „Zur Geschichte der Schulen im Kreise Oels“, *Zeitschrift*, Bd. 72 (1938), S. 209.

⁶⁴) Siehe Manfred P. Fleischer, „The First German Agricultural Manuals“, *Agricultural History*, Bd. 55 (1981), S. 1-15.

⁶⁵) Siehe Cunrad (57), S. 107-109, bzw. 265-267.

⁶⁶) Siehe Trunz (23), S. 157.

⁶⁷) *Rura sacros vates, gelidaeque in vallibus vmbrae, / Blandaq; graminei cespitis herba juuant*, übersetzt von Martin Opitz: *Weltliche Poemata*, 1644, wiedergedruckt Tübingen 1967, S. 237, wo S. 235-237 die Vorbilder ländlichen Gelehrtenlebens aus dem Altertum und der italienischen Renaissance angeführt werden.

⁶⁸) Siehe das Lebensbild auf Grund von Brief- und Gedichtssammlungen durch Theodor Lindner, „Johann Matthäus Wacker von Wackenfels“, *Zeitschrift*, Bd. 8 (1868), S. 319-351.

len. In Genf studierte er die Rechte unter Hotman und lernte dann Italien, Frankreich und Österreich als Hofmeister kennen. Crato vermittelte ihm 1576 eine solche Stelle bei Nikolaus Rhediger II. zur Erziehung und Reisebegleitung von Nikolaus III. Über seinen ersten Eindruck von Breslau schrieb Wacker an Crato, „so lange er in Österreich gelebt, glaubte er unter Barbaren gewelt zu haben, erst hier habe er gebildete Menschen kennen gelernt.“⁶⁹⁾ Der burgundische Humanist Hubert Languet beglückwünschte Wacker zu seiner neuen Wirkungsstätte mit den Worten, „Breslau schiene ihm der Wohnsitz der Humanität zu sein, soweit überträfren seine Bewohner alle anderen Deutschen durch Reinheit des Sinnes und jene kluge SimPLICITÄT, die sich der Dichter wünschte.“⁷⁰⁾

Obwohl Wacker noch reformiert war, beauftragte ihn Bischof Andreas von Jerin (1585 – 1596) mit diplomatischen Gesandtschaften, besonders nach Polen. Er diente als Rat der schlesischen Kammer und rückte 1591 zum Kanzler der Oberlandeshauptmannschaft auf, die der Bischof ausübte. Nach dem Tode seiner ersten Frau trat Wacker 1592 ohne Verärgerung seiner evangelischen Freunde zur katholischen Kirche über und wurde 1594 als „von Wackenfels“ geadelt. Als Mitgift seiner zweiten Frau erhielt er das Landgut Lessot in Oberschlesien. Im Frühjahr 1597 berief ihn Rudolf II. in den Reichshofrat nach Prag. Der Papst verlieh ihm den Orden des heiligen Petrus. Als Vertrauter des Kaisers erwarb er sich während des Bruderzwistes im Hause Habsburg gleichzeitig die Gunst des Thronfolgers Matthias, der ihn zum „Reichsreferendar“ und 1616 zum Pfalzgrafen ernannte. Vom böhmischen Aufstand aus Prag vertrieben, starb er 1619 in Wien.

Wacker verdankte seinen steilen Aufstieg der schlesischen Gelehrtenrepublik, deren Starthilfe er durch Mäzenatentum entgalt. Von Breslau und Prag aus unterhielt Wacker nicht nur enge diplomatische Beziehung zu seinem schwäbischen Heimatkreis, sondern auch dichterische und wissenschaftliche, besonders zu Frischlin. Er selbst dachte um 1595 an eine Plautusausgabe, und der Wittenberger Plautusherausgeber Friedrich Taubmann lobte 1612 seinen philologischen Scharfsinn. Wackers Töchterlein Maria Helena (1597 – 1607) wurde u. a. von Johannes Kepler als ein Wunderkind klassischer Bildung besungen.⁷¹⁾ Im ersten Lebensjahr soll sie deutlich gesprochen, im zweiten und dritten Lateinisch und Deutsch gelesen, im vierten geschrieben, im siebenten und achten Lateinisch und im neunten Griechisch und Tschechisch beherrscht haben. Außerdem konnte sie rechnen, singen, spielen, sticken, nähen und kochen.

⁶⁹⁾ Ebda., S. 322.

⁷⁰⁾ Ebda., sowie Gillet (22), I, S. 4. Languet war 1553 in Breslau. Sein Brief ist vom 26. April 1580.

⁷¹⁾ Siehe Lindner (68), S. 325. Nach Johann Caspar Eberti: Schlesiens Hoch- und Wohlgelehrtes Frauenzimmer, Breslau 1727, S. 73 f., wurden die sie ehrenden lateinischen, französischen und italienischen Nachrufe 1707 (?) in Giessen gedruckt.

Außer neulateinischer Dichtung und Naturwissenschaft wurden Kochkunst sowie Gesang und Spiel auch im kinderfreundlichen Garten von Scholz gepflegt. Noch 1630 errichtete Caspar Cunrad (1571 – 1633), der Vater des Verfassers von *Silesia Togata*, Wacker eine *Ara manalis*, einen Gedenkstein in Gestalt einer Gedichtsammlung.

Den Hausgebrauch der alten Sprachen; das Leben der Gelehrten in einem klassischen Bezugsrahmen, der Standes- und Glaubensunterschiede bis zu einem gewissen Grade überwand; das Zusammenwirken von Bildung und Besitz oder Könnern und Gönnern fand man nicht nur in Goldberg und Breslau oder am Kaiserhofe in Prag, sondern auch in den schlesischen Kleinstädten. Dort kam noch die Freizügigkeit zwischen höherem Lehr- und Pfarramt als Treibstoff des Späthumanismus hinzu, wie ein Einblick in die schulischen und kirchlichen Verhältnisse in Raudten bei Glogau ergibt:

„Auffallend ist, wie schnell die Lehrer wechselten. Für sie war die Tätigkeit an der Schule nur der Durchgang zum einflußreicheren geistlichen – seltener städtischen – Amte ... Am längsten amtierte an der Schule Johann Baumann der Ältere (Ludimoderator, 1582 – 1597). Er hat dann auch durch sein Kirchenamt den größten Einfluß auf die Raudtener Schule ausgeübt. Von seiner Zeit ab sind die meisten Schulmeister und Kantoren Raudtener Stadtkinder, die von ihm unterrichtet und angeregt waren sich den Wissenschaften zu widmen.“

Die Lehrherrschaft hatte eine angesehene Stellung und trat in die ersten Kreise des Städtchens, öfters durch Heirat. Bisweilen war Anknüpfung schon durch die Herkunft gegeben: manche Schulkollegen entstammten den Familien der Ratsherren und Pastoren. Aber auch die von geringer Herkunft wurden, sobald sie ihre Studien vollendet hatten und ein Amt bekleiden konnten, überall gern aufgenommen. Das sehen wir so recht an Johannes Heermann.⁷²⁾

Johann Heermanns (1585 – 1647), des drittgrößten deutschen Kirchenliederdichters, Schulung durch die schlesische Gelehrtenrepublik ist wichtig genug, um bis zur Dichterkrönung verfolgt zu werden. Die Begabung des Raudtener Kürschnersohnes, dessen Mutter bei einer Kinderkrankheit gelobt hatte, Johann studieren zu lassen, falls er genesen, wurde von Johann Baumann (1558 – 1627) entdeckt, dem Heermann eine rühmende Leichenpredigt hielt.⁷³⁾ Baumanns Sohn, Johann der Jüngere (1585 – 1628), der 1608 selbst Rektor in Raudten und 1612 in Liegnitz ordiniert wurde, war Heermanns Mitschüler und engster Jugendfreund. Mit 12 Jahren, also 1597, als Vater Baumann ins Pfarramt überwechselte, ging Heermann zur Fortbildung nach Wohlau unter Georg Gigas zur Schule, wo ihn der Apotheker Jakob Fuchs als *Famulus* unterhielt. Wegen eines Fieberanfalles, für den man Wohlau ungesunde Luft verantwortlich hielt, kehrte Heermann nach Raudten zurück und wurde von

⁷²⁾ Söhnel (51), S. 441.

⁷³⁾ Siehe ebda., S. 436, sowie Heinrich Schubert, „Leben und Schriften Johann Heermanns von Köben“, *Zeitschrift*, Bd. 19 (1885), S. 182-234; Wilhelm August Bernhard, „Beiträge zur Biographie des Liederdichters Joh. Heermann“, *Zeitschrift*, Bd. 21 (1887), S. 193-218; und Hermann Söhnel, „Aus dem Leben Johann Heermanns, Zusätze und Berichtigungen“, (1934), S. 24-90.

Baumanns Nachfolger als Rektor der Lateinschule, Georg Fiebing, unterrichtet und für häusliche Hilfe entlohnt. An Fiebing, der, nachdem er eine Pfarrerswitwe geheiratet hatte, Pastor wurde und um 1611 in Deichslau bei Steinau an der Oder mit Heermann in Köben als Amtsnachbar aufs freundschaftlichste verkehrte, richtete Johann die Verszeile: *A te prima meae ceperunt semina Musae.*⁷⁴⁾

Dasselbe Wellenspiel von Aufnahme in das Haus eines Lehrers oder Gönners, Nebenverdienst durch wissenschaftliche Hilfsarbeit oder Unterricht ihrer Kinder und lebenslange Freundschaft aller gegenseitig Bereicherten begleitete Heermann während seines ganzen Bildungsganges. Während seiner Schulzeit in Fraustadt (1602) diente Heermann auf Vermittlung des dortigen Kantors Balthasar Thilo, den wir 1606 als Rektor in Raudten finden, im Pfarrhause Valerius Herbergers als Schreiber und Lehrer seines Sohnes Zacharias. Ebenso nachhaltig wie der Gemeinliederdichter und Kanzelredner am „Kripplein Christi“ wirkte in Fraustadt der Rektor und Rhetor Johann Brachmann (1571 – 1631) aus Liegnitz auf Heermann. Brachmann übernahm 1607 die Schulleitung in Guhrau, zwei Meilen von Köben, wo Heermann 1611 sein einziges Pfarramt antreten und die Freundschaft vertiefen wird. Besonders die Ausgabe Brachmannscher Schulreden (1615) fand unter Heermanns Sinnge-dichten an seine Freunde einen begeisterten Wiederhall.⁷⁵⁾

Mit 18 Jahren siedelte Heermann 1603 ans Elisabethanum nach Breslau über, wo er im Schulgebäude freie Wohnung erhielt. Herbergers Empfehlungsbrief an den Rektor Nikolaus Steinberg und den Pastor und Professor Cristoph Scholtz (1561 – 1611), der ihm in der Hauptstadt die Türen zu Privatstunden und Freitischen öffnete, bewahrte Heermann bis an sein Lebensende wie ein Heiligtum. Im Oktober 1604 begab er sich weiter nach Brieg. Hier wurde Rektor Jakob Schickfus (1574 – 1636) Heermanns Mäzen. Privatunterricht erteilte er den Junkern Wenzel und Friedrich von Rothkirch aus Winzenberg bei Grottkau. Er begleitete sie 1609 nach Straßburg, wo sie sich bei dem Mediziner Melchior Sebitz (1539 – 1625) aus Falkenberg einschrieben und Heermann selbst auf Empfehlung Herzogs Johann Christian Theologie und Poesie studierte. In Brieg war Heermann außerdem Hauslehrer von Georg von Kottwitz aus Köben, dessen Vater ihn 1611 dorthin erst als Diakon und im gleichen Jahr ins Pastorat berief.

Johann Heermann verbrachte ein Jahr in Fraustadt, anderthalb Jahre in Breslau und viereinhalb Jahre in Brieg. Das Brieger Gymnasium war 1564 „nach dem Muster der Fürstenschulen Sachsens“ und „den Einrichtungen der Elisabethschule in Breslau“ durch Georg II. gegründet

⁷⁴⁾ Bernhard (73), S. 196, wo das ganze Gedicht abgedruckt ist. Auf Deutsch etwa: Du hast die Liebe zu den Musen mir ins Herz gepflanzt. Vgl. auch Söhnel (73), S. 32.

⁷⁵⁾ Siehe ebda., S. 197.

worden.⁷⁶⁾ Schickfus leitete aber auch die Schule nach dem Goldberger Selbstverwaltungs- und Helfersystem, so daß die jüngeren Jahrgänge einem Primaner als ephorus oder informator unterstanden. Heermann wohnte als solcher mit seinen drei Zöglingen zusammen. Er wurde auch unter 99 Primanern in den aus sechs *judices* bestehenden, Schulordnungsverstöße ahndenden Senat berufen. In seinem letzten Jahr wählte man ihn zu dessen Praetor.⁷⁷⁾

Während seiner Brieger Gymnasialzeit veröffentlichte Heermann nicht weniger als sieben in Frankfurt, Oels und Glogau gedruckte lateinische Reden und Gedichte, die er auch öffentlich vortrug.⁷⁸⁾ Er erregte damit die Aufmerksamkeit des durchreisenden gekrönten Dichters Matthäus Zuber aus Neuburg in der Pfalz, der ihn dem Pfalzgrafen Jakob Chimarrhäus, einem Probst in Leitmeritz, empfahl. Als dieser seine Verwendung beim Kaiser versprach, wandte sich Heermann mit zwei Gedichten an Rudolf II., den „größten aller Kaiser, Türkenbezwinger, Friedensfürsten und Volksbeglucker“. Beim Tode Rudolfs verfaßte er 1619 noch ein Abschiedslied.⁷⁹⁾

So wurde Johann Heermann im Brieger Gymnasium am 8. Oktober 1608 vom Vizepfalzgrafen Caspar Cunrad aus Breslau zum kaiserlichen Dichter (*poeta coronatus caesareus*) gekrönt. Unzählige Gelehrte, fürstliche Hauptleute und Räte sowie drei andere gekrönte Dichter drängten sich zur Huldigung des künstlerischen Ausdrucksvermögens des armen Kürschnersohnes aus Raudten. Der Rat der Stadt Brieg stiftete das Festmahl und wohl auch die in Oels gedruckte Festschrift, in der Silesia togata die neue Perle in seiner Krone feierte. Heermann aber ließ in den Silberreifen unter seinem Lorbeerkranze den Stoßseufzer eingravieren: *Lauru justitiae me cingat in aethere Jesus! / Haec Chimarrhaei munera sarta gero.*⁸⁰⁾

Während Brachmann noch um 1615 begeisternde lateinische Schulreden auf Christus hielt und in Silesia Togata „*nec Cicero minor*“ genannt wurde, ging Heermann bald nach der Dichterkrönung in den Kunstformen der christlichen Verkündigung, Predigt und Gemeindegang, ausschließlich ins Deutsche über. Im Kirchenlied gelang es ihm noch vor Opitz, was Calagius im Schulschauspiel anstrebte, nämlich die Verbindung von klassischen Versmaßen mit der deutschen Sprache. Die neuhochdeutsche Dichtung und Schauspielkunst entfaltete sich eben wie ein Schmetterling

⁷⁶⁾ Siehe Gillet (22), I. S. 476 f.

⁷⁷⁾ Siehe Bernhard (73), S. 202 f., sowie Söhnel (67), S. 39 f. und 45.

⁷⁸⁾ Siehe Schubert (73), S. 186 f.

⁷⁹⁾ Siehe ebda., S. 188, Bernhard (73), S. 204 f., sowie Söhnel (73), 41-43.

⁸⁰⁾ „Jesus schmückte im Himmel mich mit der Gerechtigkeit Kranze, / Wie Chimarrhäus Gunst hier mich mit diesem geschmückt!“ Zitiert nach Schubert (73), S. 189.

aus der Puppe der späthumanistischen-neulateinischen. Selbst ein zeitloser Choral wie Heermanns „Treuer Wächter Israels“ entsprang, um seinen Seitenblick auf den „Türkenbezwinger“ Rudolf II. zu werfen, durchaus dem Geist seiner Zeit. Johann Heermann hat das Lied „nach einem Gebet des württembergischen Reformators Joh. Brenz wider die Türken gedichtet.“⁸¹⁾ (Angesichts der türkischen Gefahr berieten und ermunterten u. a. Arconatus, Frenzel von Friedenthal und Nikolaus Reusner den Kaiser.) Während jedoch Heermann in seinen deutschen Hymnen die zeitgebundene Hülle hinter sich ließ, so zeichnen sich seine persönliche Entwicklung und seine zwischenmenschlichen Beziehungen fast nur in lateinischen Epigrammen ab. Ohne diese späthumanistisch-neulateinischen Lebensformen, den literarischen Freundschaftskult und sein Mäzenatentum, hätte nämlich Heermann seine dichterische Begabung kaum entfalten können.

Das späthumanistische Netz zwischenmenschlicher Beziehungen, das das evangelische Schlesien am Ende des Reformationsjahrhunderts überzog, konnte natürlich nur an wenigen Beispielen aufgezeigt werden. Abschließend erfolgt aber noch eine **Übersicht der Pflanzstätten** „in der Provinz“, aus denen letzten Endes die sprichwörtlichen 999 weniger bekannten Gelehrtdichter des Landes hervorgingen. Die Gymnasien und Lateinschulen in Goldberg, Breslau und Brieg, die bereits in Einzelschriften erschöpfend behandelt wurden,⁸²⁾ sollen dabei nicht weiter berücksichtigt werden. Die folgende Übersicht gründet sich hauptsächlich auf das Werk⁸³⁾ *Johann Christian Kundmanns* (1684 – 1751), der als Arzt, Geschichtsschreiber, Münzenkundler und Quellenforscher selbst noch eine Spätfrucht des schlesischen Späthumanismus war.⁸⁴⁾ Meines Wissens ist Kundmanns Fundgrube für die schlesische Schulgeschichte vom Augsburger Religionsfrieden bis in den Dreißigjährigen Krieg hinein nur spärlich

⁸¹⁾ Evangelisches Kirchengesangbuch, Ausgabe für die Evangelische Landeskirche in Württemberg, Stuttgart 1953, S. 59 des Anhangs.

⁸²⁾ Außer Bauch (12 und 46), siehe K. F. Schönwälder und J. J. Guttmann: Geschichte des Königlichen Gymnasiums zu Brieg, Breslau 1869, sowie Franz Nieländer: Das Brieger Gymnasium, Brieg 1931.

⁸³⁾ Siehe Anm. 35.

⁸⁴⁾ Über den Werdegang und die übrigen Werke Kundmanns, siehe Grätzer (3), S. 65-71. Am Magdalenäum war Kundmann in historicis Schüler von Christian Gryphius (1649-1706), dessen Apparatus s. dissert. isogog. de scriptoribus historiam XVII. illustrantibus, Leipzig 1710, von Franz X. Wegele: Geschichte der Deutschen Historiographie seit dem Auftreten des Humanismus, München und Leipzig 1885, S. 578, als „recht brauchbar und von nachhaltigem Werte“ anerkannt wurde.

ausgewertet worden.⁸⁵⁾ Kundmanns Erinnerungen an die schon seinerzeit halb vergessene Welt einer versunkenen Standeskultur stützten sich auf inzwischen völlig verschwundene Handschriften.

Nach den Schilderungen der Goldberger, Breslauer und Brieger Gymnasien samt Umrissen ihrer Gebäude behandelte Kundmann S. 469–567 die Schicksale der „Pflanz-Gärten“ in Strehlen, Pitschen, Ohlau, Wohlau, Steinau, Oels, Münsterberg, Frankenstein, Beuthen, Schweidnitz, Striegau, Jauer, Bunzlau, Löwenberg (Lemberg), Glogau, Grünberg, Guhrau, Freystadt, Hirschberg und Sagan. Er verzeichnete ihre Leiter und Lehrer seit ihrer Gründung durch evangelische Pfarrer, Stadträte oder Standesherrn bis zu ihrer Schließung durch kaiserliche Gewalt während des Dreißigjährigen Krieges. Aus diesen Listen können wir nur die noch einmal hervorheben, die uns bisher schon einmal begegneten oder die sich durch besondere Eigenschaften auszeichneten und deshalb nicht anderweitig bekannt wurden.

In *Strehlen* weihte Georg II. (gest. 1586) noch 1585 den Steinbau der Schule ein, wie er es 1569 in Brieg getan, sorgte für bequeme Lehrerwohnungen und ließ über dem Schultor sein Wappen anbringen. Von der Sorge der letzten Piasten um die *Steinauer* Schule, die 1542, acht Jahre nach der Einführung der Reformation, gegründet worden war, erhalten wir außer Kundmann, S. 467 f., von Heinrich Schubert ein anschauliches Bild.⁸⁶⁾ „In *Oels* wurde schon unter Karl II. 1594 ein Gymnasium gegründet, in welchem nach einer Verordnung des Herzogs Christian Ulrich auch allerhand gymnastische Übungen, wie Tanzen, Reiten, Fechten betrieben werden sollten. Der Graf Joachim Wentzel von Kospoth vermachte dem Gymnasium zur Erziehung einer gewissen Anzahl adliger und anderer junger Leute ein Kapital von 150 000 Fl., von dessen Zinsen nach seiner Bestimmung 6 adlige und 6 nicht adlige junge Leute vier Jahre hindurch mit Kost, Büchern, Wohnung und anderer Nothdurft versorgt und ihnen zur Erlernung allerlei Wissenschaft gut salarirte Lehrer gehalten werden sollten. Auch nach Ablauf dieser 4 Jahre sollte noch zwei Adligen und zwei Unadligen zur Fortsetzung ihrer Studien drei Jahre hindurch eine Unterstützung von 400 Fl. und 279 Fl. gewährt werden.“⁸⁷⁾ Auch hier eröffnete man 1594 feierlich ein massives Schulgebäu-

⁸⁵⁾ Max Baege: Das Gymnasium zu Schweidnitz in seiner geschichtlichen Entwicklung von der Gründung bis 1830, Schweidnitz 1908, hätte z. B. S. 2-4 Kundmann für den Abschnitt „schola ante scholam“ (1561-1635) gebrauchen können. Heinrich Schubert dagegen, der ebenfalls in Schweidnitz lehrte, zog für seine lückenlose Darstellung, „Die evangelische lateinische Schule in Schweidnitz (1561-1635)“, Correspondenzblatt, Bd. 10 (1906), S. 1-51, auf der letzten Seite unter dem Titel „Schulen Schlesiens“ auch Kundmann heran. Auf S. 8-10 behandelt Schubert übrigens Schulgeldzahlung und Lehrerbesoldung, auf S. 12-15 Lehrplan und Schülerzahl.

⁸⁶⁾ „Die Schule zu Steinau a. O. zur Zeit der Piasten“, Zeitschrift, Bd. 17 (1883), S. 151-176.

⁸⁷⁾ H. Oelrichs, „Zur Geschichte des Schulwesens in Schlesien“, Zeitschrift, Bd. 16 (1882), S. 65.

de im Beisein der Herzöge Karl II. von Oels und Münsterberg sowie Joachim Friedrich von Liegnitz und Brieg.⁸⁸⁾

In *Frankenstein* wirkte 1569/70 Johannes Claius, der „berühmte Poet“, als Rektor. In *Beuthen* an der Oder, dem Bethaniensis des Więgerski, unternahm 1609 Georg von Schoenaich auf Carolath einen dritten schlesischen Hochschulgründungsversuch. Der reformierte Standesherr schuf die wirtschaftlichen Grundlagen für zwölf Lehrstühle, auf die er u. a. den Sprottauer Adam Liebig (1578 – 1637) aus Goldberg, Balthasar Exner (1576 – 1624) aus Hirschberg und Caspar Dornau (1577 – 1632) aus Görlitz berief. Das Gymnasium Academicum überlebte seinen Gründer (gest. 1619) nur um ein Jahrzehnt.⁸⁹⁾

Das ausführlichste Schrifttum besitzen wir über die *Schweidnitzer Schule*.⁹⁰⁾ Einige ihrer Zöglinge, der spätere Pastor Nikolaus Thomas (1577 – 1637), beschrieb sie mit elf Zeilen in seinem *Encomium Suidnicii*.⁹¹⁾ Einem weiteren Schüler, späteren Pastor und Magister, Franz Rudel, verdanken wir ein Gedicht auf die Erzgrube „Gottesegen“ im Weichbilde von Schweidnitz, *Carmen de venis metallicis, quas sese in finibus Suidnicensium offerentes vocant Gottesegen* (Wittenberg, 1577).⁹²⁾ Ein dritter, Christoph Irenaeus, 1520 in Schweidnitz geboren, 1594 Magister in Wittenberg, darauf Rektor und 1552 Pastor in Aschersleben, der nach 1580 in Österreich starb, verfaßte „Rebecka, mit ihrem tugendhaften Schmuck illuminirt und ausgestrichen, allen Jungfrauen zum Schauspiel“ (Jena, 1568).⁹³⁾

Unter den dichtenden Schweidnitzer Lehrern ragte Melchior Agricola (1581 – 1614) aus Lüben hervor. Er wurde 1602 als Student in Frankfurt zum Dichter gekrönt.⁹⁴⁾ Obwohl Agricolas Lehrertugenden untadelig waren, so verführte er doch die Verlobte eines jungen Handwerkers und wurde vom Rat gezwungen, sie zu heiraten. Die an der Verbindung wohl

⁸⁸⁾ Siehe Kundmann (35), S. 489.

⁸⁹⁾ Außer ebda., S. 507-522, siehe Günther Grundmann, „Die Lebensbilder der Herren von Schoenaich auf Schloss Carolath“, *Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau*, Bd. 6 (1961), S. 262-264, sowie Adolf Sellmann: Caspar Dornau, ein pädagogischer Neuerer im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, Diss. Erlangen 1898, S. 5-10. Der Vogtländer Dornau, vorher Rektor in Görlitz, lebte zuletzt als Leibarzt Johann Christians in Brieg und trat 1624 als Raphael in einer Schulaufführung von Frischlins „Susanna“ auf.

⁹⁰⁾ Siehe Kundmann (35), S. 523 f., sowie Anmerkung 85.

⁹¹⁾ Siehe Schubert (85), S. 6 f. und 17 f.

⁹²⁾ Siehe Heinrich Schubert, „Gelehrte Bildung in Schweidnitz im 15. und 16. Jahrhundert“, *Zeitschrift*, Bd. 36 (1903), S. 198.

⁹³⁾ Siehe ebda., S. 196.

⁹⁴⁾ Siehe Pfothenhauer (21), S. 324.

nicht ganz unschuldige Brautmutter mußte den gehörnten Handwerker entschädigen. Als aber kurz nach der Hochzeit eine zweite voreheliche Beziehung Agricolas stadtbekannt wurde, entsetzte ihn der Rat kurzerhand seines Amtes. Zum Rat der Stadt gehörte wohl zu der Zeit der Leobschützer Wenzel Otter (1552 – 1615), der sein Schweidnitzer Konrektorat mit der Vorlesung *De necessaria scholarum institutione* (Frankfurt a. O., 1588) angetreten hatte. Wenzel wurde 1589 von Rudolf II. für die in Prag erschienene *Enneade Augustissimorum ex florentissima Archiducum Austriae familia Imperatorum* als „Otter von Otterau“ geadelt. Am Ende seines Lebens bekannte der vom Schulmann zum Ratsherrn Aufgestiegene in einer Stammbucheintragung: *O curas hominum! o quantum est in rebus inane!*⁹⁶⁾

In *Striegau* unterstand die evangelische Lateinschule bis 1572 einem gebürtigen Schweidnitzer, Bartholomeus Andreades, der vorher Professor in Görlitz war. Ihm folgten Caspar Coschwitz und Magister Andreas Baudisius (1586 – 1632), der, nachdem die Pflanzstätte 1628 von den Katholiken geschlossen worden war, als Schöffe und Fürstlicher Bibliothekar in seine Heimatstadt Liegnitz zurückkehrte.⁹⁷⁾ Von *Jauer* erhielt sich ein Briefwechsel des Stadtschreibers mit Trozendorf vom Jahre 1555. Trozendorf weilte damals in Liegnitz, nachdem Hungersnot, Pest und Feuersbrunst seine Goldberger Anlage zerstört hatten. Die Ratsherren in Jauer baten ihn um Zusendung eines geeigneten Schulgründers, damit u. a. das Bürgerrecht von der Lese- und Schreibfähigkeit abhängig gemacht werden könnte. Der vorgeschlagene Lehramtsanwärter, Magister Matthien Seiboth aus Bunzlau, lehnte jedoch eine Berufung nach Jauer ab, weil er das angebotene Gehalt für die von ihm verlangte Mitwirkung „bei allen alten Zeremonien in der Kirche“ zu niedrig hielt.⁹⁸⁾

Dennoch wurde in Jauer um 1555 mit der lutherischen Predigt eine lateinische Schule eingeführt. Seit 1572 (oder schon 1555) unterrichtete man in der sog. „Engelsburg“, einer der Stadtmauer zum Schutze der St. Martinikirche vorgelagerten Bastion, bis das Kastell 1629 geräumt werden mußte. Nach Buckisch wurde auch im verlassenen Franziskanerkloster „viele Jahre die Jugend in der Lehre Luthers unterwiesen... Da aber a.o. 1628 in diesem Fürstenthum die Evangelisch-Lutherischen Geistlichen abgeschafft, und in der Stadt die Pfarr-Kirche denen Catholischen eingeräumt worden, so ward auch denen Schul-Lehrern anbefohlen, ihren

⁹⁵⁾ Siehe Schubert (85), S. 20.

⁹⁶⁾ Siehe ebda., S. 27 und 45. Die letzte Zeile ist von Persius (34-62 n. Chr.), *Satira I, 1*: „O Hohlheit menschlichen Strebens! Was für ein Riesenloch hinterläßt du doch!“

⁹⁷⁾ Siehe Kundmann (35), S. 532, sowie Cunrad (57), S. 13.

⁹⁸⁾ Siehe Johannes Halbsgut, „Die Jauersche Schule zu Beginn der Neuzeit“, *Zeitschrift*, Bd. 72 (1938), S. 362-366.

Fuß weiter zu setzen.⁹⁹⁾ Die Keller der „Engelsburg“ sollen damals den Liechtensteiner „Seligmachern“ als Folterkammer und Bekehrungsstätte der evangelischen Bürger gedient haben.

Um noch einmal auf Schweidnitz zurückzukommen, dort wurden alle acht evangelischen Lehrer 1629 von den Liechtensteiner Dragonern des Grafen Karl Hannibal von Dohna vertrieben und ihre Schule den Jesuiten übergeben. Im Schutze der verbündeten Schweden, Sachsen und Brandenburger kehrte zwar wenigstens einer von ihnen an die 1632 wieder eröffnete Anstalt zurück, 1633/34 starben aber alle neueingestellten „Schulkollegen“ an der Pest. Am 27. Oktober 1635 mußten schließlich mit den lutherischen Geistlichen auch die letzten docentes et discentes die Schweidnitzer Schule verlassen, über deren Eingangstür die Jahreszahl 1561 und die Inschrift prangten:

Musarum haec aedes, dominans cui Christus Jesus,
Non, nisi sacra sibi, suscipit ingenia.
Ergo procul, procul inde facesse profana iuventes,
Nihil habet admixtum cum Beliale Deus.¹⁰⁰⁾

Von der *Bunzlauer* Schule, die Henels *Silesiographia* (1613) zu den berühmten des Landes zählte, berichtete Kundmann (S. 537 f.) nach einem Manuskript des Magisters Fridericus Holstein (1546-1609), eines Bunzlauer Ratsherrensohnes, der erst Pastor in seiner Heimatstadt und dann in Schweidnitz war, daß am Anfang des 16. Jahrhunderts der Eisenkrämmer Johann Libald Schulmeister gewesen und daher „Baccalaureus Einsenmänger“ genannt worden wäre. Nachdem er 1527 Ratsherr wurde, lehrten ein ehemaliger Tuchknappe namens Nasutus und dann ein ehemaliger Mönch, der sich beim Vogelschießen so ungeschickt anstellte, daß er aus dem Schuldienst entlassen wurde und sich Rex Martyrum nannte. An seine Stelle trat Joseph Nette oder Klette aus Wittenberg. Dieser unterrichtete außer Latein auch Hebräisch und Griechisch. Er rückte bald ungeachtet des Einspruchs vieler Bürger, die ihn als Lehrer behalten wollten, zum Stadtschreiber und gelegentlichen Vorsprecher (Orator) bei König Ferdinand I. auf. Ihm folgten Tilemann Krug, ein „recht berühmter Mathematicus“, und Magister Johann Meißner (1534-1588), der sich als erster Rector nannte und eine neue Schule erbaute. Das Kommen und Gehen der Rektoren bis zur Schließung der Schule

⁹⁹⁾ Kundmann (35), S. 534 Vgl. auch C. F. E. Fischer: *Geschichte und Beschreibung der schlesischen Fürstenthumshauptstadt Jauer*, 2. Teil, 1. Hälfte, Jauer 1804, S. 78; Otto Koischwitz: *Ein Wegweiser durch die Heimat und ihre Geschichte*, Jauer s. Aufl. 1930 S. 51; und Gustav Schönaich: *Die alte Jauersche Stadtbefestigung*, Jauer 1903, S. 17.

¹⁰⁰⁾ Siehe Schubert (85), S. 28-32, 34f., 36f., sowie 7. Auf Deutsch: Hier ist der Sitz der Musen, die dem Heiland geweiht sind, / Keiner, der selbst sich nicht heiligt, empfängt ihren Geist. / Deshalb bleibe der Jüngling, der sich entehrt, von hier fern, / Nichts hat der Herr dieses Hauses mit den Schlechten gemeinsam.

(1629) kann nicht länger verfolgt werden, da sich die Zeittafeln widersprechen. Berühmt scheint die Bildungsstätte unter dem Bunzlauer Pfarrerssohn Salomon Gesner 1585-1590 geworden zu sein. Gesner (1559-1605), ein Schüler Johannes Fleischers am Elisabethanum in Breslau und einer der acht schlesischen Gottesgelehrten, die Melchior Adam unter seinen 136 *Vitae Germanorum Theologorum* (1620) behandelte, wurde 1590 Rektor in Stettin, 1593 Prediger in Stralsund und zuletzt Professor in Wittenberg.¹⁰¹⁾ Sein Bruder Jeremias (1560-1618) wirkte als Arzt in Greiffenberg, Lauban und Jauer. Er gehörte zu den Scholzischen Gartendichtern und übersetzte „Ein nützlich und lustig Gespräch von Stahl und Eisen“.¹⁰²⁾ Das letztere wurde 1615 von den Breslauer Buchhändlern Johann Eying und Johann Perfert in Leipzig verlegt und in der Vorrede von 1614 dem noch zu nennenden oberschlesischen Mäzen Andreas von Kochtizky gewidmet.¹⁰³⁾

Außer den Gebrüdern Gesner zählten zu den Zöglingen der Bunzlauer Schule Martin Gerstmann (1527-1585), der Sekretär Maximilians II., Erzieher der Erzherzöge Matthias und Maximilian und Breslauer Fürstbischof, sowie Martin Opitz (1597-1639). Den Anschluß von der Bunzlauer Kleinstadtidylle zur untergehenden Welt des Späthumanismus fand Opitz am Magdalenäum in Breslau. Dort besorgte ihm der Rektor Johann Höckel (1557-1618), für seine schriftstellerischen und erzieherischen Leistungen vom Kaiser als „von Höckelshofen“ geadelt, 1611-1615 bei Daniel Bucretius Kost und Wohnung als Hauslehrer seiner Söhne und vermittelte ihm den Umgang mit Nikolaus Henel (1582-1656) und Caspar Cunrad.¹⁰⁴⁾

In *Grünberg* diente seit 1556 Magister Abraham Buchholzer (1529 – 1584) als Rektor, dem Melchior Adam nach den Reformatoren (Luther, Zwingli, Melanchthon, Bullinger) die längste Lebensbeschreibung in den *Vitae Theologorum Germanorum* widmete. An deren Ende zählte Adam

¹⁰¹⁾ Siehe Cunrad (57), S. 93. Die Mutter der Gebrüder Gesner, Anna, stammte ex Cunradorum familia. Über Salomon Gesner, siehe auch Schimmelpennig, ADB, Bd. 9 (1879), S. 121 f., sowie Melchior Adam: *Vitae Germanorum Theologorum*, Heidelberg 1620 und 1653, S. 740-747.

¹⁰²⁾ Nicolas Monardes: *Dialogo del Hierro y de Sus Grandezas*, Sevilla 1571, wurde von Gesner nach der lateinischen Fassung des Carolus Clusius übersetzt. Charles de l'Écluse (1526–1609) aus Arras war 1549/50 Melanchthonschüler in Wittenberg und wurde von Crato Maximilian II. als Botaniker empfohlen, dessen Gärten er anlegen half. Er wohnte währenddessen 1573 – 1587 im Hause des Wiener Arztes und Botanischen Gartenbesitzers Johann Aicholtz, einem Freunde von Scholz.

¹⁰³⁾ Siehe Emmy Haertel, „Andreas Freiherr von Kochtizky, ein Mäzen Oberschlesiens um die Zeit des Dreißigjährigen Krieges“, *Der Oberschlesier*, Jg. 18 (1936), die Abdrucke der Vorrede und des Buchtitels zwischen S. 488 und 489.

¹⁰⁴⁾ Siehe Martin Rubensohn, „Martin Opitz und Breslau“, *Zeitschrift*, Bd. 34 (1900), S. 231 f.

dreißig hochgestellte schlesische Freunde Buchholzers auf. Wenn Buchholzers Schüler in Wittenberg studieren wollten, verlangte Melanchthon von ihnen keine Aufnahmeprüfung, weil ihr Lehrmeister die beste Empfehlung wäre. Buchholzers schriftstellerischer Ruhm beruhte auf seinem *Index Chronologicus* (Görlitz, 1580), den er dem Rat von Sprottau gewidmet hatte, wo er nach seiner Grünberger Schuldienstzeit Pastor geworden war. Ein Scholzsches Gartengedicht erinnerte an ihn als „den die Zeiten Zählenden“ (*numerantis tempora*). Sein Sohn Gottfried, Notar in Görlitz, führte die zweite Auflage (Görlitz, 1599) usque ad finem anni 1598 fort.¹⁰⁵) Wie bemerkte doch Neander am Rande des Vorwortes zu seiner *Orbis explicatio*, in der er Buchholzer rühmte? „*Topographia & Chronologia duo oculi historiae*“.

Die Schule in *Freystadt*, die Węgierski mit den besten in Schlesien und Deutschland auf eine Stufe stellte, leitete seit 1565 als zweiter Rektor Johannes Ferinarius (1534-1602), ein Pfarrerssohn aus Stephansdorf bei Neumarkt, der in Freystadt selbst zur Schule gegangen war. Ferinarius wurde 1553 in Wittenberg ein Schüler Melanchthons, der seine dichterische Begabung lobte, sowie ein Freund von Caspar Peucer und Zacharias Ursinus, mit dem er 1557 zum letzten Wiedervereinigungsversuch zwischen Katholiken und Protestanten nach Worms reiste. Mit Unterstützung Cratos besuchte er Zürich und Genf und weilte länger in Padua. 1563 erwarb er sich in Wittenberg die Magisterwürde und heiratete eine Tochter Caspar Crucigers. Um diese Zeit wurde sein Vater wegen dogmatischer Abweichungen aus Neumarkt verdrängt.¹⁰⁶)

Ferinars Freystädter Antrittsvorlesung handelte 1565 de studiis doctrinarum und erschien 1572 und 1590 in Wittenberg unter Melanchthons nachgelassenen Reden.¹⁰⁷) Bereits 1566 berief man Ferinarius zum Nachfolger von Petrus Vincentius, der damals mit der Gründung des Görlitzer Gymnasiums beauftragt worden war, als Professor der aristotelischen Ethik nach Wittenberg. Nach einem Jahr kehrte er aber nach Freystadt zurück und wurde 1572 von Vincentius als Rektor in Brieg eingeführt.

Den Verdacht des Kryptocalvinismus bestätigte Ferinarius bei den rechtgläubigen Lutheranern Schlesiens wohl vor allem durch seine *Capita pietatis Christiana* (Wittenberg, 1571). Indem er Jacob Coler beim Herzog als Ketzer anschwärzte, grub sich Ferinarius eine Grube, in die er selbst hineinfiel.¹⁰⁸) Nach seiner Entlarvung als „tückischer Calvinist“ mußte er

¹⁰⁵) Siehe Kundmann (35), S. 542; Cunrad (57), S. 30; sowie Adam (101), S. 548-561.

¹⁰⁶) Siehe Kundmann (35), S. 551, sowie Kämmel, ADB, Bd. 6 (1879), S. 121 f.

¹⁰⁷) Siehe *Orationvm Qvas Reverendvs Vir Dominvs Philippvs Melanthon... scripsit, Tomvs Qvintvs, Wittenberg 1572*, S. 933-956.

¹⁰⁸) Siehe den Abschnitt „Die Kontroverstheologie Colers“, in Manfred P. Fleischer, „Die Konkordienformel in Schlesien“, Jahrbuch, Bd. 58 (1979), S. 71 f.

Ostern 1575 Brieg verlassen. Ferinarius irrte mit Weib und Kind durchs Land, wurde in Breslau und Glogau abgewiesen und erhielt 1576 von Landgraf Wilhelm von Hessen die Professur für Geschichte und Poesie in Marburg. 1577 übernahm er auch noch die Leitung des dortigen Pädagogiums. In Liegnitz veröffentlichte Ferinarius 1601 eine kurze Lebensbeschreibung des ähnlich gesinnten Freystädter und Brieger Arztes sowie schlesischen Landesgeschichtlers Joachim Cureus, die in K. F. Heusingers *Commentatio de Joachim Cureo, summo saeculi XVI. medico, theologo, philosopho, historico* (Marburg, 1833) wiedergedruckt wurde.

Der erste Rektor einer neuerbauten evangelischen Lateinschule in Hirschberg war bis 1566¹⁰⁹⁾ Christoph Schilling, den wir am Ende seines Lebens 1579-1583 mit Calaminus in Linz fanden. Ein Teil seiner griechischen und lateinischen Gedichte erschien 1580 in Genf. Eine Reihe seiner medizinischen Briefe gab Laurentius Scholz in seiner Sammlung von 1599 heraus. Schilling hatte in Hirschberg den 1563 von Zacharias Ursinus aus Breslau mitverfaßten Heidelberger Katechismus als Lehrbuch benutzt. Er wurde deshalb nach einem bitteren Streit mit dem lutherischen Ortsgeistlichen Balthasar Tilesius (1531-1592) abgesetzt. Als Schillings berühmtester Schüler gilt sein Frankensteiner Landsmann David Pareus (1548-1622), der als reformierter Professor in Heidelberg 1614 ein *Irenicum* veröffentlichte, das der kirchlichen Friedensbewegung ihren Namen gab.¹¹⁰⁾

In der *seria* Rectorum der *Saganer* Schule, die trotz der häufigen Besitzwechsel des Fürstentums bis 1668 „meist in lutherischen Händen“ war, ragte der neulateinische Dichter Melchior Severus (1528-1589) hervor. Der Magister hieß ursprünglich Sauer und stammte aus Priebus, einer Kleinstadt im Saganschen Weichbilde. Severus übernahm die Leitung der Schule wenige Jahre nach 1560, als sie der Abt zu Sagan, Andreas Schultz, für kurze Zeit den Lutheranern entzogen hatte. Er verewigte seine Vorgänger in seinen *Libri Epigrammatum et Epitaphorum*, wurde 1580 Ludimoderator in Lüben und starb als Professor der Poetik in Brieg, wo er 1584-1589 auch Rektor gewesen sein soll.¹¹¹⁾

In Sagan verfaßte Severus nicht nur Epigramme und Epithaphe, sondern auch *Tristia*. Als er sich nämlich 1570 mit seiner Familie in einem Weinberg außerhalb der Stadt vor der Pest verschanzte mußte und an Geld- und Hungersnot litt, sandte er seine Ovidschen Klagelieder und Bittgesuche an erhoffte Helfer und veröffentlichte sie später. In Lüben gab er

¹⁰⁹⁾ Kundmann (35), S. 556, datierte den Neubau der Schule mit 1566 und Schillings Entlassung mit 1576. Gillet (22), II, S. 81, hat die letztere auf 1566 vorverlegt. Da beide Schillings Entlassung mit seiner Benützung des Heidelberger Katechismus von 1563 in Zusammenhang bringen, ist 1566 am wahrscheinlichsten. Vgl. auch D. Erdmann, ADB, Bd. 31 (1890), S. 253-255.

¹¹⁰⁾ Siehe Manfred P. Fleischer, „Die schlesische Irenik: Unter besonderer Berücksichtigung der Habsburger Zeit“, Jahrbuch, Bd. 55 (1976), S. 96-99.

¹¹¹⁾ Vgl. Kundmann (35), S. 565, mit Cunrad (57), S. 289.

1582 in zweiter Auflage die *Fabriliium Silesiae Officinarum Fodinarumque Descriptio et Denotatio Brevis* des Saganers Christoph Winter heraus.¹¹²⁾ In Brieg ließ er seine *Precatiunculas scholasticas* drucken. Von den dreizehn evangelischen Rektoren des Späthumanismus in Sagan, unter denen Severus am reinsten den Gelehrtenrichter verkörperte, wurden 3 Bürgermeister, 2 Ratsherren, 2 Pastoren (einer davon Generalsuperintendent), einer Richter, einer Rechtsanwalt und vier blieben lebenslang beim Lehramt. Zwei waren eingeborene Bürgermeistersöhne, darunter der gleichnamige Sohn des Übersetzers und Fortsetzers der *Gentis Silesiae annales* (1571) von Joachim Cureus, Heinrich Rätel.¹¹³⁾ So ergibt sich in Sagan ein ähnliches Bild des Sitzes der Wissenschaft in der Gesellschaft wie in Raudten.

Nachdem Kundmann erwiesen hatte, wie Luther und Melanchthon das schlesische Schulwesen „in guten Stand“ gesetzt, indem z. B. in Bunzlau auf einen Eisenkrämer und Tuchmacher eine Reihe in Wittenberg geschulter Rektoren folgte, wies er am Beispiel Neisses auf „die größte Abnahme“ der *katholischen Lehranstalten* in Schlesien im Laufe des 16. Jahrhunderts hin. In der bischöflichen Residenzstadt befand sich unter den Rektoren Jakob Schoresius (gest. um 1606), der die Tochter des Bürgermeisters Martin Magnus, Anna, geheiratet hatte.¹¹⁴⁾ Von dieser ehelichen Verbindung eines Schulleiters, von dem man wohl mit Rücksicht auf den Priesternachwuchs das Zölibat erwartete, schloß Kundmann auf eine vorherrschende Neigung des Magistrats zu Luthers Lehre. Katholischerseits wird das Eindringen des Luthertums in das Neisser Pfarrgymnasium, das damals „die einzige katholische Oberschule Schlesiens“ war, ebenfalls bestätigt:

Eine ganze Anzahl von Schülern besuchte die Universität in Wittenberg. Schon unter Bischof Balthasar von Promnitz (1540-1562) waren schwere Anklagen erhoben worden. Der aus Ingoldstadt berufene Rektor Nikolaus Winmann (1541-1546), der ein vortrefflicher Lateiner und Hebräer war, gab eine Schrift über die Kunst des Schwimmens heraus, die von

¹¹²⁾ Das achtseitige Gedicht von der schlesischen Erz- und Eisengewinnung, in dem auch Sagan und Priebus vorkommen, erschien zuerst in Frankfurt 1556 und zuletzt in Nicolai Henelii ab Hennenfeld: *Silesiographia Renovata, Wratislaviae & Lipsiae apud Christianum Bavchium MDCCIV, Caput III, S. 341-349.*

¹¹³⁾ Heinrich Rätel betitelte seine Übersetzung und Fortsetzung: *Des Lands Schlesien Wahrhafte eigentliche und kurtze Beschreibung.* Frankfurt a. M. und Leipzig 1585, Wittenberg 1587, Eisleben 1601, Leipzig 1607. Über seinen Sohn, siehe Kundmann (35), S. 567.

¹¹⁴⁾ Kundmann (35), S. 579. Über Schores' (nachweisbar Rektor 1560-1566, gest. um 1606) spätere ärztliche Praxis und zeitweilige Leitung des 1575 von Breslau nach Neisse verlegten bischöflichen Priesterseminars, siehe Gustav Bauch, „Schlesien und die Universität Krakau im XV. und XVI. Jahrhundert“, *Zeitschrift*, Bd. 41 (1907), S. 172 f. Die Leitung des Priesterseminars wird auch von Joseph Jungnitz: *Martin Gerstmann, Bischof von Breslau, Breslau 1898, S. 209, angenommen, von Hermann Hoffmann: Geschichte des Breslauer Alumns, Breslau 1935, S. 49, aber als Irrtum bezeichnet.*

den kirchlichen Zensoren als anstößig bezeichnet und daher vom Konzil von Trient auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt wurde. Winmann kam bei Späteren in den Ruf eines geheimen Anhängers Luthers. Ein anderer Rektor Vinzenz Ridelius, ein geborener Neisser, mußte um 1560 abgesetzt werden, weil er, wie er zu sagen pflegte, seinen Schülern sub rosa, verblümt, lutherische Lehren beizubringen suchte. Drei namhafte Neisser, nämlich Martin Helwig, Jakob Heintze und Johann Egranus waren Rektoren der evangelischen Stadtschule in Schweidnitz.¹¹⁵⁾

Auch als 1594 Bischof Andreas von Jerin in Neisse ein Paedagogium Nobilium zur katholischen Erziehung der adligen Jugend anlegte, befand sich unter seinen ersten 31 Zöglingen ein bürgerlicher Lutheraner. Das war Christian Acidalius, der nach dem vorzeitigen Tode und kurzlebigen Neisser Rektorat seines Bruders 1595 ans Elisabethanum nach Breslau übersiedelte. Als Professor der Arzneiwissenschaft in Altdorf veröffentlichte Christian Valentis Acidalii epistolarum centuria I (Hanau, 1606). Im Vorwort verteidigte er seinen Bruder gegen die Vorwürfe, daß er beim Tragen der Monstranz in einer katholischen Prozession gefallen, darauf wahnsinnig geworden und Selbstmord begangen habe. Christian Acidalius leugnete ferner die Urheberchaft seines Bruders der 1595 erschienenen Schrift, wonach die Frauen keine Menschen wären. Am allerwenigsten hätten ihm die weiblichen Gäste eines Festessens in Breslau die Teller so lange um die Ohren geschlagen, bis er erklärte, sie wären deshalb keine Menschen, weil sie zu den Engeln zählten.¹¹⁶⁾

Da wir bei der Rundreise durch die Pflanzstätten des Evangelischen Humanismus *Breslau* und *Brieg* ausließen, sollen noch zwei Rektoren erwähnt werden, die von dorthier das kulturelle Klima in der Provinz beeinflussten. Der in „Schulangelegenheiten als der Sachverständigste im Lande“¹¹⁷⁾ angesehene *Petrus Vincentius* (1519-1581), Sohn eines Breslauer Goldschmiedes, studierte 1538-1543 unter Luther und Melanchthon in Wittenberg. Er wurde Lehrer an der Lorenzschule in Nürnberg und 1546 Professor in Greifswald. 1552 übernahm er die einträglichere Leitung des Lübecker Gymnasiums und glänzte als Dichter einer *Elegia de origine, incrementis ac laudibus incleytae urbis Lubecae* (Rostock, 1552). 1557 erhielt er die Wittenberger Professur für Beredsamkeit, 1558 wurde er

¹¹⁵⁾ August Müller, „Schüler des Neisser Pfarrgymnasiums aus dem 16. Jahrhundert“, Archiv für schlesische Kirchengeschichte, Bd. 11 (1953), S. 93. Müller führt ebda., S. 93 f., weitere Beispiele von lutherischen Lehrern und Geistlichen an. Zur Entlastung von Schoresius bemerkt er S. 94, daß ihn 1560 der bekannte Konvertit Friedrich Staphylus für einen standhaften Verteidiger des katholischen Glaubens gehalten habe. Altgläubige stießen sich jedoch daran, daß er, seine Gehilfen und die meisten seiner Schüler 1561 das Abendmahl unter beiderlei Gestalt empfangen. Über das Luthertum im Fürstentum Neisse-Grottkau, siehe auch Grünewald (57), besonders S. 296-298

¹¹⁶⁾ Siehe Kundmann (35), S. 580-584. Über eine Sammlung von „Haereticorum Auctoris Carmina“ aus der einstigen Lehrerbücherei des Neisser Pfarr- und späteren Jesuitengymnasiums, die fast alle erlauchten Namen des evangelischen Späthumanismus in Schlesien enthielt, siehe Hermann Hoffmann, „Vom geistigen Leben im evangelischen Schlesien um 1600“, Jahrbuch, Bd. 31 (1941), S. 45-58.

¹¹⁷⁾ Schönwälder und Guttman (76), S. 43.

Dekan der Artistenfakultät und kam 1560 als Rektor an die Reihe. Der Görlitzer Rat beauftragte Vincentius 1565 mit der Gründung eines Gymnasiums, dessen Ordnung er unter dem Titel *Disciplina et doctrina Gymnasii Gorlicensis* 1566 aufstellte. Crato veranlaßte daraufhin den Breslauer Rat, Vincentius 1569 als Rektor des Elisabeth-Gymnasiums zu gewinnen. Hier arbeitete er 1570 „der Stadt Breslaw Schul Ordnung“ aus und stiftete zwei Stipendien.¹¹⁸⁾ Georg II. richtete nach der Breslauer Schulordnung das Brieger Gymnasium ein, wo Vincentius 1572 *Ferinarium* einführte.

Daß es auch Schulen mit hervorragenden Leitern in Städten gab, die bisher nicht erwähnt wurden, zeigt der Lebenslauf von *Melchior Laubanus* (1567-1633) aus Sprottau. Als Sohn armer Eltern ging er in Görlitz zum Gymnasium, studierte in Wittenberg und Heidelberg, wo er 1591 von Paul Melissus zum Dichter gekrönt wurde.¹¹⁹⁾ Von 1594-1599 war er Rektor in Sprottau, 1599 - 1605 Konrektor in Goldberg, 1605 - 1614 Prorektor und Professor für Griechisch und Latein in Danzig, 1614 bis zu seinem Tode Rektor in Brieg. Hier erhielt er von seinem Sprottauer Landsmann, dem Pfalzgrafen Christoph Preibisch (1580-1651), einem Rechtsgelehrten und mehrmaligen Rektor der Universität Leipzig, das Vizepalatnat. Damit konnte er Gelehrte, die wegen des Dreißigjährigen Krieges keine ausländischen Akademien aufsuchen wollten, zu Dichtern krönen und Magister kreieren.¹²⁰⁾ Von seinen über 25 Lehrbüchern und Schulreden¹²¹⁾ erschien die *Valedictio ad Sprottam patriam in den Delitiae poetarum Germanorum* (pars III, pagina 868). Seine Antrittsansprache als Schulleiter in Sprottau, *De vita literariae praestantia* (Görlitz, 1594), zählt zu den tonangebenden Schriften des späthumanistischen Erziehungswesens.¹²²⁾

Der schlesische Späthumanismus sandte seine Söhne nicht nur nach Westen, sondern auch über die östlichen Grenzen des Landes. Wilhelm Bickerich machte auf die Lehrtätigkeit schlesischer Philippisten und Kryptocalvinisten wie Calagius an evangelischen Schulen in Polen aufmerksam. Er vermutete unter diesen Auswanderern auch Bartholomaeus Bythner (1558/60 – 1629), der noch vor Pareus eine kirchliche Unions-

¹¹⁸⁾ Außer Bauch (54), siehe Schimmelpfennig, ADB, Bd. 39 (1895), S. 735 f.

¹¹⁹⁾ Pfothenhauer (21), S. 336.

¹²⁰⁾ Siehe ebda., S. 337 und 343 nach Lucae (10), S. 557.

¹²¹⁾ Siehe H. E. Kaiser, „De Melchior Laubano, gymnasii Bregensis quondam Rectore“, in Karl Matthison, Hrsg.: Einladungs-Programm zur Oster-Prüfung der Schüler aller Klassen des Königl. Gymnasiums zu Brieg, Brieg 1854, S. VI f.

¹²²⁾ Siehe Kluge (9), S. 2.

schrift veröffentlichte.¹²³⁾ Das Thorner Gymnasium, dessen Aufbau von einer Ausgabe erziehungswissenschaftlicher Schriften, der dreibändigen Institutio Literata Torunensis (1586/88), begleitet worden war, zog eine besonders große Anzahl Schlesier an. „Zuerst mag der Konrektor Huldreich Schober“ (1559-1598) aus Lüben, „ein namhafter Neulatinist, der 1594 bei der Eröffnung der Suprema eine vielbeachtete Rede über die Gründe zur Einführung der neuen Klasse und über ihre Lehrgegenstände gehalten hat, junge Landsleute nach der Ordensstadt gelockt haben, dann übte der streng lutherische Charakter des Gymnasiums und seine besondere Pflege der polnischen Sprache große Anziehungskraft aus.“¹²⁴⁾ Auf Hochschulebene versickerte dagegen der Strom schlesischer Scholaren nach Krakau, deren Zurückfluß einst eine Quelle der schlesischen Hochrenaissance bildete. Das ging allerdings in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts allmählicher vor sich als man bei der Verschiedenheit des vorherrschenden Bekenntnisses an der Universität vom Mehrheitsglauben der Schlesier annehmen sollte.¹²⁵⁾

Zuletzt noch einen Blick auf eine „oberschlesische Oase höchster damaliger Geisteskultur.“¹²⁶⁾ Hans Heckel verzeichnete neulateinische Dichter in Leobschütz, Neustadt und im „Kreuzburger Gebiet, überwiegend polnisch und protestantisch“, wobei er einzig bemerkenswert fand, daß jetzt zur Zeit des Späthumanismus „Oberschlesien mit seinen deutschen Gebieten an dem literarischen Leben sich reger beteiligt.“¹²⁷⁾ In *Lublinitz* gab es jedoch einen „Mäzen Oberschlesiens“¹²⁸⁾, der erst 1933 durch die Entdeckung der ihm 1612 gewidmeten *Officina Ferraria*¹²⁹⁾ des Walenty

¹²³⁾ Siehe Wilhelm Bickerich, „Ein Programm des polnisch-christlichen Universalismus“, Deutsche Wissenschaftliche Zeitschrift für Polen, Bd. 16 (1929), S. 5-25, besonders S. 17, wo auch Andreas Calagius unter den zeitweiligen Lehrern der großpolnischen Brüderrkirche in Wieruszow sowie im „philippistischen Fraustadt“ erwähnt wird.

¹²⁴⁾ Theodor Wotschke, „Schlesier auf dem Thorner Gymnasium im 17. Jahrhundert“, Zeitschrift, Bd. 73 (1939), S. 191.

¹²⁵⁾ Siehe Bauch (114), S. 174-180. Die studentische Wende von Krakau nach Wittenberg und Frankfurt spiegelt sich vorzüglich in der „Beilage“ von Schubert (92), „Universitätsbesucher aus Schweidnitz im 15. und 16. Jahrhundert“, S. 194-202, wieder.

¹²⁶⁾ Emmy Haertel: Walenty Roździeński's polnische Bergmannsgedichte vom Jahre 1612 und ihre Beziehungen zur deutschen Kultur, Leipzig 1940, S. 18.

¹²⁷⁾ Geschichte der deutschen Literatur in Schlesien, Breslau 1929, S. 117 f.

¹²⁸⁾ Siehe Haertel (103).

¹²⁹⁾ Die jüngste Ausgabe ist die englische Edition von Waclaw Róziański und Cyril Stanley Smith: *Officina Ferraria: A Polish Poem of 1612 Describing the Noble Craft of Ironwork*, Cambridge, Mass., und London 1976. Nach ihrem Übersetzer, Stefan Puszczyński, S. XIV, hat der englisch-sprechende Leser hier einen leichteren Zugang zu Roździeńskis Gedankenführung als der heutige Pole, weil Roździeński unzählige oberschlesische Abweichungen vom damaligen Polnisch sowie Ableitungen aus dem Tschechischen gebrauchte.

Rożdzieński der Vergessenheit entrissen wurde. Zwei Glieder seiner Dynastie in Lubleniz Haereditarius, Christophorus und Johannes Kochticky, standen bereits in Silesia Togata.¹³⁰⁾ Der Sohn des letzteren, Johannes Georg, war ein Jahr nach dem Tode seines Vaters am 26. August 1609 in Brieg, offenbar als Schüler des Gymnasiums, in der Oder ertrunken, wie Cunrad berichtete. Sein Bruder Andreas, unser Mäzen, hielt am 24. Januar 1589 vor Gelehrten in Wittenberg eine Oratio de laude et utilitate Ordinis, die er seinem Vater widmete. Ihm selbst wurde außer dem oben erwähnten Werk Gesners und der Officina Ferraria eine Ardea Kochticziorum des Professors der Poetik Friedrich Taubmann zugeeignet.¹³¹⁾ Beim Einzug in sein neues Schloß in Koschentin feierten ihn 1609 der dortige evangelische Pastor Daniel Murovius und der Scholarcha Lubliniensis Paul Twardocus in einer Euphemia als studiorum et ecclesiae Dei Maecenatem summum. Zu der Euphemia trug auch der Rektor des Breslauer Magdalenäums Johann von Höckelshofen bei, der Andreas von Kochtizky als Maecenas optimus bezeichnete.¹³²⁾ Dem Hüttenmeister Rożdzieński stellte Kochtizky für die Dichtung der polnischen Bergmannslieder unter der Überschrift Officina Ferraria seine Lublinitzer Büchersammlung zur Verfügung. Aus Caspar Schwenckfelds Stirpium et Fossilium Silesiae Catalogus (Leipzig, 1600) übernahm dort Rożdzieński fast wörtlich eine ganze Seite.¹³³⁾ Nicht umsonst hatte Johannes Caselius, der Lehrer und Freund von Acidalius und Bucretius, in seiner Pro arte poetarum oratio (1569) das volkssprachliche Bergmannslied als Bad der wunden Mühe und Trost nach schwerem Tagewerk empfohlen.¹³⁴⁾ Friedrich Lucae, der die schlesischen Schulen im späthumanistischen Sinne „herrliche Pflanzgärten / nützliche Schatzkammern“ nannte, beschrieb auch die Bücherei Kochtitzkys unter dem botanischen Begriff von „Lustgärten herrlicher Bücher-Kammern“: „So stand Anno 1613 in

¹³⁰⁾ Siehe Cunrad (57), S. 153.

¹³¹⁾ Das Gedicht bezog sich auf Kochtitzkys Wappentier, „Ardea... et Sarmata falco“, und endete in einem Wortspiel mit Ardua (Schwere): „Ardua sectari molimina Kochticiorium est“. Auch der Doppelvers auf Johannes (1543-1608), Andreas' Vater, der Consiliarius Caesareus & Camerae Imperial. Silesiacae Adsector war, in Cunrad (57), S. 153, knüpfte an den „Fischreier“ in seinem Namensschild an: Virtutem Oceanum verbo vis dicere? eisdem / Heros Kochticius vel mare grande fuit.

¹³²⁾ Siehe Haertel (103), S. 579.

¹³³⁾ Siehe Haertel (126), S. 26 f., sowie Róziański und Smith (129), S. 28 f. Die dortige Gegenüberstellung von „Schwenckfeldt“ und Rożdzieński in ins Englische übersetzten Parallelspalten geschieht in der Einleitung von Jerzy Piaszkowski.

¹³⁴⁾ Siehe Ingeborg Spriewald, Hildegard Schnabel, Werner Lenk, Heinz Entner: Grundpositionen der deutschen Literatur im 16. Jahrhundert, Berlin und Weimar 1972, S. 395 und 478 f.

grosser Renommée Herrn Andreas / Freyherrens von Kochtitzky / zu Lublinitz Bibliothec: er ließ die weitleufftige Livrée durchgehends in grün gefärbtes Pergament sauber einbinden / äusserlich die Bücher-Schalen fein vergulden / und auff dieselben sein Wappen ebenfalls mit Gold eindrucken / welches gewiß sehr nette in die Augen leuchtete / und den Bücher-Saal gantz ungemein zierete."¹³⁵⁾ Die Bücher und Güter des Maecenas optimus sind bald darauf verlorengegangen. Der Erbherr auf Lublinitz, Kochtitz, Kosel, Koschentin und Baranov sowie Landeshauptmann von Ratibor und Oppeln ergriff 1618 als eifriger Protestant die Partei der aufständischen Böhmen, begab sich 1620 mit seinem Schwiegersohn, einem Freiherrn von Maltzan, und Caspar Dornau nach Warschau, um den polnischen Reichstag ins evangelische Lager zu ziehen, unterstützte um 1626 die Kriegszüge des Grafen von Mansfeld gegen den Kaiser, wurde nach 1632 schwedischer Kriegs- und Legationsrat und starb als Gefangener Ferdinands III. (r. 1637-1657) in Wien.

Trotz so vieler Verluste ist die erhalten gebliebene lateinische Literatur des schlesischen Späthumanismus immer noch „unüberschaubar.“¹³⁶⁾ Genauso unzählig sind ihre Urheber. Im Pars Prior, Caput VII, S. 11-768, der Silesiographia Renovata (1704)¹³⁷⁾ haben Henel und sein Scholiast Michael Joseph Fibiger unter Urbes, Oppida, Arces, Monasteria, & Pagi eine 757 Seiten lange Heerschau der aus ihnen hervorgegangenen Dichter und Schriftsteller gehalten. Um den hausbackenen klassischen Vergleich, der auch auf Neanders Ilfeld bezogen wurde, noch einmal zu gebrauchen, jeder schlesische Flecken schien ein hölzernes Pferd zu enthalten, aus dem mehr Gelehrte heraussprangen als Griechen in Troja. Unsere lebensgeschichtliche Umschau in ihren Reihen wollte lediglich aufzeigen, daß die evangelischen Kirchen- und Schulmänner Schlesiens zu den führenden Geistern der späthumanistisch-mitteuropäischen Standeskultur gehörten.

Auf der Fahrt im Geiste des Aemilius und im Geleise Kundmanns durch ihre seminaria trafen wir eine Auswahl von cultores, ohne deren Ingenium und „besondere Initiativen“ die schlesischen Dichterschulen kaum geblüht hätten. Den beiden schlesischen Dichterschulen des 17. Jahrhunderts sollte man nämlich die späthumanistische voranstellen. Wenn Joseph Becker eingangs das Fehlen einer gelehrten Gesellschaft in Schlesien während der dichterischen Glanzzeit des Landes beklagte, so gilt dasselbe für die Späthumanisten am Kaiserhof in Prag: „Die deutsche neulateinische Dichtung in Prag findet keinen natürlichen Mittelpunkt in

¹³⁵⁾ Siehe Lucae (10), S. 548 bzw. 649.

¹³⁶⁾ Franz Heiduk, „Die Literatur des Humanismus, der Renaissance und der Reformation in Schlesien“, in Werner Bein, Hrsg.: Renaissance – Humanismus – Reformation in Schlesien, Würzburg 1981, S. 29.

¹³⁷⁾ Der Haupttitel erscheint in Anmerkung 112.

einer Akademie: Rudolf II. war nichts so wenig wie ein Organisator und begründete deswegen eine solche nicht. Daher bietet das abgeschlossene Leben dieses Hofkreises kein Beispiel einer ‚Dichterschule‘, wie sie sich bei den deutschen Späthumanisten anderswo, etwa in Heidelberg oder in Schlesien, ausgebildet hat.“¹³⁸) Hier ist also schon den neulateinischen Schlesiern am Ende des Reformationsjahrhunderts mit Recht eine „Dichterschule“ zugebilligt worden.

Dr. Manfred P. Fleischer
Professor of History
University of California
Davis, California 95616

¹³⁸) Raissa Schkelenko, „Die Neulateinische Dichtung am Hofe Rudolfs II.“, Prager Jahrbuch 1943, S. 101.

Luthers Briefe und Briefwechsel mit schlesischen Reformatoren

Eine gewaltige Zahl an Lutherbriefen ist in über vier Jahrhunderten gesammelt worden. Rund 4000 Briefe Luthers sind bekannt. Ab 1516, ein Jahr vor den Ablaßthesen, begann man aufzubewahren, was der „deutsche Prophet“ nicht nur in seinen für die Öffentlichkeit bestimmten Schriften, sondern auch in seinen Briefen an Hilfs- und Trostbedürftige, an Freunde und Glaubensgenossen zu Papier gebracht hat. Gerade weil die meisten Briefe Luthers nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren, führen sie besonders gut in seine Stimmungen und privaten Lebensverhältnisse ein. Sie sind aber vor allem Urkunden für die Geschichte der Reformation.

Die Mehrzahl der Briefe Luthers ist in der lateinischen Gelehrtensprache seiner Zeit geschrieben. Je mehr Luther seine geistlichen Anliegen zur Laiensache machte, desto mehr bediente er sich auch der deutschen Sprache. Die deutsche Sprache, die Luther vorfand, war eine Kanzleisprache mit einem oft schwer zu verstehenden Satzbau.

Aus der Vielzahl der Lutherbriefe eine Auswahl zu treffen, ist nicht leicht. Im Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte liegt es nahe, daß uns vor allem der Briefwechsel Luthers mit schlesischen Reformatoren als Beitrag zum Lutherjahr 1983 beschäftigt.

Die dafür in Frage kommenden Briefe Luthers sind in besonders großer Zahl an Johannes Heß gerichtet, den der Magistrat der Stadt Breslau am 21. Oktober 1523 als Prediger des Evangeliums an die dortige Maria-Magdalenenkirche berufen hatte. Unter den schlesischen Reformatoren aus Fürstengeschlecht hat Luther mit Markgraf Georg von Brandenburg, der in seinen schlesischen Landen die Reformation förderte und durchführte, mehrere Briefe gewechselt. Im Briefwechsel stand Luther auch mit Ambrosius Moiban, dem Pfarrer an St. Elisabeth zu Breslau, und Herzog Karl von Münsterberg. Im Zusammenhang mit unserem Thema wird auch noch von einem Brief Luthers an Konrad Cordatus nach Liegnitz aus dem Jahr 1527 die Rede sein.

Der Briefwechsel zwischen Martin Luther und Johannes Heß beginnt mit einem Schreiben, das Luther am 27. April 1520 an Heß richtet.

Luther antwortet aus Wittenberg auf einen Brief von Heß, den ihm Ambrosius Moibanus überbracht hatte. Zunächst bedankt sich Luther für eine Münze, die ihm Heß zum Geschenk gemacht hat.

Besonders wichtig ist es für Luther, daß Heß seiner fürbittend gedenkt. Luther bittet Heß, den Bischof Joh. Turzo in Breslau von ihm zu grüßen. Schließlich kündigt Luther Heß das baldige Erscheinen zweier Schriften an. Es handelt sich um den „Sermon von den guten Werken“ und den „Sermon von dem neuen Testament, das ist die heilige Messe“.

Im Zusammenhang damit heißt es in dem Brief:

„Nam quod in usu Missae est, oportet ut nihil discernas inter sacerdotem et laicum. Unus panis, una fides, una communio, nisi quod illius est ministerium, non autem huius.“ („Denn, was die Messe anbetrifft, so ist es nötig, daß du nicht zwischen dem Priester und dem Laien unterscheidest. Ein Brot, ein Glaube, eine Gemeinschaft, ausgenommen, daß es das Amt jenes, nicht aber dieses ist.“)

Es folgen noch im gleichen Jahr zwei weitere Briefe Luthers an Heß, einer am 7. Juni und ein weiterer am 30. Juli 1520.

Den ersten Brief beginnt Luther mit der Feststellung, daß er nur kurz schreiben kann, weil seine Geschäfte ihm nicht mehr erlauben. Im Mittelpunkt des Briefes steht der Empfang seines Widersachers Johannes Eck in Rom. Luther berichtet, wie Eck dort empfangen worden sei. Der Papst habe Eck, nachdem dieser dem hl. Vater öffentlich die Füße geküßt hatte, daraufhin seinerseits zum Erstaunen aller einen Kuß gegeben. Luther beschäftigt dann die Frage, was die weitere Zukunft für ihn mit sich bringen wird. Er weist auf Pamphlete hin, die ihn in den Schmutz ziehen. Luther ist entschlossen, darauf gebührend zu antworten.

In seinem Brief vom 30. Juli 1520 beklagt sich Luther bei Heß, daß er so lange nichts mehr von ihm gehört habe. Das beweist, wieviel Luther am Briefwechsel mit Johannes Heß gelegen war.

Es folgt ein weiterer Brief Luthers an Heß mit dem Datum vom 25. März 1522. Um den Inhalt dieses Briefes verstehen zu können, muß man wissen, daß Herzog Karl von Münsterberg, der Heß als Hofprediger berufen hatte, sich zuvor ratsuchend in einem Schreiben an Luther gewandt hatte. Anlaß dazu war, daß der Papst seinen Großvater Georg Podiebrad, weil er sich zum Abendmahl „sub utraque“¹⁾ bekannte, in der Bulle, „Coenae Domini“ als Ketzer ausgerufen und bis in die vierte Generation verflucht hatte. Der Herzog sprach nun Luther gegenüber die Bitte aus, er möge zur Ehrenrettung des Hauses Münsterberg die Schriftgemäßheit des Abendmahls sub utraque beweisen. Er bittet Luther weiterhin, darüber zu schweigen, daß der Herzog ihn dazu angeregt hatte.

Der obige Brief Luthers an Heß enthält die Stellungnahme Luthers in der Erwartung, daß Heß sie an den Herzog weiterleitet. Dabei ist folgender Satz von besonderer Bedeutung:

„Laudo Principis tui celum pro evangelio, sed tu vide, ut magis ad fidem et charitatem animum eius inflammes, quam ad externum usum sacramenti.“ („Ich lobe den Eifer deines Fürsten für das Evangelium, aber du sieh zu, daß du seinen Sinn mehr zum Glauben und zu Liebe entflammst als zum äußeren Gebrauch des Sakraments.“) – „Fides vero et charitas faciunt christianum.“ („Glaube aber und Liebe machen einen Christen.“)

¹⁾ Die Kommunion unter beiden Gestalten von Brot und Wein.

Wieder auf den Ausgangspunkt seines Schreibens zurückkommend, stellt Luther im weiteren fest:

„Dammandus est papa, qui lege posita sustulit alteram speciem adversus evangelion.“ („Zu verdammen ist der Papst, der durch ein aufgestelltes Gesetz die andere Gestalt gegenüber dem Evangelium aufgegeben hat.“)

Trotz der seelsorgerlichen Ermahnung Luthers gegenüber dem Herzog Karl von Münsterberg hat dieser nicht den Mut gefunden, sich ganz zur Reformation zu bekennen.

Auch in diesem Brief Luthers an Heß finden wir eingangs die Bemerkung:

„Alias plura scribam, charissime Hesse, nunc obrutus operum et causarum multitudine, brevior esse cogor.“ („Ein anderes Mal werde ich, mein teurer Heß, mehr schreiben. Jetzt werde ich durch die Menge an Arbeiten und Streitsachen gezwungen, kürzer zu sein.“)

Das folgende Schreiben Martin Luthers an Johannes Heß vom 26. August 1523 ist bereits nach Breslau adressiert. Im Mai des Jahres 1523 hatte der Rat der Stadt Breslau Heß als Pfarrer an die dortige Maria-Magdalenen-Kirche berufen. Heß trat das neue Amt am 21. Oktober 1523 an.

Luther berichtet in dem genannten Schreiben, daß es nichts gäbe, das der Sache des Evangeliums zum Vorteil gereicht. Er fügt hinzu:

„Fuit id Pauli temporibus, quanto magis nostris, ut libertatem pro malitiae velamine haberent.“ („So war es zur Zeit des Paulus, umso mehr in der unsrigen, daß sie die Freiheit für das Gewand der Bosheit hielten.“)

Am 27. Januar 1524 antwortet Luther auf einen Brief, den Heß ihm geschrieben hatte. In ihm beklagt sich Heß bei Luther darüber, daß der Rat der Stadt Breslau eigenmächtig in Kirchengüter eingegriffen habe. In seiner Antwort läßt Luther Heß wissen, daß er sich seinerseits noch nicht direkt an den Rat der Stadt in dieser Angelegenheit wenden möchte.

Dann heißt es:

„ut primum res ista verbo Dei per tuum ministerium tendanda esse videatur, ne nimis festinasse videaris ad pacem et serenum.“ („Man sollte erst versuchen, den Handel mit Gottes Wort durch dein Amt beizulegen, damit du nicht so erscheinst, als hättest du allzusehr zum Frieden und zum Himmel gedrängt.“)

Auf die gleiche Angelegenheit kommt Luther noch einmal Heß gegenüber in seinem Schreiben vom 12. März 1524 zu sprechen.

„Nichts ist daran verwunderlich, wenn die Fürsten beim Evangelium ihren Vorteil suchen und neue Räuber den alten nachstellen. Das Licht der Welt ist nämlich aufgegangen, damit wir sehen, wie die Welt ist, nämlich das Reich Satans. So klagt auch Paulus, daß sie alle das Ihre suchen. Gerade das sollte uns fernerhin Mut machen, daß alles den alten Vorbildern des Evangeliums entspricht.“ (Übersetzung)

Nicht nur im Blick auf den Umgang mit Kirchengütern erbittet Heß den Rat Martin Luthers. In einem anderen Briefwechsel geht es um die Scheidung einer Ehe wegen Impotenz der Ehefrau. In seinem Schreiben vom

21. März 1524 nimmt Luther zu diesem Problem Stellung. Luther bejaht die Frage der Scheidung.

„Si sic habet, ut is iuvenis narrat, esse mulierem impotentem te red-
dendo debito ineptam, stat sententia. Sic consului. Fac itaque tu, ut dis-
solvas in nomine Domini.“

Luther hat den Briefwechsel mit den Breslauer Reformatoren bis wenige Jahre vor seinem Tode fortgesetzt. Bei der Lektüre dieser Briefe fällt auf, wie oft Luther in ihnen von seinem Kampf mit dem Satan spricht. So heißt es u. a. in einem Brief vom Jahre 1528:

„Satan enim iunctis viribus et copiis suis omnibus nos persequitur, quare et nos necesse est iungere manus et corda, cum ferventi oratione, ut Dominus conterat Satanam sub pedibus nostris.“ („Der Satan verfolgt uns mit vereinten Kräften und allen seinen Truppen. Daher ist es notwendig, daß auch wir Hände und Herzen mit der brennenden Bitte vereinigen, daß der Herr den Satan unter unseren Füßen zermalme.“)

Worum es in diesem Kampf geht, erfahren wir in einem Brief, den Luther unter dem 23. April 1526 an Heß²⁾ geschrieben hat:

„Du sprichst wahr, mein Heß, daß es bisher eitel faule Teufel gewesen sind und daß bisher in Bezug auf profane Fälle außerhalb der Schrift gekämpft worden ist, wie über den Papst, das Fegefeuer und andere Nichtigkeiten. Jetzt geht es um in der Schrift belegte Dinge.“ (Übersetzung)

Gemeint sind die spiritualistischen Lehren von Schwenkfeld und Krautwald. Es findet sich in diesem Zusammenhang der Satz:

„Schwenkfeldius servatus est ad haec mala cum suo Crautwaldo, quod doleo mirum in modum, sed fundamentum Dei stat firmiter habens signaculum hoc: ”Novit Dominus, qui sunt eius.“

Mit anderen Worten: Der Satan hat sich in Schwenkfeld und Krautwald und ihren Lehren geoffenbart. Luther stellt demgegenüber fest:

„Aber das Fundament Gottes steht und hat fester dieses Siegel: Der Herr kennt die Seinen. Daher ermahne ich dich, mein Bruder, sei stark, handle mannhaft, dein Herz sei fest!“ (Übersetzung)

In den Gruß am Ende dieses Briefes vom Sonntag Jubilate 1526 wird auch Ambrosius Moiban, der Pfarrer an der St. Elisabethkirche zu Breslau, mit einbezogen.

Um das gleiche Thema der Wiedertäufer und anderer Randgruppen der Reformationszeit geht es noch einmal in einem Brief, den Luther am 27. Januar 1528 an Heß geschrieben hat. Bemerkenswert ist der Satz:

„Est in omnibus istis Munzeri spiritus reliquus.“ („Es ist in diesen allen der Geist Münzers zurückgeblieben.“)

Nicht übersehen werden sollte die Randbemerkung in diesem Brief:

„Pestis Dei gratia desiit apud nos.“ („Die Pest läßt Gott sei Dank bei uns nach.“)

²⁾ Antwort auf einen vorangegangenen Brief von Heß an Luther.

In den Gruß Luthers am Ende des Briefes ist auch diesmal wieder Ambrosius Moiban aufgenommen. So ist es verständlich, daß der Brief Luthers vom 25. Juni 1533 die Anschrift trägt:

„Clarissimis viris, Dominis Doctoribus sacrae theologiae Ioanni Hesso et Ambrosio Moibano, Ecclesiae Vratislaviensis Episcopis, suis in Christo fratribus.“

Auffällig ist, daß Luther in dieser Anschrift Heß und Moiban als Bischöfe bezeichnet. Er nennt die beiden Reformatoren Bischöfe, weil er Pfarramt und Bischofsamt gleichsetzt – wie das auch in der frühen Kirche geschah. Auch dieser Brief läßt erkennen, daß es bei dem Briefwechsel zwischen Luther und den schlesischen Reformatoren nicht nur um rein geistliche Fragen ging, sondern auch Probleme des allgemeinen Miteinanders in ihnen geklärt wurden.

Hier handelt es sich um Ehesachen und zwar speziell um die Frage, ob man Kinder zu einer Ehe zwingen darf. Die Antwort Luthers lautet:

Man darf Kinder nicht zur Ehe zwingen. Man lasse sie sich lieb haben.

Aber auch die Liebe allein garantiert noch keine glückliche und lebenslängliche Ehe. Zwang soll deshalb beim Zustandekommen einer Ehe nicht ausgeübt werden, damit die Tochter (bzw. der Sohn) nicht, sollte ihre Ehe unglücklich werden, ihre eigene Schuld mit dem Hinweis abtun kann, daß sie von ihren Eltern zu dieser Ehe gezwungen worden sei.

Am 26. April 1539 schreibt Luther einen Brief, in dem er sich an Ambrosius Moiban allein wendet. Moiban hatte Luther um eine Stellungnahme zur Taufe von Juden gebeten. Luthers Antwort gipfelt in dem Satz:

„Tamtum vide, ne ficti fiant Christiani.“ („Nur habe acht darauf, daß nicht christliche Heuchler geschaffen werden.“)

Getaufte Juden sollen dann den Scheidebrief³⁾ in der von der christlichen Obrigkeit gebilligten Form erhalten.

Noch wenige Jahre, bevor Luther am 18. Februar 1546 in seiner Vaterstadt Eisleben starb, besteht der Briefwechsel zwischen Wittenberg und Breslau fort. Am 16. April 1543 beantwortet Luther einen Brief, den er vom Rat der Stadt Breslau erhalten hat. Am 10. Dezember 1543 nimmt er zu einer Anfrage des Breslauer Reformators Joh. Heß Stellung.

Im ersten der genannten Briefe geht es um ein Stipendium, das der Rat der Stadt Breslau einem Studierenden namens Joh. Krafft mit der Auflage gewährt hatte, nach Beendigung seines Studiums sich seiner Vaterstadt Breslau dadurch dankbar zu erweisen, daß er sich für ein paar Jahre im Schuldienst verpflichtet. Joh. Krafft hatte sich aber entschlossen, weiterhin Medizin zu studieren. Deshalb die Bitte Luthers, der den Studiosus Krafft in Wittenberg kennengelernt hatte, der Rat möge das Stipendium aufbessern oder Krafft wenigstens von den genannten Verpflichtungen befreien. In seiner Antwort an Luther im Juni 1543 gibt der Rat der Stadt Breslau Joh. Krafft für das Studium der Medizin frei.

³⁾ cf. Mt. 5,31

Im zweiten Brief aus dem Jahr 1543 an Joh. Heß nimmt Luther zu dem Problem der Verwandtenehe Stellung. Luther antwortet zunächst mit einer Gegenfrage. „Wie? Sind in eurem Land nicht Frauen und Jungfrauen genug, daß man so nahe freien muß?“ Luther fügt dann hinzu, daß er sich nicht dazu berufen wisse, der Kirche oder dem Staat Gesetze zu geben. Schließlich weist er auf seine Schrift „Welche Personen verboten sind, zu ehelichen“ aus dem Jahr 1522 hin, in der er sich zu dem Problem bereits geäußert habe.

Luther hat auch mehrere Jahre mit Konrad Cordatus korrespondiert. Cordatus war in der Zeit von 1526 – 1529 an der Akademie in Liegnitz tätig. Anschließend finden wir ihn in Zwickau. Der regen Korrespondenz zwischen Wittenberg und Zwickau geht ein Brief Luthers an Cordatus vom 29. 1. 1527 nach Liegnitz voraus. Wichtig in diesem Brief ist folgender Satz:

„Ich würde es aber lieber sehen, mein Cordatus, daß du sobald wie möglich jene Gegner (gemeint sind die Anhänger Schwenkfelds) Christi verläßt und dich zu jenem begibst, von dem ich dir geschrieben habe, besonders, wenn sich alles mit dir so verhält, wie du schreibst.“ (Übersetzung)

Bereits in zwei Briefen aus dem Jahr 1522 an Johannes Heß nimmt Luther zu den politischen Ereignissen seiner Zeit Stellung. Dabei geht es ihm immer wieder um Ferdinand I., den König und Kaiser, der sich immer stärker als ein scharfer Gegner der Reformation erwies.

Mit Ferdinand I. (1526–1564) kam Schlesien für einen Zeitraum von 200 Jahren in die Hand der Habsburger, deren politisches und religiöses Ziel der katholische Einheitsstaat war. Von daher ist der Satz Luthers in seinem Brief an Heß vom 14. Oktober 1524 zu verstehen:

„Audimus enim Ferdinandum, vel suos potius Satrapas mirum furere contra Christum, sed Psalmus secundus est illorum tyrannis, rursus et nostra consolatio.“ („Wir haben nämlich gehört, daß Ferdinand oder vielmehr seine Statthalter ungewöhnlich gegen Christus wüten, aber der zweite Psalm ist wiederum angesichts dieser Gewaltherrschaft auch unser Trost.“)

Auch die folgende Bemerkung in Luthers Brief an Johannes Heß vom 31. Januar 1529 bezieht sich auf die harten Maßnahmen Ferdinands gegenüber den Protestanten:

„Furere nostrum tyrannum etiam aliunde experimur.“ („Wir erfahren auch von anderer Seite, wie unser Tyrann tobt.“)

Unter den Fürsten, die in Schlesien für die Reformation eintraten, gehört an erster Stelle Markgraf Georg von Brandenburg. Er ist eine der einflußreichsten und sympatischsten Gestalten der deutschen Reformation. Ein Teil Oberschlesiens war durch Kauf (Jägerndorf, Leobschütz), ein größerer Teil als Pfandbesitz (Oderberg, Beuthen, Oppeln-Ratibor) in seine Hand gelangt. Dazu war er durch enge verwandtschaftliche Beziehungen

mit den schlesischen Fürsten von Münsterberg, Liegnitz und Teschen verbunden, so daß er an dem allgemeinen wie kirchlichen Schicksal Schlesiens stark interessiert war.

Den Reichstag zu Worms hatte Markgraf Georg von Brandenburg persönlich miterlebt. Frühzeitig, wahrscheinlich 1519, war er für das Evangelium gewonnen worden. Seitdem trat er in jeder Weise für die Sache Luthers ein. Bekannt ist, daß er auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 die Forderung Karls V., an der Fronleichnamsprozession teilzunehmen, im Namen der evangelischen Stände mit den Worten ablehnte:

„Man wolle sich lieber den Kopf abschlagen lassen, als gezwungen an der Prozession teilzunehmen.“

Weniger bekannt ist, daß der Markgraf nach dem Augsburger Reichstag allen Versprechungen, die ihm gerade im Blick auf seine schlesischen Besitzungen gemacht wurden, und allen Drohungen zum Trotz seine Unterschrift unter dem Augsburger Bekenntnis von 1530 nicht zurückgezogen hat.⁴⁾

Die evangelischen Landesfürsten, so auch der Markgraf Georg, verstanden Politik in einem umfassenderen Sinn als heute. Für sie hatte Politik nicht nur mit dem zeitlichen Gemeinwohl, sondern auch mit den Voraussetzungen und Bedingungen für das ewige Heil der Bürger in Stadt und Land zu tun.

Markgraf Georg ist am 4. März 1484 als Sohn des Markgrafen Friedrich I. von Brandenburg-Ansbach geboren. Markgraf Friedrich blieb bis zu seinem Tode am 4. April 1536 in Ansbach der katholischen Kirche verbunden. Alle Versuche Georgs, seinen Vater für den evangelischen Glauben zu gewinnen, blieben erfolglos. Nach dem Tode seines Vaters schrieb Markgraf Georg an Luther, mit dem er freundschaftlich verbunden war, einen Brief, den Luther seinerseits am Montag nach Exaudi 1536 beantwortete. Luther schreibt:

„Es hat mir herzlich wohlgefallen, daß Ew. Fürstl. Gn. solch treue kindliche Ehre gegen ihren Herrn Vater erzeigt, daß sie auch mir geringen Person solches hat so gnädiglich und dazu freundlich wollen zuschreiben, wiewohl Ew. Fürstl. Gn. den Ruhm haben durch Gottes Gnaden, daß sie hochgenannten Herrn Vater in allen Ehren bei seinem Leben gehalten.“

Luther nimmt in diesem Schreiben noch zu einer Anfrage des Markgrafen Stellung. Georg hatte sich nach dem Verhalten seiner in Wittenberg studierenden Landeskinder erkundigt. Luthers Antwort lautet:

„Was hier die Studenten (deren Ew. Fürstl. Gn. viel hier unterhalten) studieren? weiß ich nicht anders, denn es gehe recht zu. — ... Aber was heimlich geschieht, kann ich nicht richten, und ist wohl möglich, daß ich nicht Alles erfahre; es ist ja Alles öffentlich bestellet mit allem Fleiß.“

⁴⁾ H. Eberlein, Schles. Kirchengeschichte, 1952, S. 52 f.

Den patronatlichen „Kirchenräubern“ seiner Zeit, die die religiösen Auseinandersetzungen dazu benutzten, um sich an kirchlichen Stiftungen zu bereichern, trat der Markgraf energisch entgegen. Von ihm stammt das schöne Wort:

„Gottes Wort wär' nicht so schwer, wenn nur der Eigennutz nicht wär!“
Luther äußert sich in einem Brief vom 18. Juli 1529 dazu folgendermaßen:

„Erstlich achten wir für gut, daß man die Klöster und Stift lasse so hin bleiben, bis sie aussterben; denn weil die Alten noch drinne leben, ist nicht viel Hoffens, daß friedlich zugehn wurde, wo sie gezwungen wurden, solche Neuerunge zu fordern oder dulden. Zum andern wäre das wohl fein, daß E. F. G. ein gelegen Ort (oder zween) im Fürstentum anrichte zu hohen Schulen, da man nicht allein die Hl. Schrift, sondern die Recht und allerlei Künste lehret, aus welchen Schulen man gelehrte Leute nehmen könne zu Predigern, Pfarrhern, Schreiber, Räte usw. für das ganze Fürstentum. Und hiezu sollen der Klöster und Stift Erb-zins verordnet sein, daß man gut gelehrte Personen erhalten möcht mit redlichem Solde. — Zum anderen wäre es fein, daß in allen Städten und Flecken gute Kinderschulen zugericht werden, aus welchen man nehmen könne und erwählen, die zur hohen Schule tüchtig, daraus man Männer für Land und Leute ziehen mag.“

Luther versuchte die Anliegen der Reformation für die Zukunft rein zu bewahren, indem er den Reformatoren die nötigen geistigen und geistlichen Waffen zur Hand gab.

Entscheidend für alle Reformatoren auch in Schlesien ist der Satz, den Luther in seinem Brief vom 27. Januar 1524 an Heß schreibt:

„Ascendisti igitur in navem cum Christo, quid exspectabis? serenum? imo ventos et procellas et fluctus navem operientes, ut mergi incipiat. Sed hoc baptismo baptisandus es, tum sequetur serenum, excitato et implorato Christo, qui tibi dormiat aliquando.“ („Ihr seid mit Christus ins Boot gestiegen. Was habt ihr nun zu erwarten? Hellen Himmel? Ja, Wind und Wetter und Wellen, die das Boot bedecken, so daß es anhebt zu sinken. Aber ihr müßt euch nun mit der Taufe erst taufen lassen. Dann wird heller und klarer Himmel folgen, wenn ihr Christus aufgeweckt und angerufen habt, der einstweilen noch schläft.“⁵⁾

Dr. Werner Laug

⁵⁾ Die im Aufsatz enthaltenen Briefe von und an Martin Luther finden sich in: D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe, Briefwechsel, Bd. 1–16, Weimar 1930–1980.

Das historisch-allegorische Lutherbild aus Neukirch an der Katzbach

Dieser kleine Beitrag möchte im Lutherjahr 1983 dazu anregen, den in Schlesien vorhandenen oder vorhanden gewesenen Bildnissen und Denkmälern des Reformators intensiv nachzugehen, da es für sie bis jetzt keine zusammenfassende Übersicht gibt. Es müßte dazu die ortsgeschichtliche Literatur sorgfältig durchforscht, vielleicht auch durch Umfragen die allmählich verblässende Erinnerung älterer Schlesier in Anspruch genommen werden. Eine ebenso wichtige Aufgabe wäre die Feststellung, was an Bildmaterial dazu bereits gesammelt, wo es erreichbar ist und welche Möglichkeiten für Neuentdeckungen sich hier noch bieten.

An dieser Stelle soll zunächst ganz kurz auf einige Lutherportraits des 16. Jahrhunderts hingewiesen werden, die fast ausschließlich in Breslau beheimatet sind.

Es handelt sich dabei – soweit zu ermitteln war – um die nachstehend aufgeführten Gemälde, die sämtlich der Schule oder Werkstatt Lucas Cranachs des Älteren zuzurechnen sind.

In der St.-Elisabethkirche befanden sich 3 Bilder:

1. Im Altarraum, das Hermann Luchs¹⁾ – wie das benachbarte Philipp Melanchthons – „ein treffliches, fein gefühltes und ausgeführtes Originalwerk Lucas Cranach's mit seinem Zeichen (der gekrönten, geflügelten Schlange mit einem Ringe im Maule) und der Jahreszahl 1564“ nennt²⁾. Die darunter befindliche Inschrift lautet: Reverendus vir doctor Martinus Lutherus natus est anno MCCCCLXXXIII. III. Jd. novemb. hora XI ante mediam noctem in oppido Cheruscorum Islebia. Idem mortuus est anno MDXLVI. XII. cal. Martii qui fuit dies concordiae in patria et sepultus est Vvitebergae in templo arcis³⁾. Über das Schicksal des Bildes ließ sich nichts ermitteln.

¹⁾ Die Denkmäler der St. Elisabeth-Kirche zu Breslau. Breslau 1860.

²⁾ Ebenda, S. 14, Nr. 4 und S. 26, Nr. 14. – Hans Lutsch, Die Kunstdenkmäler der Stadt Breslau (Breslau 1886), S. 244: „Aus Lucas Cranach's Werkstatt.“ Ludwig Burgemeister und Günther Grundmann, Die Kunstdenkmäler der Stadt Breslau. Bd. 1, 2. Teil (Breslau 1933), S. 138. – Cornelius Müller, Deutsche Malerei des 16. Jahrhunderts, in: Schlesische Heimatpflege 1. Veröffentlichung, hrsg. im Auftrage der Provinzialverwaltung von Niederschlesien durch den Provinzialkonservator der Kunstdenkmäler Niederschlesiens (Breslau 1935), S. 214. Er will beide Bilder erst dem 17. Jahrhundert zuweisen. „Originalbildnisse Luthers und Melanchthons von Cranach haben sich nicht erhalten“ (S. 212).

³⁾ Luchs, a. a. O., S. 26–27, Nr. 14. – Paul Knötel, Über einige Bilder Kranachs und seiner Schule in schlesischen Kirchen und Museen, in: Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift V. Bd. (Breslau 1893), S. 216–217, vermutet in den „beiden trefflichen Bildnissen Luthers und Melanchthons Schöpfungen des jüngeren Lukas Cranach“.

2. Im nördlichen Seitenschiff links vom Eingang in die kleine Sakristei, eingefügt in das Epitaph für Hanns Ebn von Brunnen, in Öl auf Holz gemalt, mit den Maßen 34,7 : 30,5 cm, etwa 1540 entstanden⁴). Über dem Bilde Luthers sind in der Bekrönung die Initialen M: L: D: (Martin Luther Doktor) angebracht, zwischen den Buchstaben M und L ist Luthers Wappen, die Rose mit Herz und Kreuz, in einen Kreis gezeichnet, am Rahmen über dem Bilde steht: Verbum Dñi manet in aeternum, darunter: Gottes Wordt vndt Lutheri Lehr/Vergehet nun vndt nimmer mehr. Das Bild, das 1942 ausgelagert worden war, blieb 1945 erhalten und befindet sich heute im Nationalmuseum in Breslau⁵).

3. Ein kleines Bild Luthers und ein eben solches von Melanchthon in der Hauptsakristei mit Cranachs Monogramm und der Jahreszahl 1537⁶) gelangte in das Breslauer Museum der bildenden Künste⁷).

Das Museum der bildenden Künste besaß außerdem noch ein auf Holz gemaltes Bild mit „D.M.L.“ beschriftet und datiert 1529⁸).

Schließlich sei noch hingewiesen auf ein 1945 verloren gegangenes Lutherportrait, das zu der Galerie des Breslauer Sammlers und Mäzen Thomas Rehdiger (1540–1576) gehörte; lediglich eine Photographie des (1539?) in der Werkstatt Cranachs entstandenen Bildes hat sich erhalten⁹).

In der Kirche zu Klitten (Oberlausitz) befindet sich im Mittelfeld eines 1587 gestifteten Altarschreins eine Darstellung des heiligen Abendmahls;

⁴) Luchs, S. 151, Nr. 269. – Lutsch, S. 243. – Bożena Steinborn, *Malowane epitafia mieszczańskie na Śląsku w latach 1520–1620* (Gemalte Bürgerepitaphien in Schlesien 1520–1620), in: *Roczniki sztuki Śląskie IV* (Wrocław 1967) – Jahrbuch für schlesische Kunst), S. 79, Nr. 9: „Das Bild ist zweifellos Original und stammt aus der Werkstatt Cranachs d. Ä.“

⁵) Inventarnummer 186614. Abbildung bei B. Steinborn, a. a. O. zu Nr. 9, Tafel 7.

⁶) Luchs, S. 165, Nr. 299 und 300: „Wohl nur aus Cranachs Werkstatt, in blauem Grunde, fein, obwohl flach gemalt“.

⁷) Schlesisches Museum der bildenden Künste in Breslau. Beschreibender Katalog der Gemälde (Breslau⁵1908), Katalog 1926, Nr. 161. – C. Müller, a. a. O. S. 217, Nr. 7: Höhe 0,37 m, Breite 0,56 m.

⁸) Ebenda, Nr. 8: 0,39 m hoch und 0,23 m breit. – Max J. Friedländer und Jacob Rosenberg (Hrsg.), *Die Gemälde von Lucas Cranach*. Berlin 1932, S. 74. – Museumskatalog 1926, Nr. 160. – Katalog der Bilder-Galerie im Ständehause zu Breslau (Breslau 1857), Nr. 610.

⁹) Bożena Steinborn, „Galeria Sławnych“ Tomacza Rhedigera („Die Galerie der Berühmten“ von Thomas Rehdiger), in: *Roczniki sztuki Śląskiej* (Jahrbuch für schlesische Kunst) – Zeitschrift des Nationalmuseums in Breslau –, XI (1977), S. 29–66, Abb. Nr. 55.

da sitzen Luther und Melanchthon als „auserwählte Rüstzeuge Gottes“ zu Tische unter den Aposteln, von denen zwei die Gesichtszüge der Reformatoren tragen¹⁰⁾.

Die Kirche von Meffersdorf im Isergebirge besaß ein Holzbild des Reformators als Ganzfigur in langem, faltenreichem Talar, im linken Arm die Bibel haltend und mit dem rechten Zeigefinger auf sie hinweisend. Unter dem oberen Bildrahmen standen die Worte: „Wahre und eigentliche contrafactur des Ehrwürdigen Wolerleuchten vnd Hochgelarten Herrn Marttini Lutheri“. Rechts davon das Wappen – im Dornenkranz das Kreuz auf dem Herzen –, unten links im Bilde die Jahreszahl 1685^{10a)}.

Bei der Renovation der Kirche zu Zedlitz Kr. Steinau (Oder) ist 1872 ein altes Lutherbild unterhalb des Schalldeckels der Kanzel aufgefunden worden. Das damals überstrichene Bild konnte bei der Erneuerung des Kirchinneren 1936 nach einer Vorlage von Lucas Cranach wiederhergestellt werden¹¹⁾. Da die schöne Kanzel die Jahreszahl 1597 trägt¹²⁾, wird auch das Lutherbild aus dieser Zeit stammen.

In dem katholischen Visitationsbericht vom 7. Oktober 1667 über die Kirche von Seiffersdorf Kr. Hirschberg (bis 1945 Kirchenkreis Schönau) heißt es bei der Beschreibung des Kirchinneren: „Cathedra alba et honeste alias picta cum apostolis, inter quos in statuis Lutherus et Melanchthon depicti“¹³⁾. Der Grundherr Bernhard von Schaffgotsch auf Rohrlach und Seiffersdorf (gest. 1613) hatte in die Kirche eine neue Ausstat-

¹⁰⁾ Hans Lutsch, *Kunstdenkmäler des Reg.-Bezirks Liegnitz* (Verzeichnis der Kunstdenkmäler Schlesiens 3. Bd., Breslau 1891), S. 769. – Robert Pohl, *Heimatbuch des Kreises Rothenburg O.-L.*, (Weißwasser 1924), S. 234. – Freundliche Mitteilung des Ev. Pfarramts Klitten vom 12. März 1983. Das Bild, das aus der Werkstatt des jüngeren Cranach stammt, ist aus der 1945 abgebrannten Kirche gerettet worden. Die Seitenflügel zeigen Auferstehung und Geburt Christi, darunter die Stifter des Altars Caspar von Nostitz und seine Gemahlin in Gebetshaltung.

^{10a)} Dr. Elisabeth Zimmermann, *Schwenckfelder und Pietisten in Greiffenberg und Umgegend*. Ein Beitrag zur Geschichte der Frömmigkeit im Riesen- und Isergebirge von 1670–1730. 7. Sonderheft des Vereins für schlesische Kirchengeschichte (Görlitz 1939), Abb. neben S. 13.

¹¹⁾ Wilhelm Schneider, *Alte Kirchen erzählen*. Aus *Geschichte und Schönheit des Zedlitzer Gotteshauses*, in: *Unsere Kirche*, Jahrgang 1936 (Breslau), S. 295. – Jahresbericht des Provinzialkonservators der Kunstdenkmäler Niederschlesiens für das Jahr 1935, 1936 und 1937, in: *Kunst und Denkmalpflege in Schlesien* (Breslau-Lissa 1939), S. 323–324.

¹²⁾ Carl Freiherr von Wechmar, *Geschichte des Dorfes und Rittergutes Zedlitz* (Kreis Steinau). Beilage zu Bd. XII der Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens (Breslau 1874), S. 36. – H. Lutsch, *Die Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien II. Bd.* (Breslau 1889), S. 654.

¹³⁾ Joseph Jungnitz, *Visitationsberichte der Diözese Breslau*. Archidiakonats Breslau 1. Teil (Breslau 1902), S. 692 („Die Kanzel ist weiß und ansehnlich, bemalt mit den Bildern der Apostel, zwischen denen in Statuen Luther und Melanchthon abgebildet sind“). – Joh. Grünewald, *Beiträge zur Presbyterologie der Pfarrei Kupferberg*, in: *Archiv für schlesische Kirchengeschichte Bd. XVII* (Hildesheim 1959), S. 225.

tung gestiftet¹⁴⁾ und neben Altar und Taufstein wahrscheinlich auch die Kanzel errichten lassen. Die 1849 eingestürzte Kirche^{14a)} ist in den folgenden Jahren außer dem Glockenturme abgetragen worden, Einrichtung und Kunstwerke wurden an benachbarte katholische Kirchen (z. B. Janowitz und Kauffung) verteilt; die Kanzel ist nicht erhalten geblieben.

Wir wenden uns nun der Betrachtung des historischen Tafelbildes zu, das sich bis 1654 in der damals rekatholisierten Kirche von Neukirch an der Katzbach (Kreis Goldberg) befand und im Erzbischöflichen Diözesanmuseum in Breslau aufbewahrt wird. Es ist neben der klaren Aussage reformatorischen Glaubens ebenso bedeutsam in kunstgeschichtlicher wie kultur- und kirchengeschichtlicher Beziehung und scheint – soweit nachweisbar – in seiner Art einmalig in Schlesien zu sein, so daß eine eingehende Beschäftigung mit dem Bildwerk gerechtfertigt und geboten ist. Im Mittelpunkt steht in einer zum gottesdienstlichen Raume gestalteten Halle der predigende Luther auf der Kanzel; diese wird flankiert von zwei Säulen, die ein Kreuzgewölbe tragen; die mit Butzenscheiben versehenen Fenster zeigen gotisches Maßwerk. In einer im Hintergrund sich anschließenden Kapelle sitzt Melanchthon im offenen Beichtstuhl, vor welchem ein Konfitent kniet; zwei andere männliche Personen in vornehmer Kleidung stehen links wartend daneben. Beide Reformatoren zeigen die uns von den Bildern Lucas Cranachs bekannten charakteristischen Gesichtszüge. Im Vordergrund steht als Lektor ein Geistlicher in liturgischer Kleidung, mit dem Chorrock (Superpelliceum) über dem Talar, aus einem aufgeschlagenen Buche lesend; die vordere Bildfläche füllen drei Personengruppen: Links stehen, an ihrer Kleidung kenntlich, vier Adelige des Ritterstandes – der in schwarzem Mantel scheint, auch an Spitzbart und Haartracht gleich, mit dem am Beichtstuhl Wartenden ein und dieselbe Person zu sein –; am linken Kanzelpfeiler sitzen Frauen als Zuhörerinnen und Kinder, weitere Männer und Frauen sitzen und lehnen am Kanzelaufgang neben der rechten Säule. Der deutlich zu Füßen des Predigers unter der Kanzel sichtbare Hund ist nach den Kirchenvätern ein symbolischer Hinweis auf das von den Predigern auszuübende Wächteramt¹⁵⁾, die ihre Stimme gegen die Feinde der Kirche erheben. Welches

¹⁴⁾ Johannes Tralles, Mausoleum Schaff-Gotschianum. Ehren-vnd Gedechtniß-Kirchlein des Vralten hochlöblichen Schaff-Gotschen Hauses (Leipzig 1621), S. 107.

^{14a)} Eduard Anders, Statistik der Evang. Kirche in Schlesien (Glogau 1848), S. 618. – Max Kropp, Kunstschatze der Heimat – allen erschlossen, in: Unsere Heimat, Jahrbuch für den Stadt- und Landkreis Hirschberg im Riesengebirge 1939, S. 57.

¹⁵⁾ Wohl auf Grund von Jes. 56,10: Propheten (Wächter, Hirten) sollen keine stummen Hunde sein, die nicht strafen können. Vgl. auch die Homilie von Papst Gregor d. Gr. († 604) im römischen Brevier am Donnerstag nach Reminiscere. Ein schwarz-weißer Hund gehört zu den dem heiligen Dominikus († 1221), dem Gründer des Predigerordens („Domini canes“), beigegebenen Symbolen (vgl. Hilgart L. Keller, Reclams Lexikon der Heiligen und der biblischen Gestalten, Stuttgart³ 1975, S. 153).

furchterregende Tier Melanchthon als Beichtvater zu Füßen liegt, ist nicht klar zu erkennen (vielleicht ein Skorpion?). Die Gestalt ganz im Hintergrund links im Torbogen könnte ein Diener als Türhüter sein.

Im oberen Bildteil auf dem Hintergrunde von reicher landschaftlicher Ausgestaltung stellt der Künstler das Zentrum der neutestamentlich-reformatorischen Verkündigung dar: Mit der ausgestreckten Rechten weist Luther auf den Gekreuzigten; am Stamme des Kreuzes steht das Lamm mit der Siegesfahne, und rechts davon öffnet sich unter einer mit zwei Ringgriffen versehenen Steinplatte ein Grab, aus dem ein Totengerippe hervorkommt (Hinweis auf Matth. 27, 52). Durch das Grabplatte stehenden Kelch fließt, ist der Sieg errungen über Sünde und Tod^{15a}). Die rechte Bildhälfte oben zeigt am Fuße des Berges die Auferstehung: Christus schwebt über dem leeren Grabe; Er trägt ein rotes Gewand und deutet mit der rechten Hand auf die Bergspitze, wo Gott Vater zu erkennen ist; vor dem Grabe erblicken wir die Hüter, von denen einer mit einem Speer in der Hand die Flucht ergreift. Der hohe Bergrücken im Hintergrund wird von einer weitläufigen Burgruine überragt, den niedrigen Höhenzug talwärts krönen die Türme einer festen Stadt.

Wichtig sind die überall auf dem Bilde angebrachten lateinischen Bibelstellen, die das Heilshandeln Gottes an der Welt aussagen. Daß einzelne Worte mit dem Wortlaut der Vulgata nicht übereinstimmen, ist nicht verwunderlich, da die Texte mit Sicherheit der Lutherbibel entnommen und in das Lateinische zurückübersetzt worden sind. Sie werden nachstehend wörtlich wiedergeben.

Am vorderen Bildrahmen (vor der Rittergruppe): *Beati qui audiunt Verbum Dei et Custodiunt illud. Luc. 11 (V. 28). – Quorum remisistis peccata, remissa erunt. Quorum retinueritis retenta erunt. Joan. 20 (V. 23)* (dem Beichtiger Melanchthon zuzuordnen). – *Fides ex auditu, auditus autem per Verbum Dei. Rom.; 10 (V. 17)* (den Hörern unter der Kanzel zugesprochen).

Am Fuße der linken Säule unter der Kanzel: *Christo omnes Prophetae testimonium ferunt, quod Remissionem peccatorum accepturus sit per nomen ejus qui credunt in eum. Actorum 10 (V. 43).*

Unter der Kanzelbrüstung: *Sic enim Deus dilexit mundum, ut Filium suum Vnigenitum daret, ut omnis qui credit in eum, non pereat, sed habeat vitam aeternam. Joan. 3 (V. 16).*

An der Kanzel: *Euangelium est potentia Dei ad salutem omni credenti. Rom. 1 (V. 16).*

Über dem Kanzelpfeilerbogen: *Ecce agnus Dei qui tollit peccata mundi. Joh. 1,29. Und am Aufbau darüber: Ero mors tua O mors, Ero pestis tua, inferne. Osa 13 (Hosea 13, 14).*

^{15a}) Die gleiche Darstellung zeigt u. a. das Epitaph auf Johann Heß († 1547) von Lucas Cranach aus St. Maria Magdalena in Breslau, heute im Breslauer Nationalmuseum (vgl. H. Lutsch, *Kunstdenkmäler der Stadt Breslau*, S. 200, L. Burgemeister - G. Grundmann, *Die Kunstdenkmäler der Stadt Breslau*, S. 56 mit Abb., B. Steinborn, *Katalog 1966–67*, S. 42–43).

Links im Hintergrund über dem Torbogen: *Vulneratus est propter iniquitates nostras* Esa 53 (Jesaja 53,5). *Traditus est propter peccata nostra* Rom. 4 (V. 25) – die Fortsetzung steht rechts oben an dem Kapellenaufbau: *Et resuscitatus propter Iusticiam nostram* Rom. 4 (V. 25). –

Nach der genauen Beschreibung stellt sich nun die Frage nach der Entstehungszeit des großen Tafelbildes, das in seinem ursprünglichen Glanz der Farben jeden Besucher des Breslauer Diözesanmuseums überrascht und erfreut. An keiner Stelle befindet sich an dem Bilde selbst ein Hinweis, weder der Name des Malers noch eine Jahreszahl ist darauf angebracht. Die zahlreich vorhandene ortsgeschichtliche Literatur von Neukirch¹⁶⁾ erwähnt das Kunstwerk mit keinem Wort; dem als Historiker verdienten Neukircher Pastor Gotthold Leberecht Grimmer, der in einer Veröffentlichung zur Kirchengeschichte seiner Gemeinde¹⁷⁾ eine genaue Beschreibung des im theologischen Detail ähnlichen Epitaphs auf den 1552 verstorbenen Georg von Zedlitz¹⁸⁾ gibt, das zu seiner Zeit (1780) noch in der Kirche vorhanden war, ist unser Bild nicht zu Gesicht gekommen. Das erklärt sich aus der Tatsache, daß eine so sinnfällige Darstellung der lutherischen Reformation in der 1654 an die Katholiken zurückgegebenen Kirche als anstößig empfunden und entfernt werden mußte. Aus dem Protokoll über die Wegnahme der Kirche vom 2. März 1654 erfahren wir zum erstenmale überhaupt von der Existenz des „Lutherbildes“: „Notabene. Hier war ein Altar, der Luthern mit seinem Anhang mitten und auf der Seiten predigend und sonstem dem Worte dienend abgemahlet“¹⁹⁾. Man hatte also etwa 100 Jahre vorher einen aus katholischer Zeit stammenden Seitenaltar seines Aufbaues beraubt und das reformatorische Bild an dessen Stelle gesetzt! Die bischöfliche Visitation von 1687 fand hier nur noch den leeren Altartisch vor²⁰⁾.

¹⁶⁾ Vgl. Joh. Grünewald, Beiträge zur Kirchen- und Pfarrergeschichte von Neukirch an der Katzbach, in: Jahrbuch für schles. Kirchengeschichte, Neue Folge, 41. Bd. (1962), S. 7–39.

¹⁷⁾ Nachricht von dem ersten evangelischen Prediger in Schlesien, in: Bunzlauische Monatschrift zum Nutzen und Vergnügen 7. Jg. (Bunzlau 1780), S. 305–315, 335–348, 369–381.

¹⁸⁾ Božena Steinborn, Malowane epitafia mieszczańskie na Śląsku we latach 1520–1620, in: Roczniki sztuki Śląskiej IV (1967) – vgl. Anm. 4 –, S. 96, Nr. 34, Abb. Tafel 24. – Joh. Grünewald, Das Zedlitzepitaph aus Neukirch, in: Goldberg-Haynauer Heimat-Nachrichten 24. Jg. (Wolfenbüttel 1973), S. 121–123 mit Abb.

¹⁹⁾ Johannes Berg, Die Geschichte der gewaltsamen Wegnahme der evangelischen Kirchen und Kirchengüter in den Fürstenthümern Schweidnitz und Jauer (Breslau 1854), S. 193.

²⁰⁾ Joseph Jungnitz, Visitationsberichte der Diözese Breslau. Archidiakonats Liegnitz 1. Teil (Breslau 1908), S. 243: *De minori autem quodam altari sola superest ara.*



Beati qui audiunt Verbum Dei et custodiunt illud. Quorum remiseritis peccata et miserunt Quorum retinueritis remissa erunt Ioh 20. Fides et auditu auditus qui per Verbum Dei Rom 10.

Die Zeit der Entstehung des Gemäldes ist nicht eindeutig auf eine Jahreszahl festzulegen; die Fachleute – Kunst- und Kirchenhistoriker – bewegen sich bei dem Versuch einer Datierung zwischen 1530 und 1580, so daß wir uns gewiß auf die Mitte des 16. Jahrhunderts einigen können. Vielleicht dürfen wir auch die Vermutung aussprechen, daß das Bild eigens für Neukirch geschaffen wurde, ja daß der unbekannte Künstler die Örtlichkeiten des alten Schlosses vor Augen gehabt haben könnte und den Anfang des lutherischen Gottesdienstes nach 1518 zur Darstellung bringen wollte! Die alte Tradition, derzufolge Georg von Zedlitz durch zwei nach Wittenberg entsandte Untertanen von Luther einen Prediger erbeten und diesen in der Person des einstigen Augustinermönchs Melchior Hofmann erhalten habe²¹⁾, findet in einer die Wahrheit von der Legende scheidenden Untersuchung²²⁾ Gerhard Eberleins ihre Bestätigung. Noch 1573 erinnern die Söhne Georgs, die Brüder Sebastian, Heinrich und Siegmund von Zedlitz, nach der durch den Tod des Pastors Johannes Hauptmann vakant gewordenen Neukircher Pfarrei in einem Briefe an den Liegnitzer Superintendenten Leonhard Krentzheim, daß „vnser seliger Vatter inn diesen Landen der Ersten einer gewesen, welcher das heilige göttliche wort, durch seinen auserwehltten Man D. M. Luther lauter vnd rein offenbaret vnnd geschencket, hat angenohmen“²³⁾. Erst 1526 oder 1532 konnte in der Ortskirche lutherischer Gottesdienst gehalten werden, nachdem der letzte katholische Pfarrer Christoph Langnickel 1526 sein Amt niedergelegt und Georg von Zedlitz 1532 das Kirchlehen von dem Striegauer Benediktinerinnenstift käuflich erworben hatte. Bis dahin hat Melchior Hofmann in dem von dem Grundherrn eingeräumten

²¹⁾ Johann Adam Hensel, Protestantische Kirchengeschichte der Gemeinen in Schlesien (Leipzig und Liegnitz 1768), S. 130. – Hierzu die kleine, anonym erschienene Schrift (der Verfasser ist Otto Friedrich Conrad v. Zedlitz): „Für diejenigen, welche die bey Eröffnung der Jubelfeier am 31^{ten} Oktober 1817 auf dem Platz des ehemaligen festen Schlosses zu Neukirch gesprochenen Worte nicht hören konnten, zur Erinnerung (Breslau 1817)“ S. 10–11. Der Saal im Schlosse, wo der erste lutherische Gottesdienst nach 1518 und auch 1743–1749 stattgefunden hat, war 1817 ein Raum ohne Dach (S. 5); der Verfasser bedauert (S. 14), daß er diese ehrwürdige Stätte ebensowenig wie vor ihm sein Vater aus ihrem Verfall habe retten können. – Eine Abbildung des alten Schlosses und der katholischen Kirche vor ihrem Einsturz aus dem Jahre 1832 ist als Bleistiftzeichnung im Besitz von Herrn Baron Sigismund von Zedlitz in Wolfsburg („Eine alte Zeichnung des Schlosses Neukirch a. d. Katzbach“, in: Goldberg-Haynauer „Heimat-Nachrichten“ 28. Jg., 1977, S. 53). – Vgl. auch „Schlesische Kirchengeschichte“ 1. Teil – mit Vorwort von Herbert Meyer –, Textheft zu einer Bilderreihe (Filmdienst-Verlag Dresden 1925), 19. Bild: Schloß Neukirch (S. 20) und 20. Bild: Predigtraum im Schloß in seinem heutigen (bis 1945) Zustand (S. 21). Das Schloß wurde während der Kampfhandlungen 1945 schwer beschädigt und danach ausgeraubt, inzwischen ist es von den Polen völlig abgetragen worden (als ergänzende Berichtigung zu Hugo Weczerka [Hrsg.], Handbuch der historischen Stätten. Schlesiens. Stuttgart 1977, S. 342).

²²⁾ Gerhard Eberlein, Die erste evangelische Predigt in Schlesien, in: Correspondenzblatt des Vereins für Geschichte der evang. Kirche Schlesiens IV. Bd. 2. Heft (Liegnitz 1894), S. 65–77.

²³⁾ Jahrbuch 41/1962, S. 18, Anm. 21.

Teil des Schlosses gepredigt. Und eben dort, in demselben Schloßteil, welcher „der alte Turm“ genannt wurde, fand 1743 auch wieder zum erstenmal nach der Gegenreformation der erste evangelische Gottesdienst statt, in einem Gebäude, das, wie Pastor Ulbrich 1843 schreibt²⁴), später eingestürzt und durch einen neuen Schloßanbau ersetzt worden sei; doch habe man eine steinerne Säule, die den Saal (den ersten gottesdienstlichen Raum nach 1518) getragen, als ein Denkmal aus jener Zeit von dem alten Bauwerk aufbewahrt. Sollte etwa diesen kirchlichen Raum – in aller künstlerischen Freiheit gestaltet – unser Bild wiedergeben, versehen mit den Hauptaussagen der heiligen Schrift von der dem Sünder durch die Gnade Gottes geschenkten Rechtfertigung aus dem Glauben an Christus, neu zugesprochen durch Luthers Predigt des „wieder entdeckten“ Evangeliums, veranschaulicht durch die zentralen Fakten der Erlösung in Kreuzigung und Auferstehung? Eine 1818 geprägte Münze, die bis 1946 beim Pfarramt Neukirch vorhanden war, zeigt auf der einen Seite den mit einem dachförmigen Aufbau versehenen Balkenumriß einer Kapelle, in einem Rundbogen ein Kruzifix mit der Bibel daneben und der Umschrift: „MELCHIOR HOFFMANN BRINGT AVS DOCTOR LVTHERS MVNDE DEM VATER CZEDLITZ GVTE KVNDE 1518“. Auf der anderen Seite sieht man das Brustbild des alten Neukircher Grundherrn mit der Inschrift: „RITTER GEORG V. CZEDLITZ FVEHRT IM 74. IAHRE SEINES ALTERS DIE EVANGELISCHE LEHRE EIN + DAS DANKT IHM NOCH DAS EVANGELISCHE NEVKIRCH 1818“²⁵). Der Kapellenbau auf der Münze kann nach dem damals noch vorhandenen Original geprägt worden sein, und diese Kapellenfassade hat eine nicht zu verkennende Ähnlichkeit mit dem Aufbau über der Kanzel des predigenden Luther auf unserem Tafelbilde! So hätte der Maler den Reformator auf eine Kanzel in Neukirch gestellt und Melanchthon dort in den Beichtstuhl gesetzt – allegorisch, gleichnishaft, als Ausdruck der inneren Verbundenheit mit der von Wittenberg ausgegangenen Reformation! Natürlich sind beide Reformatoren nie in Neukirch gewesen, Luther auch nie in Schlesien und mit großer Wahr-

²⁴) Heinrich Theodor Ulbrich, Kurze Geschichte der evang. Gemeinde Neukirch, Kreis Schönau vom Jahre 1743 bis 1843 bei ihrem 100jährigen Kirchen-Jubiläum. Goldberg 1843, S. 21.

²⁵) Vgl. auch Hellmut Eberlein, Aus der Geschichte des Kirchenkreises Schönau, in: Kirche und Heimat. Zur Erinnerung an die Generalkirchenvisitation im Kirchenkreise Schönau a. K. vom 9.–27. Juni 1927 (Schönau 1927), S. 68. Eine Photographie der Münze ist in meinem Besitz.

scheinlichkeit Melanchthon ebenfalls nicht²⁶). Aber die Beziehungen zu Wittenberg waren gegeben durch die Zedlitz'sche Familie – Sebastian von Zedlitz, der Sohn Georgs, studierte seit dem 26. September 1540 in Wittenberg²⁷) – und durch junge Theologen, die dann in Neukirch benachbarte Pfarrämter berufen wurden – der zweite Neukircher Pastor Johannes Hauptmann empfing am 17. Oktober 1548 in Wittenberg die Ordination für Schönwaldau²⁸) –, so daß auch Holzschnitte Luthers von Cranach hier bekannt gewesen sein werden, die dem Maler unsres Tafelbildes als Vorlage dienen konnten. Vergleicht man den auf der Neukircher Kanzel stehenden Luther mit dem auf der Predella des Altars in der Wittenberger Stadtkirche von 1547, so ist große Übereinstimmung festzustellen, sowohl im Gesichtsausdruck als auch in der Bewegung der rechten Hand²⁹), und es darf daher die Vermutung ausgesprochen werden, daß der Künstler, der das Bildwerk im Auftrage der Familie Zedlitz für die Kirche von Neukirch schuf, der Cranachschule zuzurechnen ist, aus der auch – als ein weiteres Beispiel in der Goldberger Gegend – das Dreikönigsbild in der Kirche zu Rothbrünnig stammt³⁰).

Eine genauere Datierung als in die Mitte des 16. Jahrhunderts wird nicht möglich sein. Dr. Alfons Nowack, der das Bild nicht ganz zutreffend beschreibt³¹), setzt seine Entstehung „c. 1570“ an, Dr. Božena Steinborn, die polnische Kunsthistorikerin und Kustodin am Breslauer Nationalmuseum, die sich mehrfach eingehend mit dem Bilde beschäftigt hat, äußert

²⁶) Nach Hensel, Kirchengesch., S. 155 und Siegismund Justus Ehrhardt, Presbyterologie des Evang. Schlesiens III, 1 (Liegnitz 1783), S. 15 und 189, sei Melanchthon etwa 1526 in Herrndorf bei Glogau bei Joachim v. Berge und in Freystadt bei Hans v. Rechenberg zu Besuch gewesen. Gerhard Eberlein, Melanchthon und seine Beziehungen zu Schlesien (in: Correspondenzblatt VI, 2, 1898, S. 82), spricht sich entschieden dagegen aus. Von H. und E. Dumrese, Kirchengeschichte der evang. Gemeinde Freystadt (Freystadt 1909) findet die Tradition von Melanchthons Aufenthalt in Freystadt keinerlei Berücksichtigung, so auch nicht bei Hellmut Eberlein, Schlesische Kirchengeschichte (1952).

²⁷) C. E. Foerstemann, Album Academiae Vitebergensis (Leipzig 1841), S. 183.

²⁸) Georg Buchwald, Wittenberger Ordiniertenbuch. 1. Bd. 1537–1560 (Leipzig 1894), S. 61, Nr. 968.

²⁹) Oskar Thulin, Cranach-Altäre der Reformation (Berlin 1955), Abb. neben S. 24.

³⁰) Božena Steinborn, Złotyja-Chojnów-Świerzawa (Goldberg-Haynau-Schönau) – Breslau 1959, S. 100, Abb. 36.

³¹) Führer durch das Erzbischöfl. Diözesanmuseum in Breslau (Breslau 1932), S. 55, Nr. 197.

sich unterschiedlich: 1959 „um 1580“³²⁾ und 1967 „um 1530“³³⁾, während sie in der zweiten Auflage ihres Goldbergbuches ohne Angabe einer Jahreszahl nur von „einem interessanten allegorischen Renaissance-Bilde zum Thema der ersten evangelischen Predigt durch Melchior Hoffmann“ spricht³⁴⁾. Dr. Kurt Engelbert kommt mit seiner Datierung „um 1540“ der tatsächlichen Entstehungszeit wohl am nächsten³⁵⁾.

Eine Deutung der bildlich dargestellten Personen als Hörern der Predigt Luthers ist nicht möglich. „Unter den Zuschauern befindet sich zeitgenössischer Adel (Zedlitz)“, schreibt Dr. Nowack zutreffend³⁶⁾. Bei den vier männlichen Personen – im Bildvordergrunde links – wäre an die Brüder Wenzel, Sebastian, Heinrich und Sigismund von Zedlitz zu denken, deren Namen auch auf der 1556 von ihnen gestifteten großen Glocke stehen³⁷⁾, die in Erinnerung an das historische Ereignis der ersten lutherischen Predigt und an ihren alten Vater (gest. 1552 im Alter von 108 Jahren) das Bild malen ließen. Die Tatsache, daß keine der dargestellten Personen auf Georg von Zedlitz gedeutet werden kann, könnte dafür sprechen, daß das Bild erst nach 1552 entstanden ist. Der als Lektor fungierende Geistliche in priesterlicher Kleidung ist offensichtlich ein jüngerer Mann, so daß es sich nicht gut um den 1556 nach über 30jähriger Amtszeit verstorbenen Melchior Hofmann handeln kann – es sei denn, der Künstler wollte ihn in den ersten Anfang, nach 1518, zurückversetzen; möglicherweise ist auch der Nachfolger Johannes Hauptmann gemeint, der bereits vor 1556 als Vikar in Neukirch gewesen sein könnte. Die vier sit-

³²⁾ Złotoryja-Chojnów-Świerzawa, S. 122.

³³⁾ Malarstwo Śląskie 1520–1620 (Schlesische Malerei, Ausstellungs-Katalog, bearbeitet von Bożena Steinborn [Veröffentlichung des schlesischen Museums in Breslau], Dezember 1966 bis März 1967), S. 40, Nr. 9, Abb. Nr. 8. Die Verfasserin vermutet, daß das Gemälde nach der offiziellen Annahme der Confessio Augustana (1530) durch Herzog Friedrich II. von Liegnitz entstanden sei. Die ernste Empfehlung, sich in der Lehre und in der Verwaltung der Sakramente nach der Augsbургischen Konfession und deren Apologie zu richten, gibt der Herzog erstmals in der Liegnitz-Brieger Kirchenordnung von 1535 bzw. 1542 (vgl. H. Jessen und W. Schwarz – Hrsg. –, Schlesische Kirchen- und Schulordnungen von der Reformation bis ins 18. Jahrhundert – Quellen zur schles. Kirchengeschichte 1. Bd. – Görlitz 1938 –, S. 36).

³⁴⁾ B. Steinborn und Stanisław Kozak, Złotoryja-Chojnów-Świerzawa (1971), S. 136.

³⁵⁾ Die Anfänge der lutherischen Bewegung in Breslau und Schlesien, IV. Teil, in: Archiv für schles. Kirchengeschichte Bd. XXI. (1963), S. 164, Abb. neben S. 168.

³⁶⁾ A. a. O., S. 55

³⁷⁾ Die Inschrift der erhalten gebliebenen Glocke, die heute im Turme der evang.-ref. Kirche zu Lingen (Ems) hängt, lautet: A. D. 1556. DEN 26. APRIL. STARB H. V. TROEZEN. ORF/WENCZEL. SEBASTIAN. HENRICH. VND. SIGMVND. VON CZEDLITZ. GEBRVEDER. MELCIAR HOFMAN. PFARHER. JORGE HVEBENER. KANNENGISSER ZV LEMBERGK (vgl. auch: Von Neukirchs alten Glocken, in: Goldberg-Haynauer Heimat-Nachrichten, 28. Jg. (1977), S. 136–137.

zenden weiblichen Gestalten am Säulenfuß unter der Kanzel (die rechte mit einem Kind im Arm) könnten die Ehefrauen der Zedlitzbrüder sein. Bei aller gebotenen Zurückhaltung sei die Vermutung ausgesprochen, als ob in der Gruppe rechts vom Kanzelaufgang der Maler etliche Professoren des Goldberger fürstlichen Gymnasiums im Bilde hätte festhalten wollen³⁸)! Bei dem ganz rechts etwas erhöht stehenden älteren Manne könnte es sich um den Schulmeister Valentin Trozendorf, den verehrten Lehrer der Brüder Zedlitz, handeln: die Züge des bärtigen Gesichts veraten Ähnlichkeit mit denen auf dem Ölgemälde Trozendorfs von 1592, das bis 1947 in der Goldberger Stadtpfarrkirche hing³⁹).

Man kann es als ein Wunder ansehen, daß das Bild erhalten geblieben ist, daß die Behauptung des Zedlitz-Biographen Eberhard Freiherrn von Zedlitz⁴⁰), es wäre durch die Reduktionskommission 1654 „schleunigst vernichtet“ worden, glücklicherweise nicht zutrifft. Es mag während der Zeit, als die Schönauer Jesuiten bis 1683 die Seelsorge in Neukirch ausübten, irgendwo in der Kirche abgestellt gewesen sein, bis es nach der pfarramtlichen Verbindung von Neukirch mit der neu errichteten Pfarrei Falkenhain dorthin gelangte. Es spricht für die schonende Pietät der Falkenhainer katholischen Pfarrer, daß sie das so zentral ausgeprägt protestantische Bild in der Ecke des Pfarrhausbodens ein verborgenes Dasein fristen ließen, wozu sich nach 1838 – dem Einsturz der alten Neukircher Kirche – noch weitere Altertümer aus Neukirch gesellten⁴¹). Dort ist es offenbar dem Spürsinn des jungen Priesters Augustin Knoblich aus Breslau auf seiner kunstarchäologischen Reise 1863 zu den Kirchen im schlesischen Gebirge⁴²) entgangen, der unter anderem in der Speck- oder Schinkenammer des Pfarrhofes einen bedeutenden Klappaltar des 15. Jahrhunderts aus der Neukircher Ruine vorfand und deshalb den Pfarrer Pohl wegen Verwahrlosung von Kunstaltertümern bei der geistlichen Behörde anzeigte, der darum peinlich-humorvoll durch den bischöflichen Kom-

³⁸) B. Steinborn (im Katalog der Ausstellung schlesischer Gemälde 1520–1620, 1966–67, S. 40) denkt an eine Gruppe alttestamentlicher Propheten, wohl in Verbindung mit der links daneben angebrachten Bibelstelle Apostelgesch. 10, 43.

³⁹) Richard Förster, Die Bildnisse Valentin Trozendorfs, in: Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift (Zeitschrift des Vereins für das Museum schlesischer Altertümer in Breslau), 1899, S. 502ff.

⁴⁰) Die Zedlitze und ihre Heimat (Glatz 1925), S. 210.

⁴¹) H. Lutsch, Die Kunstdenkmäler des Reg.-Bez. Liegnitz, 1891, S. 423.

⁴²) A. Knoblich, Kirchliche Kunstdenkmäler im schlesischen Gebirge, in: Schlesisches Kirchenblatt, hrsg. von Dr. Franz Lorinser, XXIX. Jg. (Breslau 1863), S. 559.

missarius, Pfarrer Menzel aus Schönau, am Tatort vernommen wurde⁴³)! Wie gesagt, Knoblich hat das Bild nicht zu Gesicht bekommen. 12 Jahre später machte dann eine Kommission des Museums schlesischer Altertümer aus Breslau diese Entdeckung auf dem Falkenhainer Pfarrhausboden: „Ein größeres Holztafelbild (Höhe 1,30 m, Breite 0,87 m, in Öl auf Lindenholz) des 16. Jahrhunderts, darstellend die Koryphäen der Reformation in ihrer Tätigkeit und mit lateinischen Bibelsprüchen versehen“⁴⁴).

Unser Lutherbild ist wahrscheinlich von dem Landeshuter Pfarrer und Kunsthistoriker Heinrich Puschmann, der um die Jahrhundertwende im Auftrage von Kardinal Kopp im Bistum Breslau umherreiste und kirchlichen Altertümern nachging, ans Licht gezogen und seine Überführung in das 1903 eröffnete Diözesanmuseum veranlaßt worden. Dort steht es in bestem Erhaltungszustand mit seinen leuchtend frischen Farben in den schönen Originalrahmen gefaßt im hinteren Saal links vom Treppenaufgang zum ersten Stockwerk gegenüber der Tür⁴⁵). Im Lutherjahr 1983 sich dieser heimatlichen Kostbarkeit zu erinnern, ist gewiß berechtigt.

Johannes Grünewald

⁴³) Carl Jentsch, der damals Kaplan in Schönau war, hat davon im 1. Band seiner „Wandlungen“ (Leipzig 1896), S. 227 heiter-ergötzlich berichtet über das Wechselgespräch zwischen Menzel und Pohl: „Du bist angeklagt. Du hast Kunstaltertümer verwarhlost. – O, der verdammte gotische Knoblich! Na, der soll mir noch einmal kommen! Meinen besten Wein hat er mir ausgetrunken, und das ist der Dank dafür! Na, wenn's weiter nichts ist, ha, ha, ha, der verrückte Kerl! – Aber wo sind denn die Altertümer? Ich muß sie besichtigen und für ihre angemessene Aufbewahrung sorgen. – Ach, das alte Gerümpel! Schöne Kunstdenkmäler! Verstecken muß man die Fratzen, daß sich nicht etwa ein Weib dran versieht (,darin mußte ich ihm recht geben – bemerkt Jentsch –, nachdem ich sie selbst beaugenscheinigt hatte‘). Hätte ich das Zeug nur gleich beim Abbruch (kein Abbruch, sondern Einsturz) der alten Kirche zerhacken und in den Ofen werfen lassen! – Ja, auf dein Urteil kommt dabei nichts an. Wo sind also die Sachen? – Ach, laß mich zufrieden, die sind ganz gut aufgehoben! – Aber wo denn, ich muß es ja berichten. – Nu in der Schinkenammer!“ Kurze Zeit darauf bekam Pohl die ganze Geschichte im Kirchenblatt zu lesen, und die ganze schlesische Klerisei lachte über die Schinkenammer.

⁴⁴) Schlesiens Vorzeit II. Bd. (Breslau 1875), S. 101.

⁴⁵) Das hier wiedergegebene Photo des Bildes erhielt ich 1960 durch die Güte des Direktors des Erzbischöflichen Diözesanarchivs und -Museums, Herrn Weihbischof Dr. Winzenty Urban in Breslau.

Zacharias Ursinus (1534–1583)

Eine biographische und theologische Studie

I.

Das Jahr 1983 ist nicht nur durch das bedeutende Lutherjubiläum geprägt.

Die schlesische Kirchengeschichtsschreibung gedenkt in diesem Jahr des 400. Todesjahres des schlesischen Theologen Zacharias Ursinus.

Aus Anlaß dieses Gedenkjahres soll an dieser Stelle zum ersten Mal ausführlich¹⁾ Leben und Werk dieses bedeutenden Theologen dargestellt werden, der nicht ohne Grund zu den „Väter(n) und Begründer(n) der reformierten Kirche“²⁾ gezählt wird.

Z. Ursin wurde in der Spätphase des Reformationszeitalters geboren und trat theologisch erst zu einer Zeit hervor, als führende Vertreter der frühen Reformationszeit bereits gestorben waren (U. Zwingli, † 1531, J. Ökolampad, † 1531, W. F. Capito, † 1541, M. Luther, † 1546). Ursin steht damit in der zweiten Generation der Reformationsbewegung, die in den späten 50er und 60er Jahren des 16. Jahrhunderts durch die konfessionelle Auseinandersetzung (lutherisch-reformiert) geprägt ist.

Es ist bedauerlich, daß sich die schlesische Kirchengeschichtsschreibung in unseren Tagen, so weit ich sehe, nicht wesentlich des Theologen Z. Ursinus angenommen hat. Auch in der neuesten Darstellung des Reformationszeitalters sucht man seinen Namen vergebens³⁾. Diese kleine Studie bildet daher einen Auftakt zu weiteren Studien, die der Verfasser im Jahrbuch in den nächsten Jahren zu einzelnen Themen aus dem opus Ursini vorzulegen hofft.

II.

Bevor auf Leben und Werk Z. Ursins eingegangen wird, soll zunächst ein Überblick über das literarische Werk und seine heutige Erschließung gegeben werden.

¹⁾ Kurze Notizen über Z. Ursin finden sich in der schönen Studie von W. Bellardi, Schlesien und die Kurpfalz. Der Beitrag vertriebener schlesischer Theologen zur „reformierten“ Theologie, (Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte 51/1972, 48–66) auf den Seiten 54f., 57f., 60f., 63.

²⁾ Vgl. K. Sudhoff, C. Olevianus und Z. Ursinus. Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der reformierten Kirche. VIII. Theil, Elberfeld 1857.

³⁾ M. Greschat (Hrg.), Gestalten der Kirchengeschichte. Reformationszeit I und II, Stuttgart 1981.

Das einzige, was heute relativ gut für den an dem Gegenstand Interessierten greifbar ist, sind die Briefe⁴⁾. Erste größere Briefeditionen wurden in den Monographien von H. Heppe⁵⁾, K. Sudhoff⁶⁾ und J. F. A. Gillet⁷⁾ veröffentlicht. W. Becker⁸⁾ hat 1889 und 1892 die Briefe Ursins an Crato von Crafftheim, den väterlichen Freund des Breslauer Theologen, herausgegeben. Diese Arbeit ist von unschätzbarem Wert, da der IX. Band der Rehdigerschen Briefsammlung in der Stadtbibliothek Breslau durch die Kriegswirren 1945 vernichtet wurde. In unserem Jahrhundert haben H. Rott⁹⁾, G. A. Benrath¹⁰⁾ und E. Sturm¹¹⁾ in den „Neue(n)“ bzw. „Heidelberger Jahrbücher(n)“ insgesamt 136 Briefe – vornehmlich aus seiner Heidelberger und Neustädter Zeit – vorgelegt¹²⁾. Von besonderer Bedeutung für die Biographie ist das Stammbuch des Z. Ursin. W. H. Neuser¹³⁾ hat das Stammbuch einer eingehenden Analyse unterzogen. Er zeigt auf, daß man nicht aufgrund dieser Stammbucheintragen „auf irgendeine Berühmtheit Ursins schließen“¹⁴⁾ darf. Viel-

⁴⁾ Eine Zusammenstellung aller erreichbaren Ursin-Briefe findet sich in: G. A. Benrath, Briefe des Heidelberger Theologen Zacharias Ursinus (1534–1583), Heidelberger Jahrbücher VIII (1964), 93f. Diese Liste ist um zwei mittlerweile edierte Briefe zu erweitern: Z. Ursinus an Menso Alting, Neustadt, 10. Febr. 1582, abgedruckt in: G. A. Benrath, Zacharias Ursinus (1534–1583), Blätter für Pfälzische Kirchengeschichte 37/38 (1970/71), Teil I, 214f.

Z. Ursinus an Christoph Pezel, Heidelberg, 16. Juni 1572, abgedruckt in: W. H. Neuser, Der Briefwechsel Ursins mit dem Wittenberger Kryptocalvinisten Christoph Pezel im Jahre 1572, ebenda, 217–220.

⁵⁾ H. Heppe, Geschichte des deutschen Protestantismus. Bd. II, Frankfurt 1853, 133–145.

⁶⁾ K. Sudhoff, C. Olevianus und Z. Ursinus, aaO., 485–494.

⁷⁾ J. F. A. Gillet, Crato von Crafftheim und seine Freunde. Bd. II, Frankfurt 1861 Beilagen Nr. 2–9. 11-13. 31.f., 34., 44f., 64, 66, 74.

⁸⁾ W. Becker, Zacharius Ursins Briefe an Crato von Crafftheim, in: Theologische Arbeiten aus dem rheinischen wissenschaftlichen Predigerverein VIII. und IX (1889), 79–123 und ebenda XII (1892), 41–107.

⁹⁾ H. Rott, Briefe des Heidelberger Theologen Zacharias Ursinus aus Heidelberg und Neustadt a.H., in: Neue Heidelberger Jahrbücher XIV (1906), 39–172.

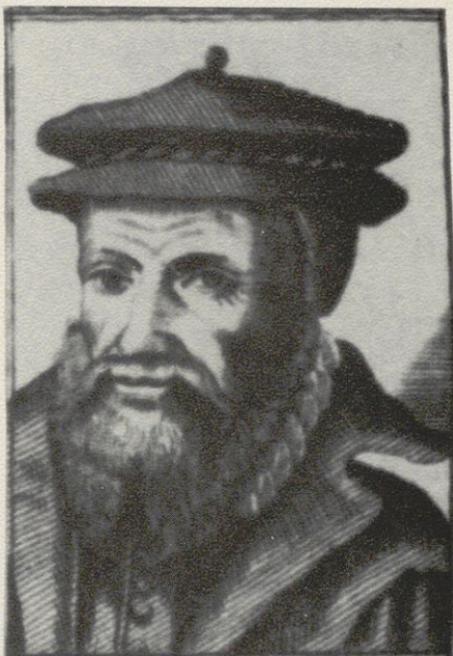
¹⁰⁾ G. A. Benrath, Briefe ... aaO., 93–141.

¹¹⁾ E. Sturm, Briefe des Heidelberger Theologen Zacharias Ursinus aus Wittenberg und Zürich (1560/61), in: Heidelberger Jahrbücher XIV (1970), 85–119.

¹²⁾ Aus Ursins Breslauer Zeit sind nur zwei Briefe erhalten: Der erste Anfang 1559 an H. Stephan in Genf und der zweite vom 16. 8. 1559 an J. Camerarius d. Jüng.

¹³⁾ W. H. Neuser, Das Stammbuch des Zacharias Ursinus (1553–1563 und 1581), in: Blätter für Pfälzische Kirchengeschichte 31 (1964), 101–155.

¹⁴⁾ W. H. Neuser, Stammbuch, ebenda, 103.



ZACHARIAS VRSINUS
Theol. Neustad.

mehr „lernen wir Ursinus als einen aufmerksamen Beobachter der vielfältigen und theologischen Strömungen seiner Zeit kennen“¹⁵). Mit Hilfe des Stammbuchs lassen sich wichtige Daten ermitteln: Wittenberger Studienzeit (1550–1557), Reise zu den reformierten Häuptern in die Schweiz und nach Frankreich (1557/58), Verhandlungen in Zürich über neue Wirksamkeit (1560), Berufung nach Heidelberg (1561), Aufenthalt in Marburg (1581)¹⁶).

Das theologische Werk des Z. Ursinus ist in zwei Ausgaben zugänglich. Die erste Ausgabe, als „Neustädter Ausgabe“¹⁷) bezeichnet, erschien 1584 (hrsg. von J. Jungnitz) und wurde auf der Frühjahrmesse 1584 ein „Verkaufsschlager“. Den zweiten Band dieser Ausgabe legte der gleiche Herausgeber 1589 vor. 1612 edierte der Schüler Ursins, Q. Reuter, eine

¹⁵) Ebenda, 103.

¹⁶) Ebenda, 154f. Hier hat W. H. Neuser eine recht hilfreiche Zeittafel aus den Angaben des Stammbuchs zusammengestellt.

¹⁷) Die Universitätsbibliothek Bonn hat in ihren Beständen den 1. Band der Neustädter Ausgabe „Zachariae Vrsini Vratislaviensis... Volumen Tractionum Theologicarum“ (Sign. Gm 346), bei dem der Hrg. J. Jungnitz unter dem Titel vermerkt, daß er „omnia nunc primum ex ipso autographo auctoris fideliter in lucem edita“ habe, enthält u. a. folgende Ursin-Schriften:

Locorum ali quot Theologicorum tractatio namque De Scriptura Sacra/De Deo, Uno et Trio/De Creatione Mundi/De Angelis/De Creationis hominis/De Providentia Dei/De Peccato/De libero arbitrio/De lege divina.

Vera doctrina de sacra Coena Domini etc. Anno 1564; Catechesis, hoc est rudimenta religionis Christianae.

Der 1. Band der Neustädter Ausgabe hat VI, 701 Seiten und 23 Seiten Register.

Der 2. Band der Neustädter Ausgabe „Zachariae Vrsini Vratislaviensis Tractionum Theologicarum volumen secundum“ ist im Besitz der Wissenschaftlichen Stadtbibliothek Soest (Sign. 2 Gg 2.1). Er enthält folgende Ursin-Schriften:

I. Commentarius in Iesaiam.

II. Refutatio Catechismi Anabaptistici et Samosatenicis, Cracoviae editi.

III. Responsio ad argumenta Martini Kemnicii de coena Domini.

Responsio ad argumenta Tilemanni Hushusii, de Sententia Patrum, de coena Domini.

Responsio ad theses Iacobi Rungii de coena Domini.

Bd. 2 IV, 652 Seiten und 33 Seiten Index.

dreibändige Ausgabe, „Heidelberger Ausgabe“¹⁸⁾, die neben bereits veröffentlichten auch zahlreiche ins Lateinische übertragene deutsche Schriften sowie bisher unveröffentlichte Arbeiten Ursins enthält.¹⁹⁾

¹⁸⁾ Die dreibändige Heidelberger Ausgabe „Opera Theologica I–III“ ist in der Universitätsbibliothek Bonn/Sign. Gm. 346 vorhanden.

Bd. 1: X, 923 Seiten + 11 Seiten Register. Er enthält u. a. folgende Ursin-Schriften: *Parenesis ad S. Theologiae, Catecheticaeque doctrinae studium; Catechesis minor sive brevior; Explicationes Catechesos Palatinae, sive Corpus Theologiae; Loci Theologici; Theses de his et reliquis capitibus doctrinae Christianae/Persona et officio Mediatoris; Fide, Conversione, etc.; Exegesis solida verae doctrinae de S. Coena, ex fundamento verbi Dei, consensuque veteris Ecclesiae et Augustanae Confessionis, fideliter exposita.* Bd. 2: V, 1766 Seiten und 12 Seiten Register. Dieser 2. Band enthält 27 „Apologetica vel elenchica Scripta“, die sich zum großen Teil mit Abendmahlsfragen beschäftigen.

Bd. 3: V, 818 Seiten und 11 Seiten Register. Im Anschluß an den 3. Band ist noch ein Anhang mit „Miscellaneorum Catecheticorum“, 83 Seiten. Auf den Seiten 83–99 finden sich zahlreiche Nachrufe und Leichenreden auf Z. Ursin.

Den Hauptteil des 3. Bandes macht die Jesaja-Auslegung aus:

In *Jesajae cap XXI Commentarium luculentissimum ex praelectionibus in Schola Neustadiana*, 706 Seiten; ferner enthält dieser Band ein „Exegeson variorum locorum S. Scripturae“, 112 Seiten.

¹⁹⁾ In der Universitätsbibliothek Bonn befinden sich noch folgende Einzel-Schriften des schlesischen Theologen:

1. Gründlicher Bericht vom Heiligen Abendmahl unseres Herren Jesu Christi/auß einhelliger Lehre der H. Schrifft/der Alten rechtgläubigen Christlichen Kirchen/und auch der Augspurgischen Confession gestellt und in Druck verfertigt im Namen der Universitet Heydelberg Theologen durch Zachariam Ursinum ... Neustadt 1585. 479 Seiten; Sign. Gm 235.

2. *Corpus doctrinae Orthodoxae Catechetarum Explicatonum D. Zachariae Ursini opus absolutum D. Davidi Parei*, Heidelberg 1616; Anhang: *Miscellanea catechetica seu Collectio eorum, quae catecheticis explicationibus prius sparsim intexta fuerunt*, Heidelberg 1616. 643 Seiten + Register; Anhang 176 Seiten; Sign. GK 215.

3. Protocoll: Das ist/Acta oder Handlungen des Gesprächs zwischen den pfälztschen und wirttembergischen Theologen/von der Ubiquitet oder Allenthalbenheit des Leibs Christi/und von dem buchstaeblichen Verstand der Wort Christi/Das ist mein Leib etc./Im April des Jars 1564 zu Maulbronn gehalten, Heidelberg 1565. An diesem Gespräch nahmen auf Seiten der Pfalz folgende Personen teil:
Pfalzgraf Friedrich III.

Theologen: M. Diller; P. Boquinus; C. Olevianus; P. Datenus; Z. Ursinus.

Politiker: Chr. Ehem; Th. Erastus.

Schreiber: W. Xyländer.

Und auf Seiten Württembergs waren daran beteiligt:

Herzog Christoph von Württemberg

Theologen: V. Vannis; J. Brentz; J. Andrae; Th. Schnepfius; B. Bidenbach.

Politiker: J. Feßler; H. Gerhard.

Schreiber: L. Ossiander.

356 Seiten; Sign. Gc 128.

4. *D. Zachariae Ursini Vratislaviensis Annotatio argumentorum et responsionum ad Theses*, Amberg 1592.

52 Seiten; Sign. Gk 194.

5. Ursinus' Einleitung in den christlichen Religionsunterricht, wie er in dem Heidelberger Katechismus enthalten ist. Ein Auszug aus dessen *Corpus doctrinae orthodoxae*. Mit einem Vorwort herausgegeben von E. Krummacher, Duisburg 1863. Sign. Gm 50.

6. Z. Ursinus an Ludwig Lavater, 21. März 1578 (Brief). In Faks. hrg. und erl. v. Hermann Finke, Heidelberg 1935. Sign. Gf 403/260.

Da beide Werkausgaben heute sehr schwer greifbar, die Abdrucke bei K. Sudhoff²⁰⁾ leider unzureichend sind, wird die Ursin-Forschung darüber nachzudenken haben, ob nicht eine neue historisch-kritische Auswahl- ausgabe in Angriff genommen werden sollte.

III.

Zacharias Ursinus wurde am 18. Juli 1534 zu Breslau geboren. Sein Vater Caspar Beer, der 1528 aus Neustadt (Österreich) nach Breslau gekommen war, latinisierte hier seinen Namen (Beer=Ursinus). Am gleichen Ort erhielt er vom Rat der Stadt eine Berufung zur Verwaltung des Almosenamtes. Daneben versah er das Diakonenamt an der St. Elisabeth-Kirche beim Pfarrer dieser Kirche, A. Moibanus²¹⁾. Aus den erreichbaren Quellen ist nicht zu ersehen, ob C. Ursinus ordiniert wurde. 1533 heiratete er die Breslauer Patriziertochter Anna Rothe, die vor 1553 gestorben sein muß.²²⁾ Ursins Vater (†1555) „blieb...bis zu seinem Tode in dürftigen, ja drückenden Verhältnissen“²³⁾. So wurden bald Crato von Crafft- heim und Philipp Melanchthon die Ursin prägenden Freunde.

Seine schulische Laufbahn absolvierte der junge Breslauer an der Elisabeth-Schule, die er bereits mit 16 Jahren verließ. Am 30. April 1550 wurde er an der Universität Wittenberg immatrikuliert²⁴⁾. Zuvor mußte Ursin einen lateinischen Aufsatz vorlegen, der über Sprachkenntnisse und Stil des jungen Studiosi Auskunft gab. Melanchthon befand das Vorgelegte für gut, Ursin konnte in die Artistenfakultät aufgenommen werden²⁵⁾. Da die Eltern des jungen Studenten der Theologie nicht begütert waren,

²⁰⁾ Vgl. K. Sudhoff, C. Olevianus und Z. Ursinus, aaO., 593–643. Sudhoff bietet folgende Schriften Ursins in dt. Übersetzung:

1. Von der Einteilung der Zehn Gebote Gottes und dem Verbot der Götzen, 593–613.
2. Von der Prädestination. Brief des Dr. Z. Ursinus an Dr. J. Monau, Breslauer Bürger: Über die Prädestination (1573), 614–633.
3. Von der Taufe der Christen Kinder, 633–634.
4. Über zwei Fragen des Heidelberger Katechismus (Fr. 66 und 69), 634–636.
5. Antwort und Gegenfrage auf sechs Fragen von des Herren Nachtmahl, geschrieben von Dr. Z. Ursinus, Anno 1564, 636–640.
6. Artikel, in denen die Evangelische Kirchen im Handel des Abendmahls einig oder spänig sind. Gestellt durch Dr. Z. Ursinum den 4. Febr. Anno 1566, 640–643.

²¹⁾ E. Sturm, Der junge Zacharias Ursin. Sein Weg vom Philippismus zum Calvinismus (1534–1562), BGLRK XXXIII, Neukirchen 1972, 19f.

²²⁾ E. Sturm, Der junge Zacharias Ursin, aaO., 20.

²³⁾ T. J. Ney, Art. Z. Ursinus, RE³, Bd. 20, 348.

²⁴⁾ Vgl. Album Academiae Vitebergensis, ed. C. E. Foerstemann, Leipzig 1841, Bd. 1, 254.

²⁵⁾ Vgl. W. H. Neuser, Stammbuch ... aaO., 133.

sprangen zur Finanzierung des Studiums Breslauer Bürger ein. Unter ihnen ist der bereits erwähnte Crato von Crafftheim²⁶⁾ besonders hervorzuheben. Die Briefe der frühen Studienzeit sind von Dankbarkeit für die Förderung erfüllt, die der junge Ursin von dem Breslauer Arzt erhielt. Doch entwickelt sich das scheinbare Abhängigkeitsverhältnis bald zu einer ungetrübten Freundschaft. So wird Crato für Ursin zu einem wichtigen Gesprächspartner: „Außer dir habe ich in der ganzen Welt keinen Freund, dem ich mein Herz ausschütten kann“.²⁷⁾

Als 1552 in Wittenberg die Pest ausbrach, kehrte Ursin für kurze Zeit in seine Vaterstadt zurück. Von seinem Wittenberger Lehrer Ph. Melancthon erhielt er ein Schreiben für den Breslauer Rat, in dem der große Wittenberger den Fleiß und die Begabung des Schülers lobte. Während dieses Breslauer Aufenthalts hat er seinen Gönner Crato von Crafftheim auch persönlich kennengelernt.

Im August 1553 kam Ursin wieder nach Wittenberg zurück, um dort seine wissenschaftlichen Studien fortzusetzen. Er trat jetzt in ein noch engeres Verhältnis zu Melancthon. Gleichzeitig mußte der junge Student mitansehen, wie der „Praeceptor Germaniae“ vor allem von lutherischen Theologen angefeindet wurde.

Zum Abschluß seiner wissenschaftlichen Ausbildung trat Ursin von Worms aus am 1. 10. 1557 eine größere Reise in die Schweiz und nach Frankreich an. Er traf in Genf Beza, in Zürich Bullinger, Martyr und Calvin, der sich im Zusammenhang mit dem Wormser Kolloquium nach Zürich begeben hatte²⁸⁾. In Paris vertiefte er seine französischen Sprachkenntnisse und unter J. Mercier die in Wittenberg begonnenen hebräischen Sprachstudien. Auf der Rückreise traf er erneut Calvin, von dem er bei diesem Besuch ein Buch dediziert bekam. Der Genfer Reformator versah das Buch mit einer Widmung, „um Ursin seine Wertschätzung zu bezeugen“²⁹⁾.

Über Tübingen, Ulm und Nürnberg reiste er sodann nach Wittenberg zurück. Im September des Jahres 1558 erging an ihn die Berufung des Rates von Breslau als Lehrer an der Elisabeth-Schule zu fungieren. In seiner Antrittsrede „Oratio exhortatoria ad doctrinae christianae studium“³⁰⁾ geht er in keinem Wort auf die kürzlich erfahrene Begegnung mit den Häuptern der reformierten Theologie ein; vielmehr setzt er sich

²⁶⁾ Zu Crato von Crafftheim vgl. den Artikel von F. W. Kantzenbach in RGG³, Bd. 1, Sp. 1879 (Lit.).

²⁷⁾ G. A. Benrath, Briefe... aaO., 95.

²⁸⁾ E. Sturm, Der junge Zacharias Ursin, aaO., 108f.

²⁹⁾ Ebenda, 109f.

³⁰⁾ Opera III, Anhang Miscellanea 20-27. Zur Interpretation der Rede vgl. E. Sturm, Der junge Zacharias Ursin, aaO., 111-123.

vehement mit dem Schwenckfeldianismus auseinander, der zu dieser Zeit in Schlesien besonders hervortrat. Er verurteilte diese Lehre ebenso wie sein Lehrer Melanchthon. Ursin ruft in der „Oratio“ zum Studium der evangelischen Theologie auf, das ohne die ordentliche wissenschaftliche Bildung nicht gewährleistet ist.

Inzwischen war auch in Breslau der Streit um die Abendmahlslehre offen entbrannt. Als Ursin bei dem ihm aufgetragenen Dogmatik-Unterricht anhand von Melanchthons „Examen Ordinandorum“ den Paragraphen über das Abendmahl vortrug, konnte er seine neuen dogmatischen Erkenntnisse nicht mehr verbergen. Er brachte diese Erkenntnisse in der Schrift „Theses complectentes breviter et perspicue summam verae Doctrinae de Sacramentis etc.“³¹⁾ zum Ausdruck, die wegen des Verdachts calvinischer Gedanken bald vom Rat verboten wurde. Und in der Tat geht Ursin in dieser Schrift über seinen Lehrer hinaus, ohne sich des Bruchs mit der melanchthonischen Lehre bewußt zu sein. Z. Ursins Schrift schließt sich direkt Calvin an: Die Sakramente stärken den Glauben, der Voraussetzung der Wirksamkeit der Sakramente ist. Die Abendmahls-worte sind „sakramentale“ oder figurale Redeweisen³²⁾, die Zeichen Brot und Wein sind nicht nur Allegorie, sondern Versiegelung (obsignatio)³³⁾³⁴⁾.

Die Thesen von 1559 dokumentieren den Übergang Ursins vom Philippismus zum Calvinismus, wie er in der späten Theologie Ph. Melanchthons deutlich wird, der sich in der Auslegung von Kolosser 3 (1557) der Abendmahlschristologie Calvins annähert.

Ursin, dem an einer Auseinandersetzung um seine Thesen nicht gelegen war – auch aus den Quellen haben wir keinen Hinweis für eine öffentliche Disputation –, bat aus eigenen Stücken um seine Entlassung. Diese wurde ihm am 26. 4. 1560 gewährt; vom Rat der Stadt erhielt er eine ausgezeichnete Beurteilung und die Auflage, der Stadt auf Verlangen wieder zur Verfügung zu stehen. Über den Abschied aus seiner Vaterstadt und seine Zukunftspläne schreibt Ursin seinem Onkel A. Roth: „Nicht ungrn verlasse ich mein Vaterland, wenn dasselbe das Bekenntnis der Wahrheit nicht duldet, welches ich mit gutem Gewissen nicht aufgeben

³¹⁾ Opera I, 766-802. Hierzu E. Sturm, ebenda, 13 6–164.

³²⁾ De sacramentis These L 1. Abschnitt; Opera I, 777.

³³⁾ De sacramentis These L; Opera I, 779.

³⁴⁾ W. H. Neuser, Zacharias Ursinus (1534–15 83), in: Handbuch der Dogmen- und Theologiegeschichte, Göttingen 1980. Bd. 2. Die Lehrentwicklung im Rahmen der Konfessionalität. Kap. VII. Der Übergang eines Teils der Melanchthonschüler zum Calvinismus, 286-288. Zitat 286.

kann. Lebte mein bester Lehrer Philippus noch († 19. 4. 1560), so würde ich mich nirgends anders wohin als zu ihm begeben. Nun er gestorben ist, will ich mich zu den Zürichern wenden, deren Ansehen hier freilich nicht groß ist, die aber bei andern Kirchen einen so berühmten Namen haben, daß er von unsern Predigern nicht verdunkelt werden kann. Es sind fromme, gelehrte, große Männer, mit denen ich mein Leben zuzubringen fest entschlossen bin. Für das Übrige wird Gott sorgen³⁵). So kam er, gefördert von Crato von Crafftheim, 1560 in Zürich an, und traf hier mit P. Martyr³⁶), einem gemäßigten reformierten Theologen, zusammen. Am 6. 10. 1560 schrieb Ursin an Crato, daß er gerne wieder in seine Heimat käme, jedoch nur unter der Bedingung, daß er „die Lehre der Schweizer Kirchen über die Sakramente, die Vorsehung und Gnadenwahl, den freien Willen, die menschlichen Überlieferungen und über die christliche Kirchengemeinschaft öffentlich...bekennen“³⁷ dürfe.

1561 verhandelte der Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz mit P. Martyr über die Neubesetzung einer Stelle am eben neu errichteten Sapienz-Kolleg in Heidelberg. Da Martyr den Ruf nach Heidelberg ablehnte, trug der Kurfürst Ursin die Stelle an, der auch nach anfänglichem Zögern diesen Ruf annahm. 1562 ging Ursin nach Heidelberg, wo er am 28. 8. 1562 zum Dr. theol. promoviert wurde. Bereits am 1. 9. 1562 übernahm er auch den Dogmatik-Lehrstuhl an der Heidelberger Alma mater, den zuvor C. Oleavian innegehabt hatte.

Wie sah nun die konfessionelle Situation in der Pfalz aus? Im kleinen Territorium der Kurpfalz hatte es unter den Fürsten Friedrich II. und Ottheinrich Reformatiionsversuche gegeben³⁸). Doch war die religiöse Landschaft dort sehr vielfältig. So gab es an der Universität und am Hof Lutheraner, Melanchthonianer, Zwinglianer und Calvinisten nebeneinander. Als Ottheinrich 1559 kinderlos starb, brach der Streit zwischen Lutheranern und Reformierten offen aus. In dieser Situation übernahm Friedrich III. die Regentschaft in der Pfalz. Durch Streitigkeiten in der näheren Umgebung beschäftigte er sich mit der Theologie seiner Zeit. Er beabsichtigte zunächst nicht, sein Land einer bestimmten konfessionellen Richtung zu verschreiben³⁹). Im Streit um die Abendmahlslehre griff er auf die melanchthonische Abendmahlsformel zurück, einige Lutheraner

³⁵) M. Goebel, Geschichte des christlichen Lebens in der rheinisch-westphälischen evangelischen Kirche. Coblenz 1849, Bd. 1, 388.

³⁶) Zu P. Martyr vgl. den Artikel von G. Weiß-Stählin in RGG³ Bd. 6, Sp. 1361f. (Lit.).

³⁷) T. J. Ney, Art. Z. Ursinus, aaO., 350.

³⁸) Zur Reformatiionsgeschichte in der Pfalz vgl. E. Mayer, Pfälzische Kirchengeschichte, 1939.

³⁹) Vgl. z.B. K. Brandi, Reformation und Gegenreformation, Frankfurt 1979, 331f.

verließen daraufhin die Pfalz. Friedrich III.⁴⁰⁾ ließ gegen den Willen der Adligen und des Volkes die katholischen Gegenstände aus den Kirchen der Unterpfalz entfernen: Altäre, Crucifixe, Bilder, Hostien, Kelche, geweihte Taufsteine; ferner lateinische Gesänge, Orgeln (bis 1657 mußte das Orgelspiel in den Kirchen der Kurpfalz unterbleiben) und Marienfeste. Er führte stattdessen Tische, Brot, Becher, Taufbecken und deutsche Psalter ein. Die lutherischen Kirchenlieder behielt er bei. An der Heidelberger Universität trat ab 1561 die Nachfolge der bisherigen lutherischen Theologen die „erste Heidelberger Schule“ (E. Bizer) an: Z. Ursinus, C. Olivianus⁴¹⁾, P. Boquinus⁴²⁾ und I. Tremmelius⁴³⁾.

⁴⁰⁾ Zum folgenden vgl. M. Goebel, *Geschichte...*, aaO., 362–371.

⁴¹⁾ C. Olevianus wurde 1536 in Trier geboren und besuchte nach einer gründlichen Erziehung die Universitäten Paris, Orleans und Bourges, um Jura zu studieren. 1557 schloß er diese Studien mit dem Doktorgrad ab. Schon in dieser Zeit wandte er sich dem evangelischen Glauben zu und muß in den französischen Universitätsgemeinden Mitglied der verfolgten Hugenottengemeinden gewesen sein. Seine eigentliche Wende zur Theologie brachte ein Ereignis, das sich im Sommer 1556 zutrug. Als er bei der Rettung eines Freundes vor dem Ertrinken selbst in Todesgefahr geriet, legte er ein Gelöbnis ab, in seinem Vaterland das Evangelium zu predigen. Die theologische Ausbildung, die der Jurist nun erwerben mußte, wurde ihm in Genf, Zürich und Lausanne zuteil, wo er die theologischen Größen der schweizerischen Kirchen kennen und schätzen lernte: Calvin, Bullinger, Martyr, Beza. Er hörte ihre Vorlesungen, auch lernte er die hebräische Sprache. 1559 ist er an dem Trierer Reformationsversuch beteiligt und steht an der Spitze der Reformbewegung seiner Vaterstadt. Nach dessen Fehlschlag holt ihn Friedrich III. von der Pfalz nach Heidelberg, wo Olevian am Sapienzkolleg und an der Universität wirkt. 1562/63 ist er an der Konzeption des Heidelberger Katechismus beteiligt, die jedoch nach heutigen Erkenntnissen weitaus geinger sein dürfte als bisher angenommen wurde. Nach der Restauration des Luthertums in der Pfalz wurde er vertrieben. Er ging zunächst als Prinzenenerzieher nach Berleburg, dann ab 1584 als Pfarrer und Professor nach Herborn. Hier starb er 1587.

⁴²⁾ P. Boquinus (Geb.-Datum unbekannt) kam in Bourges zum evangelischen Glauben. Er floh 1541 nach Basel und besuchte im gleichen Jahr Luther in Wittenberg. In Straßburg übernahm er die verwaiste Stelle für Bibelexegese, die Calvin in seiner Straßburger Zeit innegehabt hatte. Er blieb jedoch hier nicht lange, sondern kehrte bald nach Bourges zurück. Wegen seines Hanges zum Calvinismus wurde er von einem Pariser Obergericht angeklagt. 1555 floh er erneut. 1557 wurde er von Ottheinrich in der Pfalz aufgenommen, der ihm im selben Jahr den Lehrstuhl für NT übertrug. Er übersetzte u. a. den Genfer Katechismus Calvins ins Griechische. Nach dem Sieg des Luthertums in der Pfalz ging er als Professor nach Lausanne. Er starb 1582.

⁴³⁾ I. Tremmelius, 1510 in Ferrara geboren, wurde 1541/2 Hebräischlehrer an der Klosterschule in Lucca. Er mußte in die Schweiz fliehen, wurde hier evangelisch und ging anschließend als Hebräischlehrer nach Straßburg (1542–47). 1548–1553 war er Professor in Cambridge und übersetzte hier den Genfer Katechismus ins Hebräische. 1561 holte ihn Friedrich III. auf den Lehrstuhl für AT nach Heidelberg, den er bis 1567 innehatte. Auch er mußte wegen seiner reformierten Gesinnung die Pfalz verlassen, als nach Friedrich III. Tod das Luthertum in der Pfalz erneuert wurde. Er ging nun an die Akademie in Metz (Professor für Hebräisch). Er starb 1580.

Die Besetzung der theologischen Lehrstühle an der Universität Heidelberg zeigt ein eindeutig reformiertes Gepräge. Ja noch mehr. Es wurden fast ausschließlich Schüler oder nahe Vertraute Calvins an die Heidelberger Universität berufen.

Bald nach Übernahme der Professur verfaßte Ursin zusammen mit den anderen Lehrstuhlinhabern, Vertretern aus der kirchlichen Praxis sowie dem Kurfürsten 1562/63 einen Katechismus, der unter dem Namen „Heidelberger Katechismus“ das Lehrbuch der reformierten Kirche werden sollte.

Die näheren Umstände der Abfassung des Heidelberger Katechismus wird man wegen des Verlustes der Protokolle nicht erhellen können⁴⁴⁾. Es ist auch nicht bekannt, wer dem Katechismus seine letzte Gestalt gegeben hat. Nur soviel kann mit Sicherheit gesagt werden, daß er nicht das Werk eines einzelnen Mannes war⁴⁵⁾. Neben der wesentlichen Redaktions- und Formulierungsarbeit, die in den Händen von C. Olevian und Z. Ursin lagen, hat auch Kurfürst Friedrich III. in die Konzeption eingegriffen⁴⁶⁾.

J. F. G. Goeters hat die wesentlichen Punkte der Entstehung des Katechismus zusammengefaßt⁴⁷⁾. Danach ergibt sich folgendes Bild:

Ursinus verfaßte als Professor für Dogmatik zwei Schriften:

1. Die „Summa Theologiae per questiones et responsiones exposita“⁴⁸⁾ mit 323 Fragen, die für Studenten und Lateinschüler bestimmt war.
2. Die „Catechesis minor, perspicua brevitae christianam fidem complectens“⁴⁹⁾, die mit ihren 108 Fragen „Kindern und dem gemeinen Mann dienen“⁵⁰⁾ sollte.

Beide Schriften waren eine Grundlage für die Beratungen über die Konzeption eines Heidelberger Katechismus. Daneben werden der Kommission ferner die in Heidelberg vorfindlichen reformierten Katechismen

⁴⁴⁾ So mit Recht J. F. G. Goeters, Entstehung und Frühgeschichte des Katechismus, in: L. Coenen (Hrg.), Handbuch zum Heidelberger Katechismus, Neukirchen 1963, 4.

⁴⁵⁾ Vgl. die Bemerkung Olevians im Brief an H. Bullinger vom 14. April 1563: Non unius, sed multorum sunt collatae piaae cogitationes. Zitiert bei K. Sudhoff, C. Olevianus und Z. Ursinus, aaO., 483.

⁴⁶⁾ So W. Goebel, Geschichte... aaO., 391.

⁴⁷⁾ Vgl. J. F. G. Goeters, in: Die evangelischen Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts (hrsg. von E. Sehling). Bd. XIV. Kurpfalz, Tübingen 1969, 40f.

⁴⁸⁾ Opera I, 10–33.

⁴⁹⁾ Opera I, 34–39.

⁵⁰⁾ So J. F. G. Goeters, Die evangelischen Kirchenordnungen, aaO., 40. Er bezieht sich hier auf die Vorbemerkung von Q. Reuter in dem 1. Band der Opera Ursini, 10f.

und Arbeiten vorgelegen haben: u.a. Genfer Katechismus Calvins⁵¹), Emdener Katechismus und die Abhandlung Th. Bezas „Kurtze Bekantnuß des Christlichen glaubens“⁵²). Auch liturgische Formulare wurden vermutlich herangezogen. Die Redaktion des Katechismus wurde Ende 1562 abgeschlossen. Anfang Januar 1563 wurde eine Konferenz nach Heidelberg einberufen, die den von der Kommission erarbeiteten Katechismus verabschieden sollte. Sie fand vom 13. – 18. Januar 1563 in Heidelberg statt⁵³).

Friedrich III. unterzeichnete das Einführungsdekret am 19. Januar 1563. Damit konnte der Heidelberger Katechismus in Druck gehen und seinen Siegeszug in den Gemeinden antreten.

Die Freude, mit der Ursin über das Wort Gottes nachdachte, ist auch im Heidelberger Katechismus faßbar. Es ist eine freudige Zuversicht, manifestiert durch eine streng christologisch gehaltene Theologie, die einzig und allein Heil für den Menschen bringt (vgl. Heidelberger Katechismus, Frage 1).

Der von ihm mitverfaßte Katechismus mußte immer wieder gegen die lutherischen Dogmatiker in Schutz genommen werden. Ursin erhielt dabei uneingeschränkte Rückendeckung seines Kurfürsten.

„Und doch war dein Vaterland eines solchen Mannes nicht wert; sage deinen Landsleuten, sie möchten viele solche Leute zu mir austreiben“⁵⁴), schrieb Friedrich III. an den Schlesier Joachim von Bergen. Nach dem Tode Friedrich III. wurde Ursin 1576 abgesetzt, am 3. 10. 1577 das Sapienz-Kolleg aufgelöst. Ursin lehnte 1577 einen Ruf nach Bern ab, und folgte stattdessen 1578 dem Pfalzgrafen Johann Casimir an die neu errichtete theologische Schule „Collegium Casimirianum“ in Neustadt an der Haardt. Am 26. 5. 1578 nahm er seine Vorlesungen mit der Erklärung des

⁵¹) Der Text des Genfer Katechismus findet sich in: W. Niesel, Bekenntnisschriften und Kirchenordnungen der nach Gottes Wort reformierten Kirche, Zürich 1938³, 1–41 (Franz. Originaltext).

⁵²) W. Hollweg bietet in seinem Aufsatz: Die beiden Konfessionen Theodor von Bezas: Zwei bisher unbeachtete Quellen zum Heidelberger Katechismus, BGLRK 13, Neukirchen 1961, 111–123.

⁵³) Über die an der Entstehung Beteiligten sowie über die Intention des Katechismus gibt das Einführungsdekret Auskunft: „Mit Rat und Zutun unserer ganzen Theologischen Fakultät allhier, auch aller Superintendenten und fährnehmsten Kirchendiener einen summarischen Unterricht oder Catechismus unserer christlichen Religion aus dem Worte Gottes, beides, in deutscher und lateinischer Sprache, habe verfassen und stellen lassen, damit fürbaß nicht allein die Jugend in Kirchen und Schulen in solcher christlichen Lehre gottseeliglich unterwiesen und einhelliglich angehalten, sondern auch die Prediger und Schulmeister selbst eine gewisse und beständige Form und Maß haben mögen, wie sie sich in Unterweisung der Jugend verhalten sollen und nicht ihres Gefallens tägliche Änderungen vornehmen oder widerwärtige Lehre einführen.“ Zitiert bei W. Brasselmann, Friedrich der Fromme und sein Heidelberger Katechismus, 1963, 7f.

⁵⁴) Zitiert bei W. Goebel, Geschichte... aaO., 393.

Propheten Jesaja⁵⁵) auf. Das neue Kolleg errang bald einen sehr guten Ruf; mit ein Grund dafür war sicherlich, daß Ursinus fast den gesamten Lehrkörper der Heidelberger theologischen Fakultät mitnahm.

Obwohl Ursin körperlich geschwächt war, verfaßte er 1581 noch einmal eine große Schrift, die den reformierten Lehrbegriff gegenüber der 1580 unterzeichneten Konkordienformel verteidigte: „De libro Concordiae...admonitio Christiana“⁵⁶).

Ursin starb nach nur fünfjährigem Wirken in Neustadt am 6. 3. 1583. Am 8. 3. 1583 wurde er ebendort in der Stiftskirche bestattet. Zacharias Ursinus wurde in der postreformatorischen Phase einer der bedeutendsten und einflußreichsten Vertreter des deutschen Reformiertentums. Die Inschrift des Grabmahls in Neustadt nennt ihn nicht zu Unrecht „einen großen Theologen, einen Besieger der Irrlehren von der Person und vom Abendmahl Christi, begabt mit kräftigem Wort und Feder, einen scharfsinnigen Philosophen, einen weisen Mann und strengen Unterweiser der Jugend“⁵⁷).

IV.

Es muß nun noch nach dem dogmatischen Standort des schlesischen Theologen gefragt werden.

Z. Ursinus hat keine eigentliche Dogmatik verfaßt. Seine Vorlesung „Loci theologici“ kann deshalb nicht herangezogen werden, weil Ursin sie 1567 wegen Arbeitsüberlastung abgebrochen hatte⁵⁸). Wenn im folgenden auf den Heidelberger Katechismus zur Bestimmung seiner dogmatischen Position zurückgegriffen wird, so vor allem unter dem Eindruck, daß dieses dogmatische Zeugnis der späten Reformationszeit, seine Entstehung und Gestaltung wesentlich dem schlesischen Theologen verdankt.

Ursin hat in seiner Wittenberger Studienzeit nicht nur die spätmelanchthonische Theologie, sondern auch lutherische Gedanken aufgenommen, die sich später im Heidelberger Katechismus wiederfinden. So gibt es fast wörtliche Anklänge aus Luthers Erklärung in der Frage 34 des Heidelber-

⁵⁵) Auslegung des Propheten Jesaja. Kap. 1–21 (1578–1582), Opera III, 1–706. Ursin legte seiner Auslegung den Vulgata-Text zugrunde; an textkritisch umstrittenen Stellen bzw. bei Worterklärungen griff Ursin auf den hebräischen Text zurück.

⁵⁶) Opera II, 480–694.

⁵⁷) Zitiert bei W. Goebel, Geschichte... aaO., 394.

⁵⁸) Vgl. E. Bizer, Historische Einleitung, in: H. Heppe/E. Bizer, Die Dogmatik der Evangelisch-Reformierten Kirche, Neukirchen 1958, XXXV. Die einzelnen Loci der „Loci Theologici“ sind in Anm. 17 verzeichnet.

ger Katechismus⁵⁹). Ferner wird in Frage 66 des Katechismus Luthers Gedanke wiedergegeben, „daß die Sakramente die Sündenvergebung und das ewige Leben gerade den einzelnen Gläubigen nahebringen“⁶⁰). Einen zweifellos breiteren Raum nehmen die Gedanken Melanchthons in Ursins theologischem Denken ein. So entlehnte Ursin in der Vorarbeit zum Heidelberger Katechismus, der „Summa Theologiae“ zahlreiche Definitionen aus dem opus Melanchthoni (z. B. Fr. 23–24 Sündenbegriff, 42–43 Trinitätslehre⁶¹). Auch stimmte er in Fragen der Bestimmung des Gesetzes und des Verhältnisses von Gesetz und Evangelium sowie in der Begründung der guten Werke mit dem Wittenberger Reformator überein.

Neben dem melanchthonischen Gedankengut ist in der Theologie des Ursin die Denkweise Calvins bestimmend. Er hat als einer der wenigen deutschsprachigen Theologen der Reformationszeit den calvinischen Begriff von der gloria Dei aufgenommen. Die Bestimmung der gloria dei ist bei Ursin Ausdruck für den „letzten und höchsten Zweck, dem alle Veranstaltungen Gottes in der Welt zustreben und dienen“⁶²).

⁵⁹) Luther formuliert im Kleinen Katechismus in der Auslegung des 2. Artikels des Credo: „Ich glaube, daß Jesus Christus, wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren, sei mein Herr, der mich verlorenen und verdammten Menschen erlöst hat, erworben und gewonnen von allen Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels, nicht mit Gold oder Silber, sondern mit Seinem heiligen, teuren Blut...“

Der Vergleich mit der Frage 34 des Heidelberger Katechismus zeigt die deutliche Affinität zu Luther:

„Warum nennst du ihn unsern Herrn? Christus hat uns nicht mit Gold oder Silber, sondern mit seinem teuren Blut von unseren Sünden nach Leib und Seele erlöst, uns aus aller Gewalt des Teufels befreit und zu seinem Eigentum erkauft!“

⁶⁰) O. Ritschl, Dogmengeschichte des Protestantismus, III. Band. Die reformierte Theologie des 16. und 17. Jahrhunderts in ihrer Entstehung und Entwicklung, Göttingen 1926, 259.

⁶¹) Vgl. W. H. Neuser, Z. Ursinus. Handbuch der Dogmen- und Theologiegeschichte aaO., 287.

⁶²) O. Ritschl, Dogmengeschichte aaO., 261.

Im Heidelberger Katechismus ist die doppelte Prädestinationslehre⁶³), die in der Catechesis Maior und Minor noch enthalten war, gestrichen worden. Ob dies konfessionspolitische Gründe waren, läßt sich nicht mit Sicherheit ermitteln. Jedoch taucht auch im Heidelberger Katechismus noch zweimal das Wort „erwählt“ auf: Frage 52 und 54.

Mit Calvin stimmt er in den Aussagen zur dualistischen Christologie, in der Auffassung der Sakramente, in der Zugehörigkeit „der ungetauften Kinder von Christen zum Gnadenbunde der christlichen Gemeinde⁶⁴) und in der Frage nach dem ewigen Leben überein.

Eine direkte Aufnahme zwinglianischer Gedanken für die Studienzeit und seine Breslauer Lehrtätigkeit läßt sich nicht feststellen. Erst nach seinem Weggang von Breslau finden sich in Briefen⁶⁵) Äußerungen über Zwingli. In Zürich kommt er über Bullinger verstärkt mit der Theologie Zwinglis in Kontakt. E. Sturm hat aber gezeigt, daß Ursin in dieser Zeit nicht zwischen Calvin und Zwingli differenzieren kann⁶⁶). Nach Ursins Ansicht sei es „spitzfindig, Zwingli und Calvin trennen zu wollen. Schließlich sei es doch im 'Consensus Tigurinus' zu einem Consensus der Züricher und Genfer Kirchen gekommen⁶⁷). Es gibt auch im Heidelberger Katechismus zwinglianische Einflüsse, die aber nicht durch Ursin vermittelt wurden, sondern durch den Leibarzt des Kurfürsten, Thomas Erastus⁶⁸), in diesen gekommen sind, der sich bei den Fragen des Abendmahls (Fr. 75–79) mit der Züricher Lehrweise durchsetzte. Die allgemeine Sakramentenlehre (Fr. 65–68) ist dagegen nicht von Zwingli geprägt.

Die eigentliche theologische Originalität – das ist Ursins eigenständiger Beitrag zu diesem katechetischen Werk – liegt darin, daß er „die Lehre von dem neuen Gehorsam der Gläubigen unter den Gesichtspunkt der menschlichen Dankbarkeit für die Befreiung aus ihrem Elend gestellt

⁶³) W. H. Neuser hat zu Recht nachgewiesen, daß die Prädestinationslehre nicht „die Zentrallehre Calvins ist; es gibt keine Zentrallehre im System Calvins“ (W. H. Neuser, Calvin 1971, 112f.).

⁶⁴) O. Ritschl, Dogmengeschichte aaO., 262f.

⁶⁵) Vgl. hierzu E. Sturm, Der junge Zacharias Ursin, aaO., 189f.

⁶⁶) Ebenda, 195.

⁶⁷) Ebenda, 195; Sturm bezieht sich hier auf einen Brief, den Ursin an Johann Ferinarius (Wittenberg) am 10. März 1561 von Zürich aus geschrieben hat.

⁶⁸) Vgl. hierzu die hervorragende Studie von Ruth Wesel-Roth, Thomas Erastus. Ein Beitrag zur Geschichte der reformierten Kirche und zur Lehre von der Staatssouveränität. Lahr 1954, bes. 31ff.

hat.⁶⁹⁾ Klang das Thema „Dankbarkeit“ schon in den Fragen 28, 32, 64 des Katechismus an, so wird nun der ganze dritte Teil des Heidelberger Katechismus (Fr. 86–129) unter das Thema „Von der Dankbarkeit“ gestellt. Ursin bezeichnet in Frage 116 das Gebet als „das vornehmste Stück der Dankbarkeit“.

So gesehen kann man vielleicht abschließend festhalten, daß der Dogmatiker Z. Ursinus, um einen Satz M. Goebels heranzuziehen, nicht nur in dem von ihm mitverfaßten Katechismus, sondern auch in seiner Theologie „lutherische Innigkeit, melanchthonische Einfachheit und calvinisches Feuer in eins verschmolzen“ hat. Doch lag seine Fähigkeit nicht nur auf dogmatischem Gebiet. Gerade der Heidelberger Katechismus ist ein leuchtendes Beispiel für die bleibende Bedeutung von Ursins pädagogischer und didaktischer Gabe. Äußerlich tritt sie hervor in dem Frage- und Antwort-Schema des Katechismus (der Schüler stellt bei dieser Form von Katechismus die Fragen, auf die der Lehrer die Antworten gibt); innerlich zeigt sie sich durch die Betonung des Organischen, wonach sich eine Frage aus der Beantwortung der vorhergehenden ergibt. Daher kann man mit O. Weber festhalten: „Im Heidelberger Katechismus steht alles an seinem Platz; Änderungen im Gefüge sind nur schwer durchführbar“⁷⁰⁾.

Der Heidelberger Katechismus trug im späten 16. Jahrhundert wesentlich zur Schul- und Erwachsenenbildung bei; er wurde in allen reformierten Gemeinden Deutschlands und Europas⁷¹⁾, in Amerika und in Südafrika zu einem Bindeglied der reformierten Kirchen der Welt.

⁶⁹⁾ O. Ritschl, Dogmengeschichte, aaO., 265.

⁷⁰⁾ O. Weber, Der Heidelberger Katechismus und die Predigt, in: Reformierte Kirchenzeitung 1962, Sp. 471f.

⁷¹⁾ Auf der Dordrechter Synode von 1618/19 wurde der Heidelberger Katechismus zur Bekenntnisschrift für die Unterweisung in den reformierten Gemeinden bestimmt. vgl. hierzu die knappen Ausführungen von: J. N. Bakhuizen van den Brink, De Nederlandse Belijdenisgeschriften in authentieke teksten met inleiding en tekstvergelijkingen, Amsterdam 1976², 38f.

V.

Hat der Katechismus eine Weltgeltung erfahren, so fristet das theologische Werk des schlesischen Theologen Z. Ursinus ein recht apokryphes Dasein. Vielleicht trägt aber das Gedenkjahr⁷²⁾ dazu bei, über seine theologische Position und sein Werk nachzudenken. Damit würde ein Beitrag geleistet werden, Z. Ursinus als einen eigenständigen Theologen in die späte Reformationszeit richtig einzuordnen. Er war nicht nur ein Lehrer der Kirche, sondern auch ein hervorragender Pädagoge, der den Menschen seiner Zeit Antworten auf die sie bewegenden Fragen des christlichen Glaubens zu vermitteln suchte. Der Skopus dieser Wegweisung ist zweifellos die Frage 1 des Heidelberger Katechismus, die zusammen mit den Fragen 21 und 60 eine eiserne catechetische Ration, eine „summa des christlichen Glaubens“ darstellt:

„Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben?“

Daß ich mit Leib und Seel, beide im Leben und im Sterben nicht mein, sondern meines getreuen Heilands Jesu Christi eigen bin, der mit seinem teuren Blut für alle meine Sünden vollkÖmmlich bezahlet und mich aus aller Gewalt des Teufels erlÖset hat und also bewahret, daß ohne den Willen meines Vaters im Himmel kein Haar von meinem Haupt kann fallen, ja auch mir alles zu meiner Seligkeit dienen muß. Darum er mich auch durch seinen heiligen Geist des ewigen Lebens versichert und ihm forthin zu leben von Herzen willig und bereit macht.“

Ulrich Hutter

⁷²⁾ Der einzige mir bisher bekannte Beitrag zum Gedenkjahr ist die kurze biographische Darstellung des Mainzer Profanhistorikers L. Petry, in: „Ostdeutsche Gedenktage 1983. Persönlichkeiten und historische Daten“, Hrg. von der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen, Bonn 1982, 44–46.

Leider ist diesem Artikel kein Bild beigegeben. Zeitgenössische Bilder Ursins sind an folgenden Stellen nachweisbar:

1. 400 Jahre Heidelberger Katechismus, in: Der Turmhahn. Blätter vom künstlerischen Schaffen und Bauen in der Pfälzischen Landeskirche, Jg. 7 (1963), Heft 2, 5. Als Bildunterschrift lesen wir:
„Zacharias Vrsinus.
Vrsinus, dederat quem docat Silesia nobis,
Doctrina insignis judicoque fuit.
Commenduntque Uirum probitas, curaque labores.
Doctorem similem non habuere Scholae“.
2. Reformatio. 400 Jahre Evangelisches Leben im Rheinland, Köln 1965, 81. Nr. 94: Zacharias Ursinus (1534–1583). Mitverfasser des Heidelberger Katechismus, 1563. Kupferstich. Kölnisches Stadtmuseum.
3. Im Besitz des Verfassers dieses Artikels ist ein Kupferstich aus der Neustädter Zeit im Format 7,5x6 cm mit der Bildunterschrift:
„Zacharias Vrsinus. Theol. Neustadt“.

Die Ritter von Gerlachsheim

Das Gründungsdorf Gerlachsheim in der Oberlausitz erstreckte sich auf etwa 8 km Länge von der „Schlagschenke“ im Niederdorf, nicht weit vom einstigen Schlagbaum entfernt, der zur Entrichtung des Wegezolls diente, bis an die böhmische Grenze und hatte einen Höhenunterschied von rd. 200 m (280–440). Es war ursprünglich ein Reihendorf, das am Dorfbach, dem Gerlachsheimer Wasser, entlang verlief. Im 17. und 18. Jahrhundert kamen durch die böhmischen Exulantensiedlungen mehrere Ausbauten hinzu: Petersgemeinde, Ziegelhäuser, Mittel-Grund, Nieder-Grund, Neuanbau, Karlsdorf und ein Teil von Waldeck. Ein Kuriosum bildete Nieder-Gerlachsheim im Winkel. Diese Ecke war als friedländisches Lehngut bis zum 10. 7. 1816 böhmisch geblieben. Nieder-Gerlachsheim im Winkel „B. A.“ (Böhmischer Anteil, wie es in den Kirchenbüchern noch eingetragen war.)

„Nach dem 1812 angefertigten Entwurf einer Traditionsurkunde sollte ferner an Sachsen übergeben werden: „Das zu dem Bunzlauer Kreis gehörige, aber in der Oberlausitz gelegene Friedländer Lehngut Niedergerlachsheim, anders Gerlachsheim im Winkel, auch geradehin nur Winkel genannt, welches mit der im Wiener Friedenstraktat von 1809 besonders genannten Enklave Winkel ein und dasselbe ist“.

Diese „dürfte ferner gleich allen benachbarten Gütern in seinem ganzen Umfange von Anfang an ein Lehen der Herrschaft Seidenberg gewesen sein, und die ersten Gutsinhaber waren wohl die „von Gerlachsheim“, die den Ort aber zu der Zeit, wo sie urkundlich erscheinen, nicht mehr besaßen. Sehr frühzeitig muß auch das Dorf in verschiedene „Stückgüter“, von denen jedes Rittergutsqualität erhielt – ein in der Oberlausitz häufig vorkommender Fall – zerteilt worden sein. Von den dadurch vorkommenden 4 Orten: Ober-, Mittel-, Niedergerlachsheim und Niedergerlachsheim im Winkel ist nur der letzte eine böhmische Enklave geworden. Schon im 15. Jahrhundert waren nämlich alle Gutsinhaber mit Ausnahme des Winkels selbständig. Sie hatten sich wahrscheinlich von der Herrschaft Seidenberg freigekauft. . .“ Aus: Rudolf Lorenz: Herrschaften und Enklaven der Oberlausitz, Leipzig 1913 Diss. S. 68/69.

Das lag daran, daß man sich, als die Lausitz 1635 zu Sachsen geschlagen wurde, aus Mangel an Karten über die abzutretenden Gebiete nicht recht einigen konnte. Die Bezeichnung Nieder-Gerlachsheim im Winkel hat sich bis zur Vertreibung erhalten.

Der Ort findet sich erstmalig in der amtlichen Aufzeichnung der Kirchengemeinden in der Meißner Bistums-Matrikel von 1346. Hier werden aus dem Laubaner Kreis (Gau Zagost) westlich des Queises, der die Grenze zu Schlesien bildete, angeführt: Schewerthe (Schwerta), Meffersdorf, Jerlachsheim, Seidenberg, Wese (Wiesa bzw. Wiese bei Greiffenberg

bzw. Seidenberg), Cupra (= Küpper), Rengersdorf, Lauban, Holzkirche, Lyssaw (Marklissa), Lindenaw (= Linda), Lichtenaw, Geiselbrechtsdorf (= Geibsdorf), Schreiberdorf, Heinrichsdorf (= kath. Hengersdorf) Haugsdorf, Bellmannsdorf, Schönbrunn, Schönberg und Pfafendorf“.¹⁾

Diese gehörten zu den sedes Seidenberg, dem Wohnsitz des Archipresbyters, der dem Archidiakon von Bautzen unterstand und zum Bistum Meißen zählte. Aus dieser kirchlichen Gliederung ist zu entnehmen, daß die genannten Ortschaften und auch Gerlachsheim schon längere Zeit bestanden, die Gründung des Ortes also weiter zurückreichen muß.

Da in Mittel-Gerlachsheim ein Rittergut aus alter Zeit bestand, während in Ober- und Nieder-Gerlachsheim erst „Ende des 14. und 15. Jahrhunderts“ größere Güter erscheinen²⁾, dürfte dieser Hof der Gründungshof des Grundherrn bzw. des Locators gewesen sein. Er lag in der Mitte des Dorfes mit der Kirche in enger Nachbarschaft. Seine Felder erstreckten sich nur auf die eine Dorfseite und umfaßten ursprünglich etwa 5–6 Hufen Landes. Das sind ungefähr 400 bis 600 Morgen. „Als solche alten, schon bei Dorfgründung angelegten Rittergüter sind mit Sicherheit anzusehen die Rittergüter Schloß Schönberg, Bellmannsdorf, Niedergut Schönbrunn, Mittel-Gerlachsheim . . . u. a. Diese waren in alter Zeit mit festen Mauern versehen“³⁾. Reste dieser waren in Gerlachsheim noch vorhanden, die fälschlicherweise für solche eines ehemaligen Klosters ausgegeben wurden. Das Rittergut lag etwas erhöht, und seine Felder schlossen sich direkt an den Hof an. Sie reichten bis zur böhmischen Grenze, während die Höfe der Kolonisten sich im Tal an den Ufern des Dorfbaches hinczogen, was auf den fränkischen Charakter hindeutet. Ebenso „befand sich“ dort „ein Kretscham, in dem das Dorfgericht im Namen des Grundherrn seine Sitzungen abhielt. Der Kretscham ist das mit mancherlei Rechten ausgestattete Dorfgasthaus“⁴⁾.

Daß die meisten Dörfer aus „Personen-Namen entstanden“ sind⁵⁾, ist kaum bestritten worden, nur „diejenigen Dörfer hatten von Anfang an ein Rittergut, in dem ein Grundherr saß“⁶⁾. So nahm man an, daß in diesem Fall der Grundherr ein gewisser Gerlach gewesen sei, was durchaus nicht abwegig ist. Aber es gibt noch eine andere Möglichkeit, die erwogen

¹⁾ Heimatbuch I S. 311/312

²⁾ Knothe S. 228

³⁾ Heimatbuch I S. 239

⁴⁾ dto. S. 239

⁵⁾ dto. II S. 71

⁶⁾ dto. I. S. 238

sein will. Denn der Name des Dorfes Gerlachsheim findet sich noch einmal in Nordbaden a. d. Tauber, jetzt mit Lauda verbunden. Lange Zeit hat man eine Verbindung nach dort ausgeschlossen. Aber einige Indizien weisen doch auf eine solche hin.

Gerlachsheim am Zusammenfluß des Grünbach mit der Tauber fällt in das Siedlungsgebiet der Franken, die als Ackerbauer zu Beginn des 6. Jahrhunderts das Land südlich von Frankfurt besetzten. Das Merkmal für ihre Niederlassungen sind die Ortsnamen mit der Endsilbe -heim. „Die ältesten sind nach dem Führer der Sippe benannt, so das Dorf Gerlachsheim, andere nach dem Tal, Wald, Alter und Rodung“⁷⁾. Der Sippenführer Gerlach war ein miles = Ritter (Angehöriger des niederen Adels), der in dem neugegründeten Ort seine Burg errichtete und dominus seiner Besitzungen war. Auf einer Besitzurkunde der Grafen von Zimmern aus dem Jahre 1235⁸⁾ unterzeichnet ein dominus Sifridus von Gerlachsheim mit als Zeuge. Er erscheint noch einmal im topographischen Wörterbuch des Großherzogtums Baden als dominus Sifridus de Gerlachsheim miles. Dazu Heinricus de Gerlagesheim 1221 Herbordus de Gerlachsheim 1261 und Heinricus de Gerlachsheim 1293⁹⁾. Dieses ritterliche Geschlecht besaß ein „festes Haus“. Daraufhin wurde das von Frau Siboto von Zimmern 1170–1180 errichtete „adlige Damenstift für 20 Töchter des fränkischen Adels“ (Benediktinerinnen)¹⁰⁾ an den „Herrenberg“ in Gerlachsheim verlegt um sich in den Schutz des dortigen Rittergeschlechts zu stellen.¹¹⁾ Es ist kurz vor der Umsiedlung 1297 den Ordensfrauen des Praemonstratenser-Ordens übergeben worden.

Der erwähnte Sifridus von Gerlachsheim erscheint 1248 noch einmal in der Oberlausitz. Hier wird er als Zeuge bei den Brüdern von Kamenz genannt¹²⁾. Die Namensgleichheit läßt mit Sicherheit vermuten, daß diese beiden Sifridi identisch, also ein und dieselbe Person sind. Demnach wäre anzunehmen, daß der Sifridus de Gerlachsheim aus irgendwelchen Gründen zwischen 1235 und 1248 seine Heimat verlassen hat und nach dem Osten gezogen ist. Als Ursache kämen Landnot, vielleicht finanzielle Schwierigkeiten oder ein günstiges Angebot aus der Oberlausitz zum Siedeln infrage, um dort schließlich einen neuen Familiensitz zu gründen^{12a)}.

7) Schreck S. 19

8) Fotokopie

9) Albert Krieger: Topographisches Wörterbuch d. Großherzogt. Baden Fotok.

10) Schreck S. 77

11) dto. S. 87

12) Knothe S. 184

12a) Kötzschke S. 154

Die Oberlausitz unterstand damals bereits seit 922^{12b)} den Markgrafen von Meißen, die wohl für das von Milzenern einem Sorbenstamm dünn bewohnte Land deutsche Siedler suchten. Sie betrieben aber keine zielbewußte Siedlungspolitik, wie das bei den Markgrafen von Brandenburg und den Piastenherzögen in Schlesien der Fall war.¹³⁾ „Die nachstau-fischen Könige sind trotz ihres territorialpolitischen Ausgreifens in die Ostländer an deren deutscher Besiedlung nicht führend oder fördernd beteiligt, sie sind der Bewegung eher gefolgt als vorangegangen“¹⁴⁾. So konnten die Markgrafen von Meißen ganz frei nach eigenem Ermessen deutsche Siedler ins Land rufen.

Auf diese Weise hat sicher Sifridus von Gerlachsheim Kenntnis von Siedlungsland erhalten. Er ist dann möglicherweise als eigener Lokator mit einem Bauerntreck in die Oberlausitz gezogen, oder er hat sich dafür einen Lokator, der Siedler anwarb, verpflichtet. Wahrscheinlich ist er selbst der Initiator gewesen und mit seinen Leuten nach dem Osten abgewandert. Für den Zug bot sich die allgemein bekannte neue Straße, „die man als die königliche“ bezeichnete, auch „Hohe Straße“ genannt, an und stieß wohl über Würzburg zwischen Frankfurt und Fulda auf diese, die dann weiter über Eisenach, Gotha, Erfurt, Naumburg, Leipzig, Bautzen, Görlitz, Lauban nach Breslau führte¹⁵⁾. Von Lauban drang er nach Süden am Queiß entlang über Marklissa in den dichten Grenzwald nach Böhmen vor.

Außer Gerlachsheim waren bereits eine Anzahl anderer Dörfer neu „aus wilder Wurzel“ entstanden: (der Reihenfolge nach) Bellmannsdorf, Küpper, Schönbrunn und Altseidenberg, Nikolausdorf, Heidersdorf, Linda, Pfaffendorf, Gerlachsheim¹⁶⁾.

Knothe schreibt nun in „Geschichte des Oberlausitzer Adels und seiner Güter vom 13. bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts“: „Die von Gerlachsheim nannten sich wohl nach dem O. v. Seidenberg gelegenen Dorfe dieses Namens“¹⁷⁾. Auch Kneschke im neuen Adelslexikon bemerkt, daß es sich um ein „altes längst erloschenes oberlausitzisches und schlesisches

^{12b)} Mischke S. 3

Köhler S. 8: Der Gau der Milczener wird 1165 unter Friedrich I. das letzte Mal angeführt. Danach „Bautzner Land“ Provincia Budissin.

¹³⁾ Gebhardt S. 268

¹⁴⁾ dto. S. 261

¹⁵⁾ Heimatbuch I S. 235

¹⁶⁾ dto. II S. 71

¹⁷⁾ Knothe S. 184

Adelsgeschlecht aus dem gleichnamigen Stammhause bei Görlitz“ handele¹⁸⁾). Der Herkunftsort der Gerlachsheimer liegt also nicht in der Oberlausitz sondern im fränkischen Baden.

„Zu der Zeit, wo sie (die Gerlachsheimer) urkundlich vorkommen“ (1248), waren sie „nicht mehr Inhaber“ ihres Besitztums, „sondern Vasallen der Herren von Kamenz als Besitzer eines Teils von Schönau auf dem Eigen“¹⁹⁾). Sifridus ist demnach nicht lange auf seinem Besitz gewesen. Auffällig ist ferner, daß das Gut Nieder-Gerlachsheim im Winkel denen von Gerlachsheim wohl auch ganz gehörte, sie es aber von der Herrschaft Seidenberg-Friedland vollständig zu „Lehn“ hatten. Scheinbar haben die Ritter von Gerlachsheim aus finanziellen Gründen alles aufgeben müssen. Ebenso eigenartig ist, daß die v. Gerlachsheim von 1248–1307 nur noch auf Schönau bei Bernstadt zu finden sind²⁰⁾). Jedoch verkaufen dort 1307 die Gebrüder „Heinrich, Grabis und Peter v. G. und deren Schwestern Elisabeth, die Frau Ottos von Kamenz, und Kunigunde“ ebenfalls ihre Besitzungen an das 1264 unter den Schutz der Markgrafen von Brandenburg gestellte Kloster Marienstern gegr. 1248²¹⁾). 1294 verkauft Bernhard v. Gerlachsheim „das Gericht und 6 Mark Einkünfte zu Ostritz an das 1234 gegründete Cisterzienser Kloster Marienthal an der Neiße. Derselbe Ritter Bernhard v. G., der auch im Zedler erwähnt wird²²⁾, tritt „in den Jahren 1285–1286 wiederholt als Zeuge, Bürge und Unterhändler für die Brüder Bernhard und Otto von Kamenz“ auf²³⁾). Dieser Otto v. Kamenz war gleichzeitig der Schwiegersohn des Bernhard v. Gerlachsheim. Finanzielle Schwierigkeiten scheinen bei den v. G. zuhause gewesen zu sein. Ob nun der später auftretende Jone Elvil von Gerlachsheim 1345–1378 in irgendwelcher verwandtschaftlichen Beziehung zu den Rittern v. G. gestanden hat, läßt sich nicht beantworten²⁴⁾).

¹⁸⁾ Kneschke S. 490

¹⁹⁾ Knothe S. 184

²⁰⁾ Knothe S. 617; ebenso Rudolf Lorenz: Herrschaften und Enklaven der Oberlausitz, Leipzig 1913 S. 68

²¹⁾ dto. S. 184

²²⁾ Zedler, Joh. Heinrich: Gr. vollständiges Universalexikon aller Wissenschaften und Künste 1733 V. Bd. S. 375

²³⁾ Knothe S. 184

²⁴⁾ Knothe S. 173 und Walter von Boetticher: Der Adel des Görlitzer Weichbildes um die Wende des 14. und 15. Jahrhunderts, Görlitz 1927 S. 260

„Auch schon im 13. Jahrhundert“ kommt eine Familie gleichen Namens in der Niederlausitz vor²⁵⁾, die aber nach Knothe mit den Oberlausitzern nicht zu verwechseln sei²⁶⁾. Gleichfalls läßt er eine Beziehung zur schlesischen Familie, die seit dem 14. Jahrhundert auftritt, offen. Mit dem Erlöschen der Oberlausitzer v. G. und dem Erscheinen in Schlesien besteht meiner Meinung nach eine Beziehung insofern, als diese Familie sich weiter nach dem Osten verstreut hat.

Im Grundbuch des Fürstentums Breslau vom 8. Sept. 1314 ist die Unterschrift eines „domino Sifrido de Girlachsheim“ eingetragen²⁷⁾.

Beim Herzog Conrad I. in Oels tritt 1320 ein Guncelinus v. G. in Erscheinung, „der gern gesehen“ war und sich „noch 1357 im Bernstädtischen“ aufhielt. Am Hofe des Herzogs Boleslaus zu Liegnitz lebte 1337 ein Arnold v. G. und an dem zu Oels 1340 ein Johann v. G. Genannt wird Hedwig v. G. als Priorissa des Klosters Trebnitz 1365²⁸⁾.

Seit dem Verlust ihrer Besitzungen hat diese Familie keinen festen Wohnsitz mehr gehabt. Das Vorkommen der Familie v. G. im 13. Jahrhundert in der Niederlausitz läßt darauf schließen, daß einige Brüder oder Verwandte zu gleicher Zeit aus Baden in die Lausitz gezogen sind, die einen in den nördlichen Teil (Niederlausitz), die anderen in den südlichen (Oberlausitz). Daß aber eine Beziehung aller dieser untereinander bestanden haben muß, läßt sich aus dem „Beitrag zur Geschichte des deutschen Großgrundbesitzes im Lande der Netze und Warthe“ von Alex v. Harnier schließen, wo es im Anhang heißt: „Gerlachsheim pol. Gerlasy, erstes Auftreten in Deutschland 1250 Baden“²⁹⁾. Hier wird also deutlich auf das ursprüngliche Herkunftsland hingewiesen, was wohl dann für alle derer v. Gerlachsheim gelten kann.

Ohne Spuren zu hinterlassen, verschwinden im 14. Jahrhundert die miles v. Gerlachsheim aus Baden und erscheinen dort nicht mehr. Ebenso wenig ist von ihrer Burg etwas erhalten. Vielleicht hat diese einmal dort gestanden, wo sich später das 1717 neu erbaute Kloster in Gerlachsheim befand und das seit 1951 ein Altersheim beherbergt. Auch in der Ober- und Niederlausitz sowie in Schlesien ist das Geschlecht erloschen.

²⁵⁾ dto. S. 184

²⁶⁾ dto. S. 187

²⁷⁾ Tzschoppe und Stenzel: Urkundensammlung zur Geschichte des Ursprungs der Städte und der Einführung und Verbreitung deutscher Kolonisten und Rechte in Schlesien und der Oberlausitz, Hamburg 1832

²⁸⁾ Ernst Heinrich Kneschke: Neues allgemeines deutsches Adelslexikon Bd. III S. 490, Hildesheim 1973

²⁹⁾ Alexander von Harnier: Beitrag zur Geschichte des deutschen Großgrundbesitzes im Lande der Netze und Warthe – Broschüre in Schreibmaschinenschrift Beiblatt/Anhang S. III 1929 Nr. 51, Essen 1971

Aber nicht nur das Geschlecht derer von Gerlachsheim ist untergegangen. Auch der Gründungsort, in dem es noch Häuser nach alter fränkischer Bauweise gab und Familiennamen wie im badischen Franken: Baumann, Brandt, Günther, Hartmann, Kraft, Müller, Volke (Volk), zeigt ein von den Deutschen verlassenes Dorf. Die Deutschen wurden alle 1946 nach dem verlorenen Krieg infolge der neuen Grenzziehung ausgewiesen und in das Land Niedersachsen der Bundesrepublik Deutschland überführt. Hier leben sie auf 20 verschiedene Ortschaften des Kreises Alfeld/Leine verteilt unter Menschen anderer Stammesart. Das einstige Gerlachsheim ist jetzt von Polen besiedelt, die jedoch nur die Hälfte der früheren Bevölkerungszahl ausmachen, und heißt: Grabiszyce. Damit schließt ein Stück deutscher Siedlungsgeschichte ab.

Herbert Girke

Literatur

Fotokopie der Besitzurkunde von Zimmern aus dem Fürstl.-Löwenstein-Wertheim-Rosenberg'schen Archiv in Wertheim

Fotokopie aus Albert Krieger: Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden Bd. I Verlag C. Winter, Heidelberg Spalte 703

Karl Schreck: Lauda, Schicksale einer ehemaligen fränkischen Oberamtsstadt, Lauda 1973

Fritz Bertram: Heimatbuch des Kreises Lauban I. Aufl. Lauban 1928

Wilhelm Menzel: dto. II. Aufl. Seyboldsdorf-Vilsbiburg 1966

Walter von Boetticher: Der Adel des Görlitzer Weichbildes um die Wende des 14. und 15. Jahrhunderts, Görlitz 1927

Karl Hampe: Der Zug nach dem Osten, Leipzig und Berlin 1921

Gebhardt: Handbuch der deutschen Geschichte Bd. 5, DTV München 5. Aufl. 1980

Alexander von Harnier: Beitrag zur Geschichte des deutschen Großgrundbesitzes im Lande der Netze und Warthe Broschüre in Maschinenschrift. Beiblatt: Ergänzungen und Richtigstellungen, Essen 1971

Ernst Heinrich Kneschke: Neues allgemeines deutsches Adels-Lexikon Bd. III, Hildesheim 1973

Hermann Knothe: Geschichte des Oberlausitzischen Adels und seiner Güter vom 13. bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts, Leipzig 1879

Ernst Köhler: Geschichte der Oberlausitz von den ältesten Zeiten bis 1815 (Neues Lausitzisches Magazin 41. Bd. 1864)

Adolf Kötzschke und Wolfgang Ebert: Geschichte der ostdeutschen Kolonisation, Leipzig 1937

Adolf Kötzschke: Deutsche und Slaven im Mitteldeutschen Raum, Darmstadt 1961

Johann Gottl. Mischke: Das Markgrafentum Oberlausitz, Görlitz 1961

Gerhard Taddey: Lexikon der deutschen Geschichte, Stuttgart 1979

Rudolf Lorenz: Herrschaften und Enklaven der Oberlausitz, Leipzig 1913

Tzschoppe und Stenzel: Urkundensammlung zur Geschichte des Ursprungs der Städte und der Einführung und Verbreitung deutscher Kolonisten und Rechte in Schlesien und der Oberlausitz, Hamburg 1832

Joh. Heinrich Zedler: Großes vollständiges Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste V. Bd. C-Ch S. 375, Halle und Leipzig 1733

Beiträge zur Siedlungs- und Kirchengeschichte des Kreises Schweidnitz

Der Fideikommiß der Grafen von Moltke, in Kreisau, Gräditz, Wierischau

Die Gründung der Ortschaften

In früherer Zeit zog sich der Gebirgs- und Bannwald, der heute die Höhen des Eulengebirges bedeckt, bis zur Peile hin¹⁾, um dann rechts des Flusses etwa bei den Költchenbergen in den Zobtenwald überzugehen. Die Peile kommt aus den Wäldern des Kreises Reichenbach und erreicht nördlich von Faulbrück den Kreis Schweidnitz. Ihr Lauf ist sehr gewunden, besonders im Schweidnitzer Anteil, und daher sehr langsam²⁾. Das hat aber viele Überschwemmungen zur Folge. 1938 z. B. war durch das Hochwasser der Peile die Straße Schweidnitz-Reichenbach in Gräditz durch die Fluten unpassierbar geworden und mußte gesperrt werden³⁾. Der bei Gräditz liegende Ort Faulbrück deutet auf einen früheren Sumpf, der rechte Nebenfluß der Peile, der „Faule Bach“, auf ihr langsames Fließen; die Burg in Gräditz war durch Sumpf geschützt. Noch 1873 klagte man beim Bau des massiven Turmes der Gräditzer evangelischen Kirche, „dessen Fundamentierung des neuen Untergrundes wegen viel Arbeit und Kosten verursachte“⁴⁾. Die Peile fließt im allgemeinen „sehr friedlich und träge“ daher⁵⁾, schwillt aber bei starken Regengüssen oder infolge Schneeschmelze stark an, so daß sie die Wassermassen gar nicht fassen kann.

Die Peile wurde durch die großen Zuckerfabriken und Webereien in Langenbielau und Reichenbach so verpestet, daß die Esdorf-Schwengfelder⁶⁾ sie die „Stinke-Peile“ nannten. Von dem früheren großen Reichtum an Forellen und Krebsen war nichts mehr da⁷⁾. Gegen die Stinke-Peile versuchte man mehrmals etwas zu unternehmen, immer vergeblich. Schon

¹⁾ Karte des Kreises Schweidnitz (1:100000) 1959. Meßtischblätter (1:25000) Nr. 5265 Reichenbach/Eulengebirge und 5165 Weizenrodau.

²⁾ Im Gegensatz dazu die Weistritz, 1150 Bistritza (woda) = schnellfließendes Wasser.

³⁾ Tägliche Rundschau, Heimatblatt für Stadt und Kreis Schweidnitz 1955, Nr. 4. Abgekürzt TR. Siehe auch „Die Peile“, TR 1956 Nr. 2 und „Erinnerungen an ein Peile-Hochwasser“, TR 1959 Nr. 15.

⁴⁾ Bienwald-Schier, Geschichte der evangelischen Kirche zu Gräditz (1893), S. 38.

⁵⁾ TR 1959, Nr. 15, S. 8.

⁶⁾ Esdorf-Schwengfeld, Dorf südlich Schweidnitz.

⁷⁾ Ein Urbarium aus Esdorf-Schwengfeld des Jahres 1807 bestimmte, daß die Gutsherrschaft dem Gesinde nicht öfter als zweimal in der Woche Krebse als Essen vorsetzen durfte.

der Generalfeldmarschall Helmuth von Moltke, Gutsherr von Kreisau, wollte Abhilfe erzwingen, „denn sein Schloß lag dicht an der Peile und wurde schließlich so gut wie unbewohnbar“⁸⁾.

Schließlich versuchte ein Regierungsbaumeister im Auftrage der Regierung, „der Peile ihre Unarten abzugewöhnen“. Für diese Arbeit legte man eine Abteilung Reichsarbeitsdienst in die still gelegte Gräditzer Mühle, die aber ihre Tätigkeit nicht vollenden konnte. „Erst die Aufrüstung, dann der Krieg nahmen den Arbeitsdienst wieder fort. Arme russische, verhungerte Kriegsgefangene setzten den Bau noch etwas fort, ohne ihn vollenden zu können“.

Den Flußnamen Peile (Pilawa) leitet man⁹⁾ vom polnischen pila (Feile, Säge, Sägemühle) ab, pilawa = Mühlbach. Er kommt aus dem Reichenbacher Waldgebiet, weswegen man auch annimmt, daß es dort schon im 12./13. Jahrhundert eine oder mehrere Sägemühlen gab¹⁰⁾. In dieses Wald- und Sumpfgebiet an der mittleren Peile kamen schon früh im 12. Jahrhundert Menschen, die sich dort ansiedelten. In einer großen Peileschleife¹¹⁾ ließ nämlich der Herzog eine Burg anlegen, die er in den Rang einer Kastellanei erhob¹²⁾. Über ihren Bezirk ist nichts bekannt, die nächsten Kastellaneien waren Striegau mit dem Kastell auf dem Breiten Berg und Nimptsch. Die Kastellanei Gramolin (Gräditz) ist vielleicht bald eingegangen, sie wird überhaupt nur einmal im Jahr 1155 erwähnt¹³⁾. Später um Schweidnitz erwähnte Orte wurden nicht zu Gramolin, sondern zur Kastellanei Nimptsch gerechnet. Die Gräditzer Kastellaneiburg, ein mächtiger slawischer Rundwall, diente wohl als „Fliehburg“, nachdem sie vielleicht noch vor der Gründung der Städte Schweidnitz und Reichenbach ihre Bedeutung verloren hatte. Man fand dort Urnenscherben und

⁸⁾ TR 1956 Nr. 2.

⁹⁾ Adolf Moepert, Die Ortsnamen des Kreises Neumarkt, Einzelschriften zur schlesischen Geschichte Band 13 (Breslau 1935), S. 86.

¹⁰⁾ Eine andere Deutung: Peile vom polnischen biela = Weißwasser, wovon auch der Ortsname Klein Bielau am Zobten abgeleitet wird.

¹¹⁾ Heute begrenzt durch die Eisenbahn Schweidnitz-Reichenbach, Reichsstraße 115 und Dorf Gräditz, s. die Meßtischblätter (Anmerkung 1).

¹²⁾ H. Weczerka, Handbuch der historischen Stätten, Schlesien (1977), S. 641: „Kastellanei. In der polnischen Landesverfassung bis zum Ende des 13 Jh. Burgbezirk mit administrativer, militärischer und Gerichtsfunktion ausgestattetem Kastellan an der Spitze. Auch die Burg mit Bargsiedlung als Sitz des Kastellans wird z. T. als Kastellanei bezeichnet. Mit der Einführung des deutschen Rechts wurde die Kastellanei durch das „Weichbild“ ersetzt“. Hier dürfte es sich um die in der Papstbulle von 1155 erwähnte Kastellanei Gramolin = Gräditz handeln. Dieser Meinung schließen sich an: SUB I Register S. 331, „Gramolin, vielleicht Gräditz Kreis Schweidnitz“; K. Maleczynski in: Codex diplomaticus nec non epistolaris Silesiae Bd. I (1951), S. 88, Anm. 13; H. Weczerka, Handbuch der historischen Stätten, Schlesien (1977), Gräditz S. 148.

¹³⁾ SUB I, 20, Nr. 28.

Knochenreste, 1785 waren noch Ruinen vorhanden¹⁴). 1933 fand eine amtliche Flurbegleichung des Schlesischen Landesamtes für vorgeschichtliche Denkmalspflege statt mit dem Ergebnis, daß es sich hier um einen frühdeutschen Turmhügel handle. Demnach hat wohl die deutsche Grundherrschaft, also der Herzog, die alte slawische Burganlage weiter zu einer herzoglichen Burg ausgebaut. Sie wurde dann der Ausgangspunkt einer wichtigen Straße, die nach Frankenstein und Wartha führte und dort auf die große Straße Militsch – Breslau – Wartha traf, die über Nachod nach Böhmen weiter führte. „Der nördliche viereckige Burgwall, offenbar die Hauptburg, hat Seitenlängen von 65–85 m, der Innenraum ist etwa 50x45 m groß. Durch einen Graben getrennt, schließt sich im Süden die geringfügig größere, ebenfalls viereckige Vorburg an (im Süden 100 m, sonst 85 m Seitenlänge), an deren Südseite – wieder durch einen Graben getrennt – eine Vorburgsiedlung von circa 100x190 m grenzt“¹⁵), also alles in allem eine „mächtige Wallanlage“. Die Burg lag auf einem Hügel und war durch Peile und Sümpfe gut geschützt und daher leicht zu verteidigen. Sie brauchte eine Besatzung, daher ließ der Herzog als Grundherr in der Nähe eine Siedlung errichten, die auch die Lebensmittel erzeugen mußte, die für die Besatzung nötig waren. Der neue Ort wurde nach der Burg genannt, Gräditz vom slawischen hrad, grad = Burg¹⁶). Er wird am 9. April 1193 zum ersten Mal als Grodec erwähnt¹⁷). Als Nebensiedlung von Gräditz ließ der Herzog als Grundherr das Vorwerk Kreisau gründen¹⁸), wo anscheinend Hörige arbeiteten, die im Kriegsfall die Burgbesatzung von Gräditz verstärken mußten. Von Kreisau aus scheinen Siedler einige Kilometer weit in den Gebirgswald vorge-

¹⁴) Fr. A. Zimmermann, Beiträge zur Beschreibung der Provinz Schlesien, Bd. 5 (1785) unter Gräditz. Das Gelände, das in unmittelbarer Nachbarschaft der Wallanlage liegt, ist noch teilweise durch die Peileschlinge geschützt, selbst aber noch hochwasserfrei, dort fand man zahlreiche slawische Scherben.

¹⁵) H. Weczerka, wie Anm. 12, S. 140. Dort weitere Literatur. Abbildung der Burganlage bei: Langenheim, Altschlesische Blätter 1936, S. 101, Abb. 4.

¹⁶) Vgl. Gröditzburg bei Bunzlau, Königgrätz in Böhmen, der Hradschin in Prag. Der Ort an der Peile änderte im Laufe der Zeit nur seine Rechtschreibung (1193 Grodec, 1250 Crodec, 1259 Grodist, dann Grodis, Grodys, Gredes, Gröditz, Groz, Grätz, Grädiß, mundartlich Grätz, 1945 Grodziszce).

¹⁷) H. Neuling, Schlesiens Kirchorte und ihre kirchlichen Stiftungen bis zum Ausgange des Mittelalters (2. Aufl. 1902) S. 79.

¹⁸) Das Vorwerk in „Crysow“ ist bereits am 12. März 1315 genannt (S R 3481).

stoßen zu sein und dort die kleine Ortschaft Wierischau gegründet zu haben. Darauf deutet, daß Wierischau von jeher zur Kirche in Kreisau gehörte¹⁹⁾.

Die Zinsen und Einkünfte aller drei Dörfer hatte der Herzog als Grundherr dem Augustinerchorherrenstift auf dem Sande in Breslau zugeteilt (Sandstift). Dies bestätigten Papst Coelestin III. am 9. April 1193 für Gräditz und Papst Innozenz IV. am 9. Juni 1250 für Gräditz und die inzwischen neu hinzugekommenen Orte Kreisau und Wierischau²⁰⁾. Damals hatte das Sandstift seine Dörfer im Schweidnitzer Lande in vier Zehntbezirke aufgeteilt, Gräditz bildete mit den nahe gelegenen Goglaw, Nieder Weistritz, Pilzen und den weiter entfernten Domanze, Wenig Mohnau und Rauske eine Gruppe, während Kreisau und Wierischau zu einer anderen Zehntgruppe gehörten. Im Laufe der Zeit verlor jedoch das Sandstift die Zinsen, die von Wierischau gingen an den Bischof über (vor 1305), die von Kreisau an Ritter²¹⁾.

¹⁹⁾ Ortsname Wierischau: 1250 Wenruse, 1305 Werussowe, 1369 Wersch, 1562 und 1576 Wirisch, 1641 Wierischau, 1654 Wüste Wiehrs, 1678 Würsch, dann Wierischau, mundartlich Wiersch. Dazu L. Radler, Wierischau TR 1980 Nr. 1.

Ortsname Kreisau: 1250 Crisova, 1315 Crysow, 1641 Kreysau, von da an Kreysau, Kreysau oder Kreisau, nur unterschieden durch die Schreibung des Anlautes, ab 1945 Krzyzowa.

A. Moepert, ASKG 3 (1938) S. 11 stellt ihn zum Personennamen Criso und hält es für möglich, daß er eine Verkleinerungsform zu Christianus, Christian war. Oder der Name leitet sich von einem auffälligen Kreuz an der Kleidung her, was nicht unbedingt auf einen Kreuzritter hinwies. Ein Geistlicher mit Namen Criso kommt bis 1250 häufig vor, 1227, 1234/35, 1239 der Breslauer Domherr Crisan, 1223 „Crisanus capellanus ducis H.“ (Henrici), im selben Jahre als Notar erwähnt, 1231 der Breslauer Domherr Crisanus als Besitzer von Kryschanowitz bei Trebnitz, 1234/35/36 der Domkantor Crisanus, 1235/39/45 der Domdechant Crisanus. Dazu SUB I Nr. 227, 230, 236, 281 und SUB II Register S. 311. Der am 22 Juli 1149 (SR 33) als Urkundenzeuge genannte Graf Crisanus kommt als Gründer von Kreisau nicht in Frage. Bei den genannten Geistlichen Crisanus ist es heute kaum mehr möglich zu unterscheiden, ob es sich um eine oder mehrere Personen handelt.

Für den Ortsnamen Wierischau gibt es zwei Erklärungen; einmal könnte er abgeleitet sein von einem Personennamen Wierusch oder Werosz, der dann der Gründer oder einer der ersten Besitzer war, oder der Name deutet auf Heidekraut, das wohl damals einen Teil der Flur bedeckte und auf wenig ergiebigen Boden hinweist. Damit könnte übereinstimmen, daß 1885 Wierischau mit 24,67 Mark pro Hektar Grundsteuerreinertrag weit hinten in der Reihe der Schweidnitzer Dörfer stand, also mit wenig fruchtbarem Boden.

²⁰⁾ SUB II Nr. 397; SR 722. Damit dürften Wierischau und Kreisau zwischen 1193 und 1250 gegründet worden sein.

²¹⁾ 1315 zinst Kreisau noch an das Sandstift (3½ Mark), dann tauschte wohl der damalige Besitzer des Vorwerks, der Ritter Kylian von Haugwitz, den Kreisauer Zins, den er zahlte, mit dem Sandstift gegen ¾ Mark (drei Zehntvierdunge) auf den Kretschamen in Zobten und ¾ Mark in Manow (Wenig oder Groß Mohnau), SR 3481. Seither war der jeweilige Besitzer des Kreisauer Vorwerks auch Grundherr des Dorfes. Wierischau wird im Liber fundationis des Bischofs Heinrich von Würben als Werussowe (um 1300) mit einem Zins von 21 Malter genannt, war damals also schon zu deutschem Recht umgesetzt (C D S 14, S. 84, 1889).

Die Zinsen von Gräditz gingen zum Teil an das Kreuzstift in Breslau über, zum Teil an andere Zinsberechtigte, so etwa ein Zins von 1½ Hufen, den der Herzog Bolko I. von Schweidnitz dem Kloster Grüssau schenkte und den er 1298 auf 2 Malter Gerste von zwei Hufen aufbesserte²²⁾. Das Zinsgetreide sollte frei sein „vom herzoglichen Schosse“ und am Martinstag (11. November) auf dem eigenen Gefährt des Zinspflichtigen in die Scheune des Stiftes geliefert werden²³⁾. Das betreffende Gut sollte mit „aller Freiheit und Herrschaft als Lehngut besessen werden“, (bestätigt am 16. August 1320 vom Herzog Bernhard von Schweidnitz)²⁴⁾. Auch zu Hand- und Spanndiensten waren zwei Gräditzer Bauern verpflichtet. Sie mußten bei Ausbesserungen des Grüssauer Stiftshauses in der Schweidnitzer Herrengasse (späteres Finanzamt) Fuhrer stellen, jährlich pro Hufo eine zweispännige Fuhrer auf vier Tage, pro halbe Hufo eine zweispännige auf zwei Tage.

Die Umsetzung zu deutschem Recht

In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts wurden alle drei Dörfer zu deutschem Recht umgesetzt, neu vermessen und mit deutschen Bauern besetzt. Das geschah in Gräditz vor 1288, in Wierischau vor 1305 und in Kreisau vor 1315²⁵⁾. Das Gräditzer Areal vermaß man mit reichlich 1250 ha = 5000 Morgen. Wie sich Rittergut, Erbscholtisei, Kirche und Bauern in das Areal teilten, wissen wir nicht mehr. Die Kirche erhielt eine Hufo = 100 Morgen als Widmut, ein Lehngut zwei Hufen = 200 Morgen, 32 große Hufen (= Bauerngüter) werden 1288 genannt. Das könnte auch die ursprüngliche Anzahl der Bauern gewesen sein. Man verwendete die große oder fränkische Hufo zu 100 Morgen und legte den Ort als Waldhufendorf an. Die zahlreichen Feldwege deuten noch auf die ursprüngliche Anlage in Waldgebiet hin. Bei der Umsetzung von Kreisau vermaß man die Flur mit knapp 1000 Morgen, jedoch läßt es sich heute nicht mehr

²²⁾ SR 2527; P. Ambrosius Rose, Kloster Grüssau (1974), S. 29.

²³⁾ Sie lag wohl in Grüssau. Als 1307/08 Grüssau das zweite Rittergut mit 11 Hufen in Würben erwarb, brachte man das Zinsgetreide von Gräditz nach dem näher gelegenen Würben.

²⁴⁾ Eine weitere Lehnshufo zahlte 1389 sechzehn Scheffel Getreide an Grüssau, im 17. Jh. waren drei Bauern zu einem Hauszins von je sechs Groschen verpflichtet, zwei Bauern lieferten 16 und 8 Scheffel Getreide; diese Gräditzer Hufen waren anscheinend auf fünf Bauern aufgeteilt. Die Einnahmen des Klosters aus Gräditz waren seit 1298 im wesentlichen dieselben geblieben.

²⁵⁾ 1259 ist die deutsche Pfarrkirche in Gräditz genannt, 1288 wurden die Gräditzer Kolonisten von den Lasten des polnischen Rechts befreit (SR 2054). 1305 zahlte Wierischau seine Abgaben an den Bischof nach deutscher Art in Malterzehnten (Liber fundationis wie Anm. 21), desgleichen Kreisau 1315 3½ Mark jährlichen Zinses ans Sandstift (SR 3481).

erkennen, wie sie aufgeteilt wurde. Anscheinend hatte der Ort nie Bauern, 1576 sind keine genannt²⁶⁾, 1667²⁷⁾ nur „Gärtner“ (Steller), desgleichen 1785 (16 Gärtner, 8 Häusler). Immer ist nur von einem „Vorwerk“ (Rittergut) die Rede, so 1315, 1566 („Herrschaftliches Vorwerk“), 1785, 1845, 1937. Sein Besitzer war immer Guts- und Grundherr bis zur Aufhebung der Grundherrschaft 1848. Wie groß das Vorwerk ursprünglich war, wissen wir nicht, jedenfalls sehr klein²⁸⁾.

Noch kleiner war Wierischau angelegt, das man mit 868 Morgen ausmaß. Man wandte hier die kleine oder flämische Hufe an mit etwa 65 Morgen, was bedeutet, daß der Ort auf schon bebautem Boden lag im Gegensatz zu den großen Nachbardörfern Ludwigsdorf und Leutmansdorf, wo man erst riesige Waldbestände roden mußte und daher die große Hufe mit 100 Morgen anwandte. Wie das Land unter Rittergut, Erbscholtisei und Bauern aufgeteilt wurde, ist unbekannt, ebenso, ob bei der Umsetzung zu deutschem Recht schon Rittergut und Erbscholtisei errichtet wurden oder ob letztere sich durch Bauernland vergrößerte und dann zum Rittergut erhoben wurde. 1576 gab es vier Bauern mit fünf Hufen, 1785 gar keine mehr, sondern nur ein „Vorwerk“. 1885 umfaßte die Gemeinde 53 ha, das Rittergut 164 ha.

Die Kirchen

Kirchlich hielten sich die **Gräditzer** zur nächsten Kirche in Goglaw, die 1219 zum ersten Mal erwähnt wird. Sie wurde bald zu klein, daher erhielt das große Bauerndorf noch vor 1259 eine eigene Pfarrkirche, die aber zunächst von einem Kaplan betreut wurde, zumal das deutsche Dorf erst im Werden war. Über den Umfang des Sprengels geriet der Kaplan in Gräditz mit dem Sandstift in Streit, das aus den Nachbardörfern wie Nieder Weistritz, Pilzen, Wierischau, Kreisau, Kroischwitz Zinsen bezog und daher wohl auch zunächst die kirchliche Betreuung beanspruchte. „Nach längerer Zeit“ fällt der Bischof Thomas am 3. Oktober 1259 eine Entscheidung. Sobald die Einwohnerzahl des werdenden Gräditz gewachsen war, erhielt die Kirche einen Pfarrer. Der erste, Herbord, Pfarrer in Grodys, wird am 12. März 1315 als Urkundenzeuge genannt²⁹⁾, der zweite,

²⁶⁾ Ältestes Bauern- und Hufenverzeichnis des Schweidnitzer Weichbildes bei: M. Treblin, Beiträge zur Siedlungskunde im ehemaligen Fürstentum Schweidnitz. Darst. und Quellen Bd. 6 (1908), S. 120/21.

²⁷⁾ J. Jungnitz, Visitationsberichte der Diözese Breslau, Archidiakonats Breslau, I. Teil (1902), S. 717/18.

²⁸⁾ 1315 zahlte der Besitzer dem Sandstiftsabt $3\frac{1}{2}$ Mark jährlichen Zinses, wahrscheinlich als Grundherr für Ort und Vorwerk. Das würde 14 Viertelmark entsprechen, pro Hufe eine Viertelmark (Vierdung), also 14 Hufen = etwa 900 Morgen. Dann wären für die Kirche knapp 40 Morgen übrig geblieben. 1885 umfaßte der Gutsbezirk (Rittergut) 188 ha.

²⁹⁾ SR 3481.

Pfarrer Nikolaus, am 11. Mai 1343³⁰). Im Dezemregister des päpstlichen Nuntius Galhard de Carceribus 1335–1342 ist Gräditz als Pfarrei genannt, die zum Archipresbyterat Schweidnitz gehörte, um 1748 zu Reichenbach, dann wieder bis in unsere Zeit zu Schweidnitz. In einem Notariatsinstrument, in welchem die Pfarrer des Breslauer Bistums gegen den päpstlichen Zehnten protestierten, werden im Archipresbyterat Schweidnitz unter dem 8. XI. 1399 die Pfarrei „Grodiz“ (= Gräditz) und Nicolaus Czans, altarista, erwähnt^{30a}). 1492 war Johannes Greybian Pfarrer zu Gräditz; der 1569 genannte, sonst unbekannte Joseph Krebschannes könnte der letzte katholische Pfarrer gewesen sein³¹). Die Kirche erhielt (Stand von 1667) „eine bequeme Wohnung“, eine Hufe Acker, die der Pfarrer selbst bewirtschaftete, fünf Wiesen, einen Garten, einen kleinen Fischteich und ein Stück des „darüber hinfließenden Baches“ (Peile), um Fische zu fangen, dazu zahlte das Dorf das „Meßkorn“ und jährliche Zinsen. Obwohl **Kreisau** nur ein kleiner Ort war, erhielt er doch zu Anfang des 14. Jahrhunderts eine Kapelle, 1335 als capella Crissoviensis zum ersten Mal erwähnt. Sie wurde dem Archipresbyterat Schweidnitz zugeteilt³²). Zu ihr hielt sich bis in unsere Zeit Wierischau. Am 11. Januar 1288 gründete Herzog Heinrich IV.³³) das Kollegiatstift zum hl. Kreuz in Breslau mit der Kreuzkirche am Dom³⁴). Das Stift hatte fünf Prälaten und zwölf Kanonikate und wurde vom Stifter reich ausgestattet³⁵). Das fünfte

³⁰) J. Heyne, Documentirte Geschichte des Bistums und Hochstifts Breslau, Bd. II, S. 532.

^{30a}) Vgl. J. Jungnitz, Beiträge zur mittelalterlichen Statistik des Bisthums Breslau, in: Zeitschr. d. V. f. Gesch. u. Altert. Schl. XXXIII. Bd. (1899), S. 386.

³¹) J. Grünewald, Kleine Beiträge zur schlesischen Presbyterologie, in: JSKG 39, (1960) S. 29, Anm. 13.

³²) Von Pfarrern ist nur ein einziger bekannt, Nikolaus von Crisow, Urkundenzeuge am 2. und 15. April 1341 (SR 6569 und 6576). Zweifelhaft ist die Ausstattung der Kapelle mit einer Widmut. 1667 (Jungnitz, wie Anm. 27) werden drei Hufen Acker und eine Hufe Wiese genannt, das wären vier Hufen Widmut (= etwa 65 ha oder 260 Morgen). Die Widmuten im Kreise Schweidnitz umfaßten im Durchschnitt ein bis zwei Hufen, größer waren nur die zu Würben mit 6 Hufen und Hohenposeritz mit 4 Hufen, beide Gründungen von schlesischen Großmagnaten, den Grafen von Würben und den Grafen von Poseritz-Striegau, die sich mit der Ausstattung ihrer Eigenkirchen hervortaten. 1845 besaß die Kreisauer Kapelle nur einen „kleinen Garten“. Im Pfarrerverzeichnis von 1399 ist Kreisau nicht genannt.

³³) SR 2054. Zum Seelenheil seiner Verwandten, Wladislaus, der 1270 verstorbene Erzbischof von Salzburg, Enkel der hl. Hedwig, König Ottokar von Böhmen, der 1278 in der Schlacht auf dem Marchfeld gegen Rudolf von Habsburg gefallen war, und der Herzog Boleslaus von Krakau.

³⁴) Kreuzkirche mit Unterkirche St. Bartholomäus, geweiht in der Mitte des 14. Jh., Darin vormals die Grabtumba des Stifters, des Herzogs Heinrich IV., + 1290, heute im „Schlesischen Museum“.

³⁵) „Imposante Stiftung“, Heyne I S. 566.

Kanonikat erhielt 20 große Hufen in Gräditz, das ja dem Herzog als Grundherrn gehörte, das sechste Kanonikat bekam zwölf große Hufen in Gräditz und zwölf kleine Hufen (Hufe 16,8 ha) in Pfaffendorf am Költ-schenberg (Kreis Reichenbach). Damit kam der größte Teil von Gräditz mit 32 großen zinspflichtigen Hufen an das Kreuzstift und seine Domherren³⁶). Der Herzog übertrug dem Stift „das volle Dominium“ (alle Herrschaftsrechte) „außer den Scholtiseien (Gräditz und Pfaffendorf) und Obergerichten in Blut- und Criminalsachen“³⁷), daher erhielt der dem Stift gehörige Ortsteil den Namen „Kapitel-Gräditz“, nach der Säkularisation 1810 Königlich Gräditz. Jede Kapitels-Hufe zahlte jährlich 5 Vierdung Silber³⁸), dazu 6 Scheffel Dreikorn (je 2 Weizen, Roggen, Hafer). Auch das Patronat über die schon 1259 erwähnte Kirche übernahmen das Kreuzstift sowie die beiden weltlichen Grundherren in Ober- und Nieder-Gräditz. 1314 kam es zu einem Streit zwischen dem Ritter Kilian von Haugwitz³⁹), dem Grundherrn des nichtstiftischen Teils, und Luthold, Scholastikus des Glogauer Domstiftes und Kanonikus beim Breslauer Kreuzstift, wegen sechs Hufen Landes. Näheres wissen wir nicht, auch nicht wie der Prozeß ausgegangen ist. Die Gräditzer Burg war meines Wissens nicht im Besitz des Kollegiatstiftes. Um diese Zeit wird auch Jenczko, Schulze von Gräditz, am 16. August 1320 als Urkundenzeuge erwähnt.

Die Grundherren

Gräditz zerfiel also seit 1288 in zwei Teile, in den Stiftsanteil (Kapitel-Gräditz) und den weltlichen, dessen Grundherrschaft vom Herzog an Ritter übergang. Diese erhielten wohl die Burg als Wohnsitz und standen im Dienst des Herzogs, 1316 Ritter Dyether (Dieter) de Grodis, Urkundenzeuge des Herzogs Heinrich VI.⁴⁰), der wohl nicht in Gräditz wohnte. Damals waren die Grundherren Kilian von Haugwitz (1315), zugleich

³⁶) Da man damals noch Hufe = Bauerngut ansah, wechselten also 32 Bauerngüter mit 3200 Morgen ihre Grundherrschaft vom Herzog zum Kreuzstift. Ob das nicht verteilte restliche Ackerland zunächst beim Herzog als Grundherrn blieb, ist heute nicht mehr festzustellen. Die Erbscholtisei behielt sich der Herzog (Heyne I 562). Weitere zwei Hufen entrichteten ihren Zins nach Grüssau (1298, SR 2527). Auf dem Areal, das nicht zum Stifte kam, entstanden später die Ortsteile Ober und Nieder Gräditz sowie die Kolonie mit zwei Rittergütern, deren Besitzer auch die Grundherren waren.

³⁷) Heyne I, 562.

³⁸) $4\frac{1}{4}$ Mark. 1377 kostete ein Ochse eine Mark. Die kleinen Hufen in Pfaffendorf zahlten $\frac{1}{2}$ Mark Silber als Zins. Ein Malter = 660 Liter, ein Scheffel etwa 55 Liter.

³⁹) Besitzer des Vorwerks Stein bei Würben, das dann in Würben aufging (ASKG 18 (1960), S. 57). Am 22. März 1315 urkundet Kylian von Haugwitz über den Verkauf von Zinsen in Wilkau und Faulbrück (beide Orte im Kreise Reichenbach) und Gräditz an das Kloster Heinrichau. Kylian starb vor 1328, H. Grüger, Heinrichau (1978) S. 223.

⁴⁰) SR 4543. Er scheint nicht in Gräditz gewohnt zu haben, sondern trug nur seinen Herkunftsnamen „von Gräditz“.

Besitzer von Kreisau, und Rüdiger von Haugwitz (1343)⁴¹⁾. Dann sind für 100 Jahre keine Gräditz Grundherren genannt⁴²⁾, erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts als neue Besitzer die von Seidlitz, die auch Kreisau besaßen. 1446 Nickel Heynemann von Seidlitz, darauf dessen Sohn George und seine Brüder. George von Seidlitz überließ damals (1446) alles, „was er auf Kreysau hatte“, dem Konrad von Nimptsch, der aus dem nicht weit entfernten Stephanshain kam. Ein Teil von Kreisau blieb jedoch bei den Seidlitz, 1470 die Gebrüder Tristram (Tristan) und George von Seidlitz. Damit zerfiel die Grundherrschaft in Kreisau in zwei Anteile. Den ersten besaß George Redlich von „Kreysau“, dessen Frau Barbara, geb. von Nimptsch aus Stephanshain, sich 1461 wegen ihres dortigen Erbes mit ihren Brüdern Siegmund und Vincentz Nimptsch auseinandersetzte („ihres Väterlichen und Mütterlichen angefühles (Angefälle) und der Gerade halber verziehen“ (geeinigt). 1470 gehörte der zweite Kreisauer Anteil den Gebrüdern Friedrich und Christian von Naschwitz, 1494 dem Sigmund von Naschwitz. In Gräditz verkaufte George von Seidlitz 1501 den Gebrüdern Hans und Christoph von Nimptsch auf Stephanshain Rechte auf Gräditz und Pfaffendorf. Bald darauf kam Gräditz wieder an die Seidlitz zurück. 1529 ist Hans Seidlitz erwähnt, der auch als Schweidnitzer Hoferichter fungierte, 1538 Achatius von Seidlitz, dann finden wir 1548 wieder zwei Grundherren, Nikolaus von Seidlitz und George von Reibnitz. Da zwei Grundherren mit verschiedenen Namen genannt sind, ist wohl der weltliche Teil von Gräditz schon in Nieder- und Ober Gräditz geteilt. 1576 sind die Grundherren Heinrich von Seidlitz über vier Bauern mit fast vier Hufen und Christoph von Seidlitz über zwei Bauern mit drei Hufen erwähnt⁴³⁾. Dagegen haben sich die Ortsteilnamen Ober und Nieder Gräditz damals noch nicht durchgesetzt, erst 1614 heißt es Ober Gräditz.

Für diesen Ortsteil sind folgende Grundherren bekannt: 1568 Hans von Seidlitz, Hoferichter zu Schweidnitz, 1574 und 1594 Heinrich Seidlitz, „Ritter zu Groz“ (Gräditz). Am 30. Januar 1574 starb der Schweidnitzer Züchner Hans Kucheknecht, von Heinrich von Seidlitz „on ursache tödlich verwundet“, 1587 Christoph von Seidlitz. Dann ging Ober Gräditz an Melchior von Gellhorn über, 1614 ist genannt der Hoferichter Heinrich von Peterswalde, 1620 Friedrich von Kuhl, 1624 Bernhard von Sack.

Kreisau ging 1338 von Kylian von Haugwitz an Heinze von Liebenthal über, dann um die Mitte des 15. Jahrhunderts an die Familie von Seidlitz in Gräditz. Etwas später zerfiel Kreisau in zwei Anteile, der erste gehörte den Seidlitz bis ins 16. Jahrhundert, den zweiten Teil hatte die Familie von

⁴¹⁾ Heyne I 789.

⁴²⁾ Das Folgende nach F. A. Zimmermann (Anm. 14) unter Gräditz und Kreisau.

⁴³⁾ M. Treblin (Anm. 26), 120–124.

Reibnitz inne⁴⁴). Von den Seidlitz sind zu erwähnen: 1566 wurde Caspar Seidelicz zu „Kreyssau“ zum Hoferichter in Schweidnitz ernannt. Er besaß auch noch die Güter Stäubchen und (Ober? Nieder?) Gräditz und bekleidete das Amt noch 1575. Den zweiten Anteil in Kreisau besaßen 1548 George von Reibnitz, 1581 Nikolaus von Reibnitz. Dann wechselten die Besitzer mit 1587 Friedrich von Mesenau, dem auch Kämtchen gehörte, und 1594 Heinrich von Peterswalde.

Auch in dem kleinen Wierischau gab es 1582 zwei Grundherren, Hans von Reibnitz und Sebastian von Peterswalde⁴⁵). 1562 war nur ein Grundbesitzer vorhanden, der Ritter „Abraham Schindell zu Wirisch“. Im selben Jahre hatte der Landeshauptmann Konrad von Hoberg auf Fürstenstein, „seyne gestrengigkeit“, den Hoferichter Melchior von Seidlitz auf „Borckersdorff“ (Burckersdorf) beauftragt, ein „Heergeld“ von 4791 Talern einzuziehen, das zur Finanzierung der Kriege gegen die Türken bestimmt war. Der Hoferichter hatte aber nur einen Teil des Geldes weitergeleitet und den Rest für sich verwendet. Daher bestimmte der Landeshauptmann die Ritter Stenzel Czedelicz zu Wilkau, Abraham Schindel in „Wirisch“ und Julius Adelspach auf Konradswaldau⁴⁶) sowie die Schweidnitzer Patrizier Hieronymus Thommendorf und Gregor Freundt als Bürgen, damit die Kriegskosten dem Kaiser nicht verloren gingen. Oft wohnten die Besitzer gar nicht in dem kleinen Wierischau, das gar kein Schloß, sondern nur einen Gutshof hatte, so z. B. Friedrich von Zedlitz in Cammerswalde, das er neben Kreisau und Wierischau besaß. 1568 ist als Herr zu „Wierisch“ der schon 1562 erwähnte Abraham von Schindel genannt. 1594 Adam von Gersdorf, 1626 die Brüder Albrecht und Christoph von Strachwitz.

Die Reformation

Die vor 1259 gebaute Gräditzer Kirche war wohl zu klein und zu auffällig geworden, daher riß man sie im 16. Jahrhundert ab und erbaute eine neue aus Bruchsteinen mit spätgotischen Renaissanceformen. Eine kurze Beschreibung sagt⁴⁷): „An Kunstformen ist nur die zur Sakristei führende Tür zu nennen, welche eine Verquickung spätest gotischer Formen mit

⁴⁴) Der im 16. Jh. auch Peterwitz gehörte. Eine Anzahl Grabsteine der Reibnitz befindet sich an der Außenmauer der katholischen Kirche.

⁴⁵) L. Radler, Wierischau, in: Tägl. Rundschau 1980 Nr. 1, S. 7/8.

⁴⁶) Sämtliche Orte in der Umgebung von Schweidnitz.

⁴⁷) H. Lutsch, Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien, Bd. 2 (1889) S. 79.

solchen der Renaissance aufweist; sie ist rundbogig angelegt, mit Säulchen in tiefer Kehle und Stabwerk umrahmt, das sich im Scheitel durchkreuzt. Die beiden Sockel des Rundstabes – übereinander – sind spiralförmig gedreht. Über dem Bogen ein Fries mit zwei Wappen und übertünchter Inschrift, darüber eine waagerechte Verdachung, einer Sima ähnlich“ (Sima, griechisch = Traufrinne bei antiken Tempeln). Aus dem Jahre 1564 stammen ein übertünchtes Epitaph für ein Ehepaar sowie ein Taufstein in spätgotischen Formen (1585). Eine alte Glocke, gegossen 1506, hing im Turm, 72 cm, Inschrift: o rex glorie veni cum pace. hilf maria⁴⁸). Auch die Kapelle (1654 und 1667 Kirche genannt) in Kreisau wurde im 16. Jahrhundert abgerissen und neu erbaut, „gemauert und die eine Hälfte gewölbt“⁴⁹). Wierischau hat nie ein Gotteshaus gehabt, sondern gehörte immer zur Kapelle in Kreisau.

Im 16. Jahrhundert wurden die weltlichen Grundherrschaften von Ober und Nieder Gräditz, Kreisau, und Wierischau evangelisch, ebenso das dem Breslauer Kreuzstift gehörige Kapitel Gräditz und seine Kirche. Von den protestantischen Pfarrern sind bekannt: Der vermutlich erste evangelische Pfarrer von Gräditz Paul Bart („Paulus Barbatus, Pfarher zu Gröditz“) um 1580⁵⁰). Etwa von 1605 bis 1625 war Valentin Thomas aus Reichenbach Pastor, vorher Student in Frankfurt a. O., 1596. Seine Frau Susanna steht am 23. 10. 1624 als Pate im Schweidnitzer Kirchenbuch. Der letzte Pastor von Gräditz ist von etwa 1630 an anzusetzen, Johann Etzler aus Frankenstein. Er studierte 1613 in Wittenberg und Leipzig und blieb bis zum 17. 12. 1653 in Gräditz. Von Kreisau ist nur ein einziger evangelischer Pfarrer bekannt: 1583 bis 1586 David Fleisser (oder Fleischer), geb. 16. 9. 1561 in Drenikau (ob Drentkau bei Grünberg?), 1579 Student in Frankfurt, dort 1583 für Kreisau ordiniert, 1586 Pastor in Seichau bei Jauer, 1595 Hochkirch bei Liegnitz, 1612 in Koischwitz und Greibnig, dort

⁴⁸) Zu den Glockeninschriften s. L. Radler, Beiträge zur Geschichte der Glocken im Kreise Schweidnitz in: ASKG Bd. 39 (1981), S. 232–237. Die zwei anderen Glocken des Dreiläutes, das Gräditz 1667 besaß, sind von H. Lutsch nicht erwähnt.

⁴⁹) J. Jungnitz (Anm. 27) S. 717/18.

⁵⁰) J. Grünwald, JSKG 1960 S. 29. „Der bei Otto Schultze für 1596–1603 angesetzte Paul Barth, zweifellos ein Sohn des Vorgenannten, wurde am 7. 3. 1596 in Liegnitz für Neudorf bei Reichenbach ordiniert“. Jungnitz (Anm. 27) „in diesem ebenfalls lutherischen Dorfe ist eine gemauerte Kirche . . .“. Das von O. Schultze (Predigergeschichte des Kirchenkreises Schweidnitz-Reichenbach (1938) S. 6 genannte Jahr für die Einführung der Reformation um „1538“ dürfte zu zeitig sein, falls Joseph Krebsshannes (1569) wirklich der letzte katholische Pfarrer war.

gest. am 18. 4. 1628. Er war seit 1584 verheiratet mit Anna Kurtz(er), Tochter des Pfarrers Christoph Kurtius in Költtschen, die im April 1632 starb. 5 Kinder. Der als Jauranus 1616 in Frankfurt immatrikulierte Johannes Fleisserus ist wahrscheinlich ein Sohn von ihm^{50a}).

Dreißigjähriger Krieg und Gegenreformation

Der lange Krieg verschonte auch Gräditz nicht, lag es doch an der wichtigen Straße von Striegau über Schweidnitz nach Reichenbach und wurde von jedem Durchzug von Freund und Feind berührt. Dazu kamen Repressalien seitens der Katholiken, sobald diese das fast ganz evangelische Land besetzt hatten. Die Gegenreformation setzte hier noch vor 1630 ein. Damals kamen die bisher evangelischen Kirchen in Schweidnitz in den Besitz der Jesuiten, die mit Unterstützung des Landeshauptmanns von Bibran scharf gegen die Protestanten vorgingen, „insbesondere die Heiraten und Taufen vor (durch) Prädikanten“ (evgl. Geistliche) wurden verboten und durften nur vor den katholischen Geistlichen erfolgen. So schrieb der Landeshauptmann 1630 an den Jesuitenpater Tobias Arnold: „Weil denn nun der Prädikant von Grätz (Gräditz) an dem daß er einen Schweidnitzer Bürger mit einer Magd kopulirte, wider unser publizirtes Patent ab Anno 1629 am Tage der hl. Dreifaltigkeit ganz unbefugter Weise gehandelt . . .“⁵¹). Da dem Landeshauptmann „selbiger Ort (Gräditz) noch auf die Herrschaft allda nit bekannt ist“, sollte sich der Jesuit erkundigen und ihm berichten. Am 31. 7. 1630 forderte der Hauptmann die Prädikanten von Gräditz und Dittmannsdorf (Kreis Schweidnitz, ab 1818 Kreis Waldenburg) auf, sich vor einem Schweidnitzer Jesuitenpater zu verantworten. Dazu sollten sich ein oder zwei (katholische) Ratsherren „zur Assistenz“ einfinden. Am 14. August verhängte der Landeshauptmann 100 Taler Strafe über einen Schweidnitzer Müller, der sich vom Pastor zu Gräditz hatte trauen lassen.

Der Zustand des Schweidnitzer Landes war schon 1641 verheerend⁵²). Es heißt in einem Verzeichnis der zerstörten Dörfer (1641): „Gröditz, 2 forberg (Vorwerke, Rittergüter) und dazu gehörige Gärtner (Stellen) ganz wüste“. Neben dem weltlichen Besitz dürfte auch Kapitel Gräditz nicht viel besser weggekommen sein. „Kreysau eingerissen und abgebrannt, stehet wüste“, „Wierischau abgerissen, stehet wüste“⁵³). Die Gräditzer

^{50a}) Nach der früher in der Kirche zu Koischwitz bei Liegnitz vorhandenen Grabschrift, in: S. J. Ehrhardt, *Presbyterologie des ev. Schlesiens IV*, 2. (1790), S. 721, Anm. h.

⁵¹) H. Hoffman, *Die Jesuiten in Schweidnitz* (1930) S. 16.

⁵²) M. Treblin (Anm. 26), *Beilage II*, S. 118/120.

⁵³) Ebenso die Nachbardörfer Pilzen („gantz eingerissen, alles wüste“), Leutmannsdorf („alle forberge wüste, das dorff meistens abgebrannt“).

Kirche war restlos ausgeplündert („Allhier ist Nichts als das Geläute vorhanden gewesen“)⁵⁴). Trotzdem Gräditz und seine Nachbardörfer zum größten Teil wüst lagen und kaum Einwohner vorhanden gewesen sein dürften, hielt der Gräditzer Prädikant in seiner völlig ausgeplünderten Kirche Gottesdienst ab. Da alle Schweidnitzer Kirchen den Katholiken übergeben waren und die Friedenskirche zwar genehmigt, aber noch nicht erbaut war, suchten die evangelischen Schweidnitzer vor allem die nahe gelegenen Kirchen zu Schwengfeld und Gräditz auf. Seit 1652 fanden an den Türen dieser „vielbesuchten Kirchen“ Sammlungen für den Bau der Friedenskirche statt. Als diese erbaut und ihre Planstellen besetzt werden sollten, wurde der Gräditzer Pastor Johannes Etzler mit noch zwei anderen Bewerbern für das Archidiakonat vorgeschlagen, jedoch wählte man dann den Pastor der Pfarreien Peterwitz und Laasan, Matthäus Hoffmann, genannt Macheropäus (Messerschmied).

Im Westfälischen Frieden von Münster und Osnabrück 1648 hatte sich der Kaiser für seine Erbfürstentümer Glogau, Jauer und Schweidnitz das „jus reformandi“ vorbehalten, d. h. er konnte nach dem damals geltenden Rechtsatz „Wessen das Land, dessen die Religion“ („cuius regio, eius religio“) die Religion seiner Untertanen bestimmen, gestand jedoch zu, daß das „Reformationsrecht“ nicht gegen die Grafen, Freiherrn, Adligen und deren Untertanen anzuwenden sei⁵⁵). Infolgedessen durften nur kirchliche Grundherrschaften ihre Untertanen zum katholischen Glauben zurückführen, vor allem Klöster⁵⁶). Auch Kapitel Gräditz hatte eine kirchliche Grundherrschaft, nämlich das Kollegiatstift zum hl. Kreuz in Breslau, das aber in seinem Anteil die Gegenreformation nicht vollständig durchführte. 1667 war ganz Gräditz evangelisch („in diesem ebenfalls lutherischen Dorfe“), 1742 gab es in „Capitul-Antheil 52 Feuerstätten mit 270 (evgl.) Seelen“, dazu etwa die gleiche Anzahl von Katholiken. Die unter weltlicher Grundherrschaft stehenden anderen Ortsteile Ober und Nieder Gräditz erfaßte die Gegenreformation nicht, da ihre Herrschaft evangelisch war und blieb.

1653 nahm der Kaiser sein Reformationsrecht insofern wahr, als er befahl, daß sämtliche Kirchen der Fürstentümer Schweidnitz und Jauer den Katholiken übergeben werden mußten. Die evangelischen Gläubigen wurden für die Kasualien (Vergütung für geistliche Amtshandlungen) an die katholischen Ortspfarren verwiesen, durften aber zu Gottesdienst

⁵⁴) J. Berg, Die Geschichte der gewaltsamen Wegnahme der evang. Kirchen und Kirchengüter in den Fürstenthümern Schweidnitz und Jauer (1854) im Reduktionsprotokoll unter Gräditz, S. 150/51. Ob die dortige Burg zerstört wurde, wissen wir nicht, da sich in den Nachrichten aus dem 17. Jh. dazu kein Hinweis findet. 1785 waren noch einige Ruinen zu sehen.

⁵⁵) H. Hoffmann, Die Jesuiten in Schweidnitz (1930), S. 38.

⁵⁶) Im Schweidnitzer Land vor allem das Sandstift zu Breslau, das Kloster Grüssau, die Benediktinerinnen in Striegau.

und Abendmahl die Friedenskirche in Schweidnitz und Jauer besuchen. Eine „k.u.k. Friedens-Executions-Commission“ (Reduktionskommission) reiste 1653/54 im Lande umher und „reduzierte“ alle Kirchen, wobei es fast überall Proteste und Schwierigkeiten gab, auch in Gräditz. Als die dortige Kirche übergeben werden sollte, waren die Schlüssel nicht da, die der evangelische Grundherr Niklas von Zedlitz auf sein Schloß in Wilkau hatte bringen lassen. Erst am folgenden Tage gab er auf Befehl des Landeshauptmanns die Schlüssel heraus. Der Prädikant Johann Etzler und seine Leute „wurden durch die Gerichte aus dem Pfarrhofe geschafft“, die Kirche aufgeschlossen und „reconcilirt“ (aufs neue geweiht), Messe darin gelesen und dem Schweidnitzer Dominikanerprior Pater Crispinus Mücke „anvertraut“.

Die Kirche in Kreisau („ein abgebranntes Dorf“) wurde reconciliert und der Schweidnitzer Dominikanerprior wie in Gräditz eingeführt. Der Bischof hatte nicht genug Weltgeistliche und griff daher auf die Orden zurück. Auch in der Kreisauer Kirche war nichts mehr vorhanden außer 24 Schock Schindeln, „die Kirche zu bedecken, welche ein Unterthener zur Strafe geben müssen“⁵⁷). Die Gräditzer und Kreisauer konnten nur langsam an den Wiederaufbau ihrer zerstörten Dörfer gehen⁵⁸). Das Breslauer Kreuzstift als Grundherr von Kapitel Gräditz beteiligte sich am Wiederaufbau und siedelte vorwiegend Katholiken in seinem Anteil an. Der Schweidnitzer Dominikanerprior, der ab 1653 Schwengfeld, Kreisau und Gräditz betreute, dürfte zunächst keinen oder nur selten Gottesdienst gehalten haben, Gräditz war zerstört, die Kirche restlos ausgeplündert, die wenigen vom Kriege übrig gebliebenen Einwohner evangelisch. Hier scheint sich das Kreuzstift eingeschaltet zu haben, denn es übernahm das Kirchenpatronat und ließ die Kirche, so gut es ging, wiederherstellen. Um sich vom Zustand seiner Diözese und deren Kirchen zu überzeugen, ließ 1666/67 der Breslauer Bischof eine umfangreiche Visitation durchführen. Aus dem Bericht⁵⁹) erfahren wir Näheres über Kirche und Pfarrei. Die Kirche war gemauert und um den Altar gewölbt, das übrige

⁵⁷) Der Schweidnitzer Dominikaner übernahm auch die Kirche in Schwengfeld. „Hierher soll hiebevorn zur Kirche gegangen sein das wüste Pilzen, welches Heinrich von Scholz, Schweidnitzer Bürgermeister neulich gekauft und dann Wüste-Wiehrs (Wierischau), einem zu Pilzen zuständig“. Daß damals Schwengfeld und Kreisau dem Herrn von Rothkirch gehörten und die Schweidnitzer Dominikaner für beide Kirchen (neben Gräditz) interimistisch eingesetzt wurden, scheint zu bedeuten, daß während der evangelischen Zeit im 16./17. Jh. Kreisau Filiale von Schwengfeld war. Noch 1667 war der Dominikanerprior Pfarrer für alle drei Kirchen.

⁵⁸) Drei Dörfer des Schweidnitzer Kreises waren so zerstört und dem Erdboden gleichgemacht, daß sie den Beinamen „Wüste-“ erhielten, Wüste-Eckersdorf, Wüste-Wiehrs (Wierischau) und Wüste-Rhoden (Weizenrodau). Alle drei baute man wieder auf, sie verloren im Laufe der Zeit die Bezeichnung Wüste im Gegensatz zu Wüstewaltersdorf und Wüstegiersdorf im Kreise Waldenburg.

⁵⁹) J. Jungnitz (Anm. 27) S. 718/19.

Kirchenschiff „mit einer Decke aus Brettern versehen“. Das alte Kirchendach war wohl eingestürzt. Im Turme hingen noch die drei Glocken, die den Krieg überdauert hatten und schon 1654 erwähnt sind. Zwei Altäre waren vorhanden, „in ihnen nimmt St. Anna den ersten Platz ein“. Daher nahm man an, daß die Kirche, deren Patrozinium man im Laufe der evangelischen Zeit vergessen hatte, dieser Heiligen geweiht war⁶⁰). Das Kirchweihfest wurde am 9. Oktober gefeiert, dann bis zu unserer Zeit am Sonntag nach dem Feste des Apostels Matthäus. Die beiden Altäre waren nicht geweiht, der Hochaltar war „nach alter Kunstfertigkeit gearbeitet mit St. Anna, dem Crucifixus (dem Gekreuzigten) und anderen Schnitzfiguren“. Zwei Tabernakel fanden sich, einer an der Wand der Evangelienseite und ein (neuer) im Hochaltar. Kein Tabernakel verwahrte aber das Allerheiligste. An der Evangelienseite stand auch der steinerne Taufstein aus dem 16. Jahrhunderte mit einem einfachen Deckel, jedoch verschlossen. Darin bewahrte man das Taufwasser „hinreichend sauber“ in einer zinnernen Kanne auf. Die hl. Öle befanden sich in der unverschlossenen Sakristei. Die Kanzel war „für einen billigen Preis“ neu angeschafft, in der Sakristei stand ein Beichtstuhl ohne Tür. Mit Kirchengerten war die Kirche im Verhältnis zu den anderen Dorfkirchen durch das Breslauer Kreuzstift recht gut ausgestattet⁶¹).

1667 wurde die Pfarrei neu eingeteilt. Sitz des Pfarrers blieb Gräditz. Kreisau wurde von Schwengfeld abgetrennt und kam als Filiale zu Gräditz. Pilzen löste man aus dem Verbands Kreisau und gab es als Filiale zu Goglaw. Schwengfeld kam als Filiale zu Ober Weistritz. Die Schweidnitzer Dominikaner gaben die Pfarradministration über Schwengfeld, Kreisau und Gräditz auf, nach Gräditz kam als neuer Pfarrer auf Vorschlag des Kreuzstiftes der Pfarrer Christoph Franz Winckler aus Gäbersdorf. Inzwischen waren einige wenige katholische Familien in das bisher rein lutherische Dorf gezogen, doch waren sie wohl keine sehr eifrigen Kirchgänger, denn der Pfarrer beschwerte sich, daß die wenigsten in den Got-

⁶⁰) Auch bei fast allen anderen Dorfkirchen war der Kirchenpatron nicht mehr bekannt, daher erhielten sie nach dem Kriege ein neues Patrozinium, Gräditz die hl. Anna. Eine Annakirche gab es im Schweidnitzer Land noch in Domanze und im mittelalterlichen Schweidnitz eine Annakapelle am Kroischthore, die man wegen des Festungsbaus 1747–1753 abriß.

⁶¹) Das alte 1667 angelegte Kirchenbuch ist verloren, die neuen fingen mit dem Jahre 1765 an.

tesdienst kämen und auch die Täuflinge anderswohin brächten⁶²). Weitere Gräditzer Pfarrer waren um 1700 Georg Martin Kuntze, 1738 Andreas Krinitz, 1748 Johannes Hancke, Cooperator (Hilfsgeistlicher) Anton Hancke, von 1770 (1766?) bis 1796 Pfarrer und Erzpriester Augustin Kinscher † 3. 5. 1796, 64 Jahre alt; 1796 Franz Franzke, bisher Kaplan in Frankenstein^{62a}); 1851 bis nach 1869 Franz Mommert, 1883–1905 Andreas Reimann, zugleich Erzpriester des Archipresbyterats Költzchen (Schweidnitz), Karl Hellmann, geb. 1863 in Wiesau Kreis Neiße, in Gräditz 1905–1928, gest. 1929 als Ehrenerzpriester und Pfarrer i. R. in Patschkau, Joseph Spindel, geb. 1890, 1928 bis 1946 Pfarrer in Gräditz, 1960 gestorben.

Kreisau war im Dreißigjährigen Kriege „eingerissen und abgebrant, stehet wüste“. Der Wiederaufbau ging sehr langsam vonstatten, und noch 1654, also sechs Jahre nach dem Kriege, war noch nichts aufgebaut. Am 17. December 1653 wurde die Kirche „reducirt“, der Bericht hierüber lautet⁶³): „Kreisau im Schweidnitzschen, auch dem von Rothkirch zuständig (wie Schwengfeld) ist ein abgebranntes Dorf. Die Kirche war offen, sie ward reconciliirt (aufs neue geweiht), obiger P. Crispinus eingeführt (Prior der Schweidnitzer Dominikaner) und ihm an die Hand gegeben, sie beschlossen zu machen. Es ist sonst Nichts dabei gefunden worden als 24 Schock Schindeln, die Kirche zu bedecken, welche ein Unterthaner zur Strafe geben müssen. Hierher soll hiebevur zur Kirche gegangen sein das wüste Pilzen, welches Heinrich von Scholtz, Schweidnitzscher Bürgermeister, neulich gekauft und dann Wüste-Wiehrs (Wierischau), einem zu Pilzen zuständig“. Der Visitationsbericht von 1667 lautet⁶⁴): „Kreysau,

⁶²) Interessant in diesem Zusammenhang ist die Besoldung des katholischen Kirchschreibers Tobias Rolcke, der seit 1660 in Gräditz war. Er hatte ein baufälliges Haus mit zwei Gärten und einem Stück Wiese. An Gebühren erhielt er für eine Taufe drei Groschen (1 Mark = 12 Groschen, 1 Groschen = 12 Pfennig, 1 Pfennig = 2 Heller), für eine Trauung 9 Groschen, für eine Beerdigung 32 Groschen 6 Heller, wenn sie vom Trauerhause ausging und eine Leichenpredigt abgehalten wurde. Wenn er mit einem Auftrag nach außerhalb geschickt wurde, bekam er 12 Groschen, für „introducenda“ (Einleitung, Einführung der Wöchnerinnen) 1 Groschen 6 Heller, für das Schulehalten wöchentlich 9 Heller. Für die jährliche Rechnungslegung (wohl der Kirchenkasse) gaben ihm die Kirchväter 3 Groschen. Er hatte 2 eigene Kühe, die mit dem Vieh des Pfarrers dieselbe Weide benützten, wofür er dem Pfarrer jährlich 32 Weißgroschen bezahlte. Am 30. April und am 29. September bekam er von jedem Bauern ein Brot, zusammen 32 Brote. Jede Hufe lieferte ihm vier Garben (Manipel), dazu hatte er auch 2 Umgänge (Kollekten) in der Kirche. Die (nichtkatholischen) Kirchväter David Wirth und Christoph Finger erhielten für ihre Arbeit nichts. Das Kirchenvermögen, das auf Zinsen ausgeliehen war, betrug 81 kleine Mark, in bar hatte die Kirche 12 (gewöhnliche) Mark, außerdem einen Eichenwald für die notwendigen Bauten an Kirche und Pfarrei.

^{62a}) Schles. Provinzialblätter 24. Bd. (1796), S. 322.

⁶³) J. Berg, (Anm. 54), Reduktionsprotokoll unter Kreisau.

⁶⁴) J. Jungnitz (s. Anm. 27) 717/18.

Creisau. Die Kirche ist gemauert, die eine Hälfte gewölbt, die andere mit einer armseligen durchlöcherten Bretterdecke versehen; es ist unbekannt, unter welchem (Weihe) Titel sie erbaut wurde. Kirchweih wird am Sonntag nach St. Gallus (16. 10.) gefeiert. Sie hat keinerlei (gottesdienstliches) Gerät, sondern freut sich über das aus Schwengfeld (das der Pfarrer wohl jedesmal mitbrachte). Diese Kirche wird als deren Filial angesehen und ist von Schwengfeld eine kleine halbe Meile entfernt. Über der Kirche erblickt man ein hölzernes Türmchen. In der Kirche steht ein alter Schnitzaltar, worauf Martyrer unter Dornen (dargestellt) zu sehen sind, eine einfache Kanzel, ein steinerner Taufstein, worin in einer kupfernen Kanne das Wasser aufbewahrt wird, er ist aber unverschlossen. Die Sakristei hat ein Gewölbe und enthält einen Chorrock, etwas anderes ist nicht zu finden. Der Pfarrer ist derselbe wie in Schwengfeld (der Schweidnitzer Dominikanerprior), an den Hochfesten predigt er hier. Es gibt weder ein Pfarr- noch ein Schulhaus. Es sind drei Hufen Acker und eine Hufe Wiese, die die Frau Scholtzin in Pilzen in Besitz hat⁶⁵), vorhanden, deretwegen der Pfarrer mit der vorgenannten Frau im Streit liegt (Prozeß führt). Er wünscht Originalschriftstücke zu sehen, die nicht da sind. Aber aus einem Protokoll der herzoglichen Kanzlei wird hinreichend bewiesen, daß der Pfarrer den rechtmäßigen Anspruch hat und das gute Recht, den Prozeß zu führen. Meßkorn wird hier nicht gegeben, außer einigen Abgaben (oder Zinsen), die dem Pfarrer aus alten Stiftungen von verschiedenen Dörfern und Orten zu verabfolgen sind, die sich auf 36 schwere Mark erstrecken, doch werden von diesen nur zwei Teile gegeben, der dritte steckt jetzt im Prozeß und in verwüsteten Gütern. In diesem Dorfe sind die Gärtner samt und sonders Anhänger des lutherischen Glaubens. Von den Einkünften der Kirche hat der Pfarrer keine Kenntnis. Neben anderm habe ich den Pater ermahnt, daß er häufiger in den ihm anvertrauten Kirchen die göttlichen Geheimnisse (hl. Messen) feiern möge, auch solle er sich um die Rückgewinnung des Verlorenen bemühen und darum, daß das für die Kirche und Pfarrei Notwendige angeschafft werde“.

Weitere Nachrichten über die Kirche, deren heutiges Gebäude aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts stammt, liegen nicht vor. 1846 brannte die Kirche aus und wurde 1848 wiederhergestellt. 1885 berichtet Hans Lutsch über die Kirche zu Kreisau: „Capella Crissoviensis, Nativitatis domini“⁶⁶). Tochterkirche von Gräditz, Im Decemregister des Nuntius Galhardus 1335 erwähnt. Das Kreuzgewölbe des eingezogenen Chors des bescheidenen aus Bruchstein errichteten Kirchleins ist mit seinen spätestgotisch gestalteten Rippen, die sich nach den Kämpfern (Teil des Gewölbes) zu

⁶⁵) Frau des Schweidnitzer Bürgermeisters Heinrich von Scholtz, die vor 1653 das wüst liegende Pilzen gekauft hatte. Der Pfarrer scheint den Prozeß verloren zu haben, denn 1845 heißt es: unter Kreisau: „eine kath. Filialkirche von Gräditz mit kleinem Garten“.

⁶⁶) Das ist entweder ein Irrtum von Hans Lutsch, oder der Erzengel Michael wurde erst nach 1890 als Kirchenpatron nominiert.

kragsteinartig abflachen (Kragstein = vorspringender, als Träger verwendeter Stein) sowie der Mangel an Strebepfeilern versetzen das Bauwerk in den Anfang des 16. Jahrhunderts. 1,4 m starke Mauern, Patron: Dominium Kreisau. Sakramentsnische, bekrönt von einem Wimperg (gotischer Spitzgiebel) mit trefflich stilisierten Eichenblättern und Kreuzblume. Wohl erst 16. Jahrhundert“. Die Protestanten hielten sich nach der Kirchenreduktion (17. 12. 1653) zur Friedenskirche in Schweidnitz, ab 1743 zum evangelischen Bethaus in Gräditz. Kreisau hatte eine evangelische Schule.

Grundherren in der Neuzeit

Grundherr für Kapitel Gräditz blieb bis zur Auflösung des Domstifts 1810 das Domkapitel zum hl. Kreuz in Breslau. Die beiden Ortsteile Ober und Nieder Gräditz standen unter weltlicher Grundherrschaft, Ober Gräditz 1614 der Hoferichter Heinrich von Peterswalde, 1620 Friedrich von Kuhl, 1624 Bernhard von Sack, 1653 der Kgl. Manngerichtshofmeister und Oberrechtssitzer Nikolaus von Zedlitz auf Wilkau und Frauenhain und Frau Anna Maria von Tschirnhaus geb. von Rothkirch auf Schwengfeld⁶⁷). 1655 Hans von Kuhl „nebst“ Abraham von Peterswalde, 1720, 1732 Hans George von Dresky (Dreski), vor 1742 dessen Sohn Paul Friedrich.

Nieder Gräditz: 1655 Frau von Tschirnhaus, die auch Ober Gräditz besaß, dann folgten wieder getrennte Grundherrschaften, 1694 Adolf von Seidlitz, 1718 Johann Friedrich von Lamprecht, kaiserlicher Amtsassessor in Jauer, 1733 Anna Kunigunde von Dreski geb. Baronin von Eben, 1742 Ernst Heinrich von Dreski, 1755 Otto Gottfried von Lieres und Wilkau junior, 1774 ein Herr von Thielau, dann ein Herr von Wippach, darauf Paul Friedrich von Dreski, der seit 1752 die Dominien Ober Gräditz und Nieder Faulbrück besaß und in der von ihm erbauten Gruft neben der evangelischen Kirche beigesetzt ist. Seine Söhne waren Johann Heinrich Gotthard von Dreski (1759–1833), der Ober Gräditz und Faulbrück erhielt, und Paul Friedrich Wilhelm (1765–1832), der Kreisau, Wierischau und Nieder Gräditz erbte. Zu Ober Gräditz kam dann noch Birkholz hinzu. 1833 verlor der Gutsbesitzer Hauptmann von Dresky „beim Durchgehen seiner Pferde durch einen Sturz aus dem Wagen sein Leben“. 1845 gehörten Herrmann von Dreski wieder beide Gräditz und Wierischau.

Wierischauer Grundherren⁶⁸): 1654 ein Herr von Bibran, dann Friedrich von Zedlitz, der am 26. Nov. 1678 „Kreysau und Würisch“ der Freiin von Nimptsch verpfändete, die Dörfer aber bald wieder einlöste, denn er wird 1694 wieder als alleiniger Besitzer genannt, 1733 Friedrich Sigmund von

⁶⁷) Alle Orte im Kreise Schweidnitz.

⁶⁸) L. Radler, Wierischau, TR, Nr. 1, Jg. 1980.

Zedlitz, 1740 dessen Witwe Sophie Magdalene geb. von Bredow, 1767 deren Schwester Sabine Elisabeth, verw. von Platen, nach ihr Paul Friedrich von Dresky, 1785 dessen Witwe und Erbin, 1845 Hans von Dresky.

Auch das kleine Kreisau hatte im 16. Jahrhundert zwei Besitzer, die Familien von Seidlitz und von Reibnitz. 1566 wurde Caspar Seidelitz zum „Kreysau“ zum Hoferichter in Schweidnitz ernannt und bestätigt, welches Amt er noch 1575 bekleidete. 1561 ist Nickel von Seidlitz erwähnt, der auch das Gut Stäubchen besaß. Zeitgenosse des Caspar von Seidlitz war George von Reibnitz, 1548 erwähnt, der 1545 bis 1571 auch als Besitzer von Peterwitz genannt ist⁶⁹⁾, 1581 Nikolaus von Reibnitz. Nun wechseln die Besitzer rasch, 1587 Friedrich von Mesenau, dem auch Kämtchen gehörte, 1594–98 Heinrich von Peterswalde (dazu Kreisau, Ludwigsdorf, Schwengfeld), nach 1640 die von Rothkirch auf Schwengfeld, 1655 schließlich für fast 100 Jahre die von Zedlitz, 1678 Friedrich von Zedlitz auf Cammerswaldau, „Kreysau und Würisch“, der die beiden letzten Güter der Freiin von Nimptsch verpfändete. Alle damaligen Besitzer haben wohl nicht in Kreisau gewohnt, vor allem nicht nach dem Dreißigjährigen Kriege, in dem Ort, Schloß und Vorwerk völlig zerstört wurden. Früher galt noch das Meilenrecht einer Stadt, wonach z. B. innerhalb einer Meile die Kretschame der Dörfer nur Schweidnitzer Bier ausschenken durften. Infolge des langen Krieges war das Meilenrecht auch in anderer Hinsicht in Vergessenheit geraten oder wurde nicht mehr sorgfältig gehandhabt, so daß viele Streitigkeiten entstanden. Daher ließ im „Interesse der Untertanen“ der Rat vom 4. bis 9. März 1694 bei strittigen Dörfern die Entfernung Kretscham–Stadtmauer ausmessen, um festzustellen, welcher Kretscham innerhalb der Bannmeile lag. Im selben Jahre ließ auch Striegau die Entfernung nach Järischau, Häslicht und Preilsdorf ausmessen, alle drei Dörfer lagen „innerhalb der Meile“. Auch Kreisau lag nicht weit genug von der Stadtmauer entfernt und mußte daher sein Bier aus Schweidnitz beziehen. Bei Wierischau und Gräditz war die Entfernung klar und brauchte nicht nachgeprüft zu werden.

1710 gehörte Kreisau dem Siegmund von Zedlitz, 1729–1743 dem Friedrich Siegmund von Zedlitz, 1746 der Sophie Magdalene von Zedlitz, 1767 der Sophie Elisabeth verw. von Platen, geb. von Bredow, 1770–1780 ist ein Herr von Zedlitz als Besitzer von Kreisau erwähnt, bis um 1780 die Familie von Dresky die Güter Kreisau, Wierischau und Nieder Gräditz zu einer Herrschaft zusammenfaßte.

Das „Bethaus“ in Gräditz

Seit der Gegenreformation und der Kirchenreduzierung 1653/54 hielten sich die Protestanten aller Dörfer zur Friedenskirche in Schweidnitz. Dies

⁶⁹⁾ L. Radler, Beiträge zur Geschichte von Peterwitz Kreis Schweidnitz, ASKG Bd. 16 (1958), S. 278.

änderte sich, als Schlesien preußisch wurde⁷⁰). Am 8. Juli 1742 schickten die Gemeinden Gräditz, Nieder Faulbrück, Kreisau und Wierischau ein Gesuch an König Friedrich II., ihnen eine evangelische Kirche mit Pfarrei und Schule zu erlauben. Trotz des Einspruches des katholischen Kapitels zum hl. Kreuz, dem ja Kapitel Gräditz mit der dortigen Kirche gehörte, gab der König die Erlaubnis (1. Dez. 1742). Zunächst wurde eine „ziemlich geräumige Scheuer, die an der Straße der Schmiede gegenüberstand, zu gottesdienstlichem Gebrauch nothdürftig eingerichtet“. Am 6. Januar 1743 hielt der Pastor prim. Scharff aus Schweidnitz den ersten Gottesdienst. Der Bau war als Fachwerkbau ohne Turm vorgeschrieben, die erforderlichen Bauplätze schenkten die Grundherren, die Brüder von Dresky im Einvernehmen mit ihrem Vormund Friedrich Siegmund von Zedlitz auf Kreisau. Am 17. Dezember 1743 wurde das neue Bethaus eingeweiht, die Schule 1747 errichtet, auf die 1771 ein weiteres Stockwerk aufgesetzt wurde. 1746 schon ermöglichten Spenden den Kauf einer Orgel. Dem evangelischen Kirchenspiel Gräditz schlossen sich Kreisau, Wierischau und Faulbrück an sowie einige andere Orte „gastweise“, die sich dann wieder trennten. Zuerst benützte man die katholischen Friedhöfe in Gräditz, Kreisau und Faulbrück. Da die Plätze bald nicht mehr ausreichten, kaufte man 1859 zwei Morgen zu einem Friedhof in Gräditz und später 25 Ar in Kreisau. 1873/74 wurde das „Bethaus durch den Bau eines Turmes zu einer richtigen Kirche“. 1893 erfolgte eine gründliche innere und äußere Renovierung der Kirche, die 1945 von den Polen zerstört wurde.

Die Pastoren⁷¹): Heinrich Menzel 1743–1767, Carl Gottlieb Ernst 1767–1801, August Friedrich Raschke 1802–1831, Karl Gottlieb Bienwald 1831–1871, Bernhard Fischer 1872–1881, Paul Bronisch 1882–1884, Johannes Schier 1885–1906, Hermann Wild 1907–1943.

Einzelne Ereignisse aus dem 18./19. Jahrhundert

1793: „Im Schweidnitzischen brannte am 5. July in Creisau auf dem herrschaftlichen Vorwerkę die Verwalter und Schäfer Wohnung und in Gräditz die Erbscholtisey, der Witwe Habeln gehörig, ab. Beyde Brände sind durch einen gewissen Sommer aus Creisau angeleget worden. Er wurde bei der That ertappet“. Die Erbscholtisei Gräditz war von 1694 bis 1945

⁷⁰) Die Literatur hierüber ist reichhaltig, daher genügt hier ein kurzer Abriß. G. Bienwald, Geschichte der evgl. Kirche von Gräditz (1843), K. G. Bienwald und Joh. Schier, Geschichte der evgl. Kirche zu Gräditz (1893), E. Wild/E. Jagla, Aus der Geschichte der evgl. Kirche zu Gräditz, in: G. Hultsch, Gräditz, Schlesische Dorf- und Stadtkirchen, in: Das Evang. Schlesien, Bd. VII (1977), S. 116–118. L. Radler, Beiträge zur Kirchengeschichte des Kreises Schweidnitz. Die friderizianischen Bethäuser in . . . Gräditz . . . , in: JSKG Bd. 60 (1981), S. 124–126.

⁷¹) Sie sind mit näheren Angaben zusammengefaßt in meiner Arbeit „Gräditz“, die ich mit 29 Seiten Text und 6 Seiten Anmerkungen in Maschinenschrift bei der Bücherei des deutschen Ostens in Herne/Westf. hinterlegt habe.

ununterbrochen im Besitz der Familie Habel. Diese besaß 1059 den Lindenhof im Dorfe Habel (in Hessen), nach dem sie sich nannte. Als Freigutsbesitzer war sie ritterbürtig und nannte sich zeitweise „Ritter von Habel“, so 1231, 1395, 1592. 1690 kaufte Adam Habel ein Stadtgut in Striegau und 1694 die Erbscholtisei Gräditz⁷²⁾. Sie war als Rittersitz zu einer Burg ausgebaut mit Mauern vom 6,5, 2 und 1,5 m Dicke, Schießscharten im 1. und 2. Stock, die nur unter größter Mühe auf 1x1 m erweitert werden konnten. Das Wohngebäude hatte über 25 Räume. Die Besitzer von 1696 bis 1945 können lückenlos nachgewiesen werden.

Als durch die drei Schlesischen Kriege Schlesien zu Preußen gekommen war, suchten König Friedrich II. und seine Nachfolger wie in anderen Provinzen so auch hier die Bevölkerung und damit auch die Arbeitskräfte zu vermehren. „Peuplierung“ (vom franz. le peuple = das Volk) nannte man diese Politik. Dies geschah im Schweidnitzer Land durch Anlage von kleinen Ortschaften wie Hoymberg oder Krotzel und durch kleine Kolonien, die den größeren Orten angegliedert wurden. Sie erhielten ein nur kleines Areal, so daß die Bewohner als Wald- oder Dominialarbeiter, Weber usw. ihr Brot verdienen mußten. Auch das damalige Gut Ober Gräditz setzte vor 1785 zwölf Hektar aus für eine Kolonie mit 30 Häuslerstellen und 72 Einwohnern. Sie hielt sich an Ober Gräditz unter Frau von Dresky und hieß dann sogar „das neue Dorf“. Ihre Einwohnerzahl vermehrte sich auf 169 im Jahre 1845 und 191 im Jahre 1885. Damals bildete „Gräditz Kolonie“ sogar eine eigene Gemeinde. Da die Gebirgsdörfer ihren Einwohnern nur geringe Arbeitsmöglichkeiten boten, suchte Friedrich II. ihnen durch Hausweberei zusätzlichen Verdienst zu verschaffen. 1785 heißt es für Kapitel Gräditz: „673 Einwohner, darunter viele Weber“. Auch in den anderen Ortsteilen arbeiteten die Häusler als Hausweber. Für 1845 haben wir darüber genauere Zahlen. Baumwollstühle: 22 in Nieder Gräditz, 13 in Ober Gräditz, 23 in der Kolonie, 122 in Kapitel Gräditz, zusammen also 180. Leinwandstühle: 0 in Ober und Nieder Gräditz, 4 in der Kolonie, 6 in Kapitel Gräditz, dort auch 2 Bandstühle.

In Wierischau, das 1845 ebenfalls eine „Kolonie“ besaß, gab es keine Weber, die 180 Einwohner waren alle in der Landwirtschaft beschäftigt. In Kreisau arbeiteten 1845 16 Baumwollstühle. Die Hausweberei erlag dann den großen Fabriken; 1939 gab es in Gräditz und Kreisau keine Weber mehr.

1813 gingen im Kampfe gegen Napoleon die Schlachten von Groß Görtschen und Bautzen unentschieden aus, so daß das preußisch-russische Heer sich an den Sudeten entlang bis in die Schweidnitz-Reichenbacher Gegend zurückziehen mußte. Am 4. 6. 1813 schlossen die Verbündeten in

⁷²⁾ Der Originalkaufbrief ist noch erhalten und befindet sich im Besitz des letzten Erben der Erbscholtisei Hans-Joachim Habel. Das Wappen der Familie zeigt eine „Flachsbreche“, was auf Herkunft aus der Landwirtschaft hindeutet. Eine Ablichtung des Kaufbriefes von 1696 und der sechsseitige Schriftwechsel mit Herrn Habel ist in der Bücherei des deutschen Ostens in Herne/Westfalen deponiert.

Pläswitz mit Napoleon einen Waffenstillstand und bezogen an den Sude-ten entlang Quartiere. Dabei nahm der preußische König Friedrich Wilhelm III. in der Pastorei Gräditz, der russische Kaiser Alexander I. auf dem Schloß Quartier, der russische Großfürst Konstantin quartierte sich in der katholischen Pfarrei ein.

Die drei Dörfer unter Generalfeldmarschall Graf Helmuth von Moltke

Am 1. August 1867 erwarb der damalige General Freiherr Helmuth von Moltke für 245000 Taler von Frau von Dresky die Rittergüter Kreisau, Nieder Gräditz und Wierischau. Er war 1858 Chef des preußischen Generalstabes geworden und leitete als solcher 1864 den Krieg gegen Dänemark, 1866 gegen Österreich-Ungarn und 1870/71 gegen Frankreich. 1870 wurde er Graf, 1871 Generalfeldmarschall. Er kannte die Schweidnitzer Gegend von Manövern her, und als er für den gewonnenen Krieg von 1866 eine Dotation erhielt, verwendete er sie zum Ankauf der drei Rittergüter. Dort errichtete er einen Familienfideikommiß. Moltke tat viel für seinen Besitz, den er meist im Sommer aufsuchte, im Winter wohnte er in Berlin. Aus dem umfangreichen Schrifttum über ihn hier nur einige Erinnerungen.

1871 schenkte ihm der Kaiser fünf erbeutete französische Geschütze, von denen er zwei vor dem Schloßaufgange aufstellen ließ. Aus den anderen goß man die große „Moltkeglocke“ der evangelischen Kirche in Gräditz, die heute im Turm der Martinskirche in Minden hängt. Moltke ließ die evangelische Schule in Kreisau „aus eigenen Mitteln“ erbauen, das Gehalt des Lehrers wurde durch eine einmalige Schenkung von 9000 Mark fundiert. Ab 1867 ließ er die Festung Schweidnitz, die Friedrich II. hatte erbauen lassen, eingehen und die Festungswerke in Straßen und Promenaden umwandeln. Auf einer Fahrt durch Schweidnitz äußerte er einst zu seinem Verwandten, dem Herrn von Kulmiz in Saarau: „Wenn ich im Himmel wieder Friedrich dem Großen begegnen werde, so werde ich einen schweren Stand haben, weil ich sein liebes Schweidnitz als Festung habe eingehen lassen“. Das Füsilierregiment Nr. 38, das von 1871 bis 1889 in Schweidnitz (das 2. Bataillon bis 1897) und bis 1918 in Glatz stand, erhielt den Namen Füsilierregiment (Schlesisches) Graf Moltke Nr. 38.

Am 24. 4. 1891 starb der Feldmarschall in Berlin und wurde neben seiner früh verstorbenen Gemahlin im Mausoleum im Kreisauer Schloßpark beigesetzt. Das Ehepaar hatte keine Kinder, daher erbten die nächsten Verwandten den Besitz, wobei der jeweilige Besitzer den Grafentitel führte.

Über die Grenzen des Kreises Schweidnitz hinaus wurde Kreisau bekannt durch den „Kreisauer Kreis“⁷³). Dessen Führer war Helmuth James von Moltke, geboren am 11. März 1907. Sein Vater war mit der Engländerin Dorothy Rose Innes verheiratet, deren Vater oberster Richter in Kapstadt (Südafrika) war. Daher auch der englische Vorname des ältesten der fünf Kinder. Er besuchte einige Jahre das Schweidnitzer Gymnasium, legte das Abitur in Potsdam ab und studierte Jura. Seit 1931 war er mit der Juristin Dr. Freya Deichmann verheiratet. Vor dem Kriege war Graf Moltke Anwalt für Völkerrecht und internationales Privatrecht in Berlin, im Kriege Kriegsverwaltungsrat in der Amtsgruppe Ausland des Oberkommandos der Wehrmacht. Seine Stellung ermöglichte es ihm, viel für die Juden zu tun. Schon zeitig war der Graf von der Niederlage Deutschlands überzeugt und rief zusammen mit seinem Freunde, dem Grafen Peter Yorck von Wartenburg, den „Kreisauer Kreis“ ins Leben, der nicht ein Attentat auf Hitler plante oder einen politischen Umsturz vorbereiten wollte, „sondern nach dem Kriege eine rechtsstaatliche Ordnung herstellen, Deutschland wieder aufbauen und in ein vereintes Europa einfügen“. Als Treffpunkt für Diskussionen bestimmte man meist Berlin oder München; Begegnungen im Schlosse Kreisau fanden nur dreimal statt, zu Pfingsten 1942 und 1943 und im Oktober 1942. Als Ergebnis dieser Zusammenkünfte gründete man den „Kreisauer Kreis“, dessen Grundsätze am 9. 8. 1943 entworfen wurden. Schon im Januar 1944 wurde Graf Moltke verhaftet, da er einen Freund vor der Gestapo gewarnt hatte. Daß er der Führer von einer regsamen Gruppe von Hitlergegnern war, kam erst nach dem Attentat vom 20. Juli 1944 heraus. Im darauffolgenden Prozeß an dem Volksgerichtshof wurde er zum Tode verurteilt und am 23. Januar 1945 in Plötzensee hingerichtet.

⁷³) Information zur politischen Bildung. Der 20. Juli 1944. Folge 108, Juni-Juli 1964. Ger von Roon, Neuordnung im Widerstand. Der Kreisauer Kreis innerhalb der deutschen Widerstandsbewegung. München 1967. Wolfgang von Websky, Helmuth James Graf von Moltke, in: Große Deutsche aus Schlesien, herausgegeben von Herbert Hupka (2. Auflage 1979), S. 336–343.

Statistisches⁷⁴⁾ Gräditz

1785. Gräditz, Grädiß. 1 kath., bis 1653 ev. Kirche, 1 Pfarrwohnung, 1 Schulhaus, 26 Bauern, 6 Gärtner (Steller), 68 Häusler, 673 Einwohner, worunter viele Weber. Präbendarii (Inhaber einer kirchlichen Pfründe), darauf sind zwei Kanonici, den größeren Anteil hat Graf von Matuschka, den kleineren der von Mischkowski.

Ober Gräditz. 1 ev. Kirche, 1 Prediger, 1 Schulhaus, 1 Vorwerk (Rittergut), 8 Gärtner, 12 Häusler, 1 Wassermühle, 117 Einwohner, Nieder Gräditz. 1 Vorwerk, 11 Gärtner, 70 Einwohner.

Gräditz Kolonie. Ein neues Dorf von 30 Häuslerstellen und 72 Einwohnern, gehört zu Ober Gräditz der Frau von Dreski.

1845. Nieder Gräditz: Herrmann von Dresky, 22 Häuser, 1 Vorwerk, 160 ev., 43 kath. Einwohner, Ev. zur Kirche Ober Gräditz, Kath. zu Kapitel Gräditz, 400 Schafe, 22 Baumwollstühle, 6 Handwerker, 1 Krämer.

Ober Gräditz: 1 kgl. Chausseezollhaus (Damals wurde an den großen Straßen noch Zoll erhoben). Herrmann von Dresky.

Dorf Ober Gräditz: 23 Häuser, 1 herrschaftliches Schloß, 1 Vorwerk, 230 Einwohner (35 Kath.), 1 ev. Kirche, 1742 als Bethaus ohne Widmut (Pfarracker) gestiftet, Patrone die Dominien Ober Gräditz und Kreisau, eingepfarrt Gräditz, Kreisau, Wierischau, Ober-, Mittel- und Nieder Faulbrück. Alle gleichmäßig Lasten, nur Ober- und Nieder-Faulbrück brauchen Schule und Küsterhaus nicht zu bauen. 1 ev. Schule, 1 Hauptlehrer und 2 Hilfslehrer, Tochterschulen in Nieder Faulbrück und Wierischau, eingeschult Gräditz und Kreisau, Kath. zu Kapitel Gräditz, 1 Wassermühle mit 2 Gängen, 13 Baumwollstühle, 4 Leinwandstühle, 12 Handwerker, 2 Krämer.

Kolonie Ober Gräditz: 27 Häuser, 169 Einwohner (64 Kath.), 23 Baumwollstühle, 4 Leinwandstühle, 4 Handwerker, 1 Krämer.

Kapitel Gräditz: 104 Häuser, 1 Freischoltisei, 1086 Einw. (535 Kath.), Ev. zu Ober Gräditz, 1 Brauerei, 1 Brennerei (beide 1937 nicht mehr vorhanden), 1 Ziegelei, 2 Steinbrüche, 1 Mutterkirche (Filialen Kreisau und Faulbrück), Widmut 144 Morgen, viel Strauchwerk und Wiesen. Eingepfarrt ganz Gräditz, Wierischau, Kreisau, Faulbrück, 1 kath. Schule, 1 Lehrer, eingeschult ganz Gräditz, Wierischau, Kreisau, Faulbrück, 122 Baumwollstühle, 6 Leinwandstühle und 2 Bandstühle, 28 Handwerker, 6 Händler.

⁷⁴⁾ 1785: Fr. A. Zimmermann, Beyträge zur Beschreibung der Provinz Schlesien, Bd. 5. 1785.

1845: J. G. Knie, Alphabet.-statist. Übersicht der Dörfer und Städte Schlesiens (2. Aufl. 1845).

1885: Gemeindelexikon für die Provinz Schlesien 1887.

1925: G. Hultsch, Silesia sacra (1953).

1929: Realhandbuch des Bistums Breslau, II. Teil 1929.

1937: Schlesisches Güterradreßbuch (15. Ausgabe) 1937.

1939: Stadt- und Landkreis Schweidnitz, TR 1953 Nr. 3.

1885 Gemeinde: Gräditz königlich: 935 ha, 759 Acker, 91 Wiese, 14 Wald, 108 Häuser, 1087 Einwohner (544 Ev., 543 Kath.).

Gräditz Kolonie: 12 ha, 2 ha Acker, 26 Häuser, 191 Einwohner, 110 Ev., 81 Kath.

Nieder Gräditz: 22 ha, 16 Acker, 2 Wiese, 20 Häuser, 152 Einw., 111 Ev., 41 Kath.

Ober Gräditz: 26 ha, 17 Acker, 5 Wiese, 25 Häuser, 247 Einw., 185 Ev., 62 Kath.

1885 Gutsbezirke: Ober Gräditz: 136 ha, 123 Acker, 10 Wiese, 2 Häuser, 24 Einwohner, 26 Ev., 8 Kath.

Nieder Gräditz: 133 ha, 100 Acker, 20 Wiese, 7 Wald, 5 Häuser, 42 Einwohner, 33 Ev., 9 Kath.

1925. Gräditz: Gesamte Kirchengemeinde 3193, davon 2096 Ev. Gräditz 715 Ev., 1 ev. Schule, 440 Kath, Nieder Gräditz, 100 Ev., 37 Kath., Kreisau 202 Ev., 46 Kath., 1 ev. Schule, Faulbrück etwa 1000 Ev., 505 Kath., Wierischau 112 Ev., 14 Kath. Ev. Patrone: Dominium Kreisau, Ober Gräditz, Nieder Faulbrück (6:3:1), tragen zwei Drittel der Baulasten. Alte Kirche 1653, rekatholisiert, neue (ev.) Kirche 1743 erbaut, Turm 1874.

1929. Pfarrei Gräditz, katholisch, gesamt mit Gräditz, Kreisau, Faulbrück. 1042 Kath., 2096 Evgl., Konfessionslose 45, Gräditz Kath. 440, Prot. 715, Nieder-Gräditz Kath. 37, Prot. 100. Schulen: Gräditz 1 kath. Schule, 3 Klassen, 74 Schüler, 2 kath. Lehrer. Patron für Gräditz: Fiskus.

1937. Erbscholtisei, Erbhof Nr. 1. Besitzerin Fräulein Maria Habel, Familienbesitz seit 1696. Flur 122 ha.

13 Bauern.

Rittergut Ober Gräditz Bes. Frau Edith Heinzl, geb. Arnold, seit 1876 Familienbesitz. Flur 128 ha.

1939. Gräditz 1139 Einwohner

Kreisau

1785. 1 Vorwerk, 16 Gärtner (Steller), 8 Häusler, 168 Einwohner.

1845. Besitzer Hauptmann a. D. von Dresky, Ritter des roten Adlerordens IV. Klasse. 29 Häuser, 1 herrschaftliches Schloß, 1 Vorwerk, 274 Einw. (43 Kath), Ev. zu Ober Gräditz. Dominium Mitpatron, 1 kath. Filialkirche zu Gräditz mit kleinem Garten, eingepfarrt Kreisau und Wierischau. Viermal Gottesdienst im Jahr, 1 Wassermühle mit zwei Gängen, 1 Windmühle, 16 Baumwollstühle, 7 Handwerker, 600 Schafe. „Kreisau suchte in einer Flußschlinge der Peile, angeschmiegt an den Windmühlenbergen, Deckung“.

1885. Kreisau Gemeinde: 49 ha (38 Acker, 4 Wiesen, – Wald), 26 Häuser, 201 Einwohner, (163 Ev., 43 Kath.). Gutsbezirk: 188 ha, (133 Acker, 19 Wiese, 16 Wald), 7 Häuser, 90 Einwohner (73 Ev., 17 Kath.).

1929: Jetzige Kirche erbaut Anfang 16 Jh., nach dem Brand von 1846 wiederhergestellt 1848. 46 Kath., 202 Prot. Konfessionslose 9.

1937: Rittergut Fläche 172 ha, 112 Acker, 28 Wiesen, 16 Holz, 16 Wasser, Garten, Hof usw.

1939 Kreisau 380 Einwohner.

Wierischau

1785: 1 Vorwerk, 17 Gärtner (Steller), 9 Häuser, 135 Einw.

1845: 30 Häuser, 1 Vorwerk, 180 Einw. (137 Ev., 20 Kath.), die Ev. zur Friedenskirche in Schweidnitz, seit der Gründung des ev. Bethauses zu Gräditz 1742 nach dort. Eine ev. Tochterschule zu Ober Gräditz und von dort aus versehen. Collator (Recht zum Verleihen eines Kirchenamtes) der Grundherr, Katholiken zu Kreisau. Der Ort besaß 600 Schafe. Zwei Schmiede arbeiteten dort. Dazu gehörte die „Kolonie Wierischau“, die jedoch 1885 nicht mehr als selbständiger Ortsteil bezeichnet wird.

1885. Gemeinde 53 ha, davon 44 Acker, keine Wiesen und Wald, 25 Häuser, 140 Einwohner (137 Ev., 3 Kath.). Gutsbezirk 164 ha (123 Acker, 7 Wiese, 25 Wald), 2 Häuser, 35 Einwohner (27 Ev., 8 Kath.).

1929: 126 Einw. (112 Ev., 14 Kath.).

1937 Rittergut Wierischau. Flur 107 ha, es war also seit 1885 um 57 ha verkleinert worden. Davon 62 Acker, 8 Wiesen, 10 Garten, Hof usw., 21 Holz, 5 in Parzellen verpachtet.

1939: 171 Einwohner.

Dr. Leonhard Radler

Marie von Kramsta – Spuren eines Lebens im Sand der Zeit

Es sind jetzt 100 Jahre her, da entschied sich das Leben einer bedeutenden Frau, das mit unbegrenzten Möglichkeiten ausgestattet und von ihr selbst in erkennbarer Begrenzung gehalten wurde und trotzdem oder gerade dadurch eine konzentrierte Auswirkung für einen unübersehbar großen und weiten Kreis von Menschen jener Zeit hatte.

Bis in unsere Zeit reicht eine verborgene Wirkung.

Die Frau, auf die wir im folgenden blicken wollen, habe ich zu meinem Bedauern persönlich nie kennen gelernt. Ich habe von ihr durch Menschen meiner Generation und der ihrigen gehört und habe viele bedeutende Spuren umfangreichen und inhaltsvollen Wirkens gesehen. So kann ich nur als Zeuge der zweiten Generation von ihr sprechen, dies aber mit größter Hochachtung. Denn sie war eine Frau, die in den Verhältnissen ihrer Zeit und in ihrem Umkreis ihren Weg als bewußte Christin gegangen ist.

Ein Bild ihres Lebens vermag ich schon aus Mangel an Unterlagen nicht zu vermitteln, doch eben Spuren ihres Wirkens festhalten, die ein Bild erkennbar machen. Ich tue dies als der zweite in der Reihe der Pfarrer, die in der aufgrund der Initiative und Hilfe von Frl. von Kramsta geschaffenen Kirchengemeinde amtierten.

1. Die Vorfahren

Mit der Familie Kramsta ist die unsere persönlich zwiefach, wenn auch lose, verbunden gewesen. Meine damals früh verwitwete Urgroßmutter war bei Kramsta's in Freiburg in Schlesien in den Jahren 1839 bis 1841 als „Leiterin des Hauswesens“ tätig, wie mein Großvater, Professor Dr. Heinrich Haacke, in seiner Familienchronik berichtet. Meine Urgroßmutter Haacke, geb. Pierée, ging damals eine zweite Ehe mit dem Rektor des Schweidnitzer Gymnasiums, Dr. Held, ein und verließ infolgedessen das Kramsta'sche Haus. Auch die Vorfahren meiner Frau waren mit der Familie Kramsta verbunden und zwar durch geschäftlich handwerkliche Beziehungen. Sie wohnten in der Umgebung von Freiburg, waren Färbermeister – in einer Urkunde „Kunstfärbemeister“ genannt – und bildeten eine Art Team untereinander.

Die Vorfahren der Kramstas sind m. W. aus dem Böhmischem gekommen und haben im schlesischen Land am erfolgreichen industriellen Aufbau von Anfang des vorigen Jahrhunderts ihren Anteil gehabt. Sie müssen ein überdurchschnittliches Einfühlungsvermögen in wirtschaftliche Vorgänge mit großem technischen und kaufmännischen Können verbunden

haben. So sind sie aus kleinsten, fast ärmlichen Anfängen zu geachteten Fabrikbesitzern und Kaufleuten bürgerlicher Observanz emporgestiegen, wurden wohlhabend und reich, erhielten Ehrungen, Titel und Namen. Schon der Großvater unseres Frl. v. Kramsta erhielt das Prädikat „Kommerzienrat“, ihr Vater wurde in den erblichen Adelsstand erhoben, eine auch damals ungewöhnlich hohe Auszeichnung. In zwei/drei Generationen hatte sich ein großes Vermögen angesammelt, vom industriellen Vermögen war dann, wahrscheinlich aus Gründen der Kapitalsicherung die Investierung in ländlichen Grundbesitz erfolgt.

In der Gegend von Schweidnitz, Striegau und Freiburg wurden 10 Rittergüter zu einem abgerundeten Besitz, später Fideikommiß, zusammengefügt, gleichzeitig fand eine Beteiligung an aufstrebenden Industrieunternehmen statt. An diesem großen Familienbesitz war Marie v. Kramsta später neben ihrer Schwester in erster Linie beteiligt, vor anderem fiel ihr der genannte Landbesitz zu.

Die Herrschaft Muhrau umfaßte die Rittergüter in den Ortschaften Muhrau, Grunau, Puschkau, Tschechen, Preilsdorf, Niklasdorf, Rauske, Förstchen, Bertholdsdorf und Lehngut Heidau. In unseren heutigen gesellschaftlichen Verhältnissen muß das viele seltsam anmuten, aber dieser Besitz war erarbeitet und erworben von Menschen, die auch noch vor kurzem nicht mehr besaßen als das, was sie in ihrem Kopf hatten und was ihre Knochen hergaben. In der damaligen Zeit haftete dem kein Odium an, eher Respekt vor der Leistung, hin und her Gefühle des Neides. Marie von Kramsta hat ihrerseits allen Fleiß und Aufmerksamkeit darauf verwendet, um das Ererbte – mit Goethe zu sprechen – immer neu zu erwerben und zu besitzen. Wie sie das tat, das erhebt den Wert ihres Lebens turmhoch über die Bedeutung ihres Besitzes.

Ein solcher Reichtum bedurfte eines fähigen Erben. Hierin lag eine der tiefen Fragen des Vaters von Marie von Kramsta und damit die eine große Schicksalswendung. Ursprünglich war sie nicht als Erbin bestimmt, denn sie hatte einen Bruder, der die ganze Hoffnung und der Stolz des Vaters war. Die Mutter war frühzeitig verstorben, die Ursache dieses frühen Todes ist uns nicht bekannt. Vielleicht ist die Erkrankung des hoffnungsvollen Sohnes noch schwerer für den Vater Kramsta gewesen. Er siechte an einer unheilbaren Krankheit dahin. Der Vater soll durch diesen Schicksalsschlag tiefgebeugt von Herzeleid an den Rand der Schwermut geraten sein. Was nutzte ihm sein enormer Besitz? Er sah in seinem Alter selbst dem Tode entgegen, dessen Unerbittlichkeit er zu bitter erfahren hatte, und auch seine Tochter Marie war von schwacher Gesundheit. Er soll sich damals auf das für den Sohn neu erbaute Schloß Muhrau zurückgezogen haben. An einem Fenster, das auf den weiten Park hinausging, habe er mit seinem leiderzefurchten Herzen oftmals Stunden schweigend verharret in tiefen Gedanken. Ich habe diesen Park in guten und schweren Zeiten gekannt, bin seine Wege gegangen und habe mir vom Schloß her den Blick zu vergegenwärtigen versucht; wenn der Nebelschleier der

Novembertage in den Zweigen der großen Trauerweide hing und das Auge keinen Abschluß fand, nur eine ungewisse letzte Verschwommenheit.

Das also war der Blick des überreichen und doch trostlosen Vaters. Er trug Herzeleid um einen Sohn, der in diese Heimat nicht mehr zurückkehrte. In der Trauer lag jene Liebe eines Vaters, den es nach seinem Sohn verlangt. Alles, woran Menschen ihr Glücksverlangen in ihren Eindrücken so leicht verlieren, das alles hatte er. Der Sohn war ihm genommen, den suchte sein Geist immer neu, nicht endend. Welches der Gehalt des Glaubens dieses Vaters war, weiß ich nicht. Mir ist nur dies erzählt worden.

Ob es damit in Zusammenhang stand, daß die Tochter später in diesem Park nahe und zugleich weit genug abseits eine Kapelle bauen ließ? Dieses von außen beinahe etwas unscheinbar kleine Gotteshaus war gerade durch die sorgsame und feinsinnige innere Ausgestaltung eine überaus liebenswerte Stätte. Der Besucher war gehalten, gleichsam seine Schuhe auszuziehen, weil er unmittelbar zur Besinnung und dem Gebet zu dem Christus dieser armen Erde geleitet wurde.

Auf dem Hintergrund des durch Fleiß und Können erworbenen Vermögens und der tiefurchenden Familienschicksale soll man das Leben der Frau sehen, von der wir hier sprechen.

2. *Der Lebensweg von Marie von Kramsta*

Marie von Kramsta wurde am 25. Februar 1843 zu Freiburg in Schlesien geboren. Ihr Vater war der Kommerzienrat Eduard Kramsta, ihre Mutter eine Cousine des Vaters, Emilie geb. Kramsta.

Als Marie dreijährig war, starb ihre Mutter, als sie sieben Jahre alt war, der geniale Großvater, der Geheime Kommerzienrat Georg Gottlieb Kramsta. Sein Leben umfaßte den ersten steilen Anstieg der Firma Kramsta, vom einfachen Handarbeiter zum Leinenindustriellen von Rang und Namen. Er muß ein von Natur praktisch veranlagter und technisch äußerst begabter Mann gewesen sein, einfach und tatkräftig.

In den Lebenserinnerungen meines oben erwähnten Großvaters, die er in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geschrieben hat, berichtet er, er habe nicht selten die Erlaubnis erhalten, die Mutter von Schweidnitz im Kramsta'schen Hause zu besuchen.

Er schildert den Geh. Kommerzienrat „als freundlichen Mann“. Er „war ganz allein durch seine eigene Tätigkeit zu einer in der schlesischen Handelswelt hervorragenden Stellung gelangt“... „Mit Stolz gedachte er zuweilen der beschränkten Verhältnisse, aus denen er hervorgegangen war“. Von einem Besuch schreibt mein Großvater: „Als ich einst zu Fuß nach Freiburg kam, tadelte er mich, daß ich die Chaussee benutzt hatte, er sei stets auf einem viel näheren Wege als Knabe mit dem Schubkarren von Freiburg nach Schweidnitz gelangt“.

Ihre Schulbildung erhielt die Tochter in häuslichem Privatunterricht, der auf den Sohn und Erben zugeschnitten gründlicher und umfassender war als üblich. Marie erwarb dadurch mancherlei Kenntnisse, die ein Mädchen ihrer Kreise damals sonst nicht erhielt. Ihre große Begabung und Auffassungsfähigkeit wird verschiedentlich gerühmt, ihre Interessen für alle Kulturgebiete, ihre vorbildlich ausgestatteten Bibliotheken, ihr Bildungs- und Wissensdurst, den sie besonders auf ihren weiten und langen Reisen zu befriedigen suchte. Sie hatte Freude an fremden Sprachen. So nahm sie auf Reisen stets Unterricht in der Landessprache, um das Volk verstehen zu können. (Adalbert Hoffmann).

Die entscheidende Zeit in den ersten Jahrzehnten ihres Lebens sind die Jahre 1871-1874 gewesen. 1871 verlor sie den geliebten älteren Bruder, wie bereits erwähnt, und 1874 den Vater. Nun trat sie das Erbe an. Wie tief die Gemütsbewegungen der nunmehr Dreißigjährigen gewesen sein müssen, darüber haben wir keine Zeugnisse. Jedermann kann sich aber in sie einfühlen.

Ein anderes Erleben hat ebenfalls prägend auf sie eingewirkt. Schon als junges Mädchen von 14 Jahren wurde sie aus Gesundheitsgründen nach dem Süden geschickt, der Beginn vieler langer Reisen. Auch Marie hat offenbar mit einer damals noch so wenig erforschten Lungenkrankheit zu kämpfen gehabt. In der schwersten Krise ihrer Krankheit war sie begleitet von der anscheinend etwas älteren Emma Potthof. Sie waren wohl in der Schweiz. Fr. Potthof hat sie damals mit einer so aufopfernden Hingabe gepflegt und um ihr Leben gerungen, daß Fr. von Kramsta das Gefühl hatte, dieser Selbstlosigkeit ihr Leben zu verdanken.

Eine feste gute Freundschaft hat die beiden lebenslang verbunden; sie haben das Leben miteinander geteilt und geformt. In welche Zeit die erwähnten Krankheitserlebnisse fielen, ist mir nicht bekannt, anzunehmen sind die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Auf ihre zarte Gesundheit hat Fr. von Kramsta zeitlebens Rücksicht nehmen müssen.

Als Marie von Kramsta nach dem Tode des Vaters die Herrschaft Muhrau übernahm, hatte sie eine Lebensschule eigener Prägung durchlaufen. Die gewaltsame Trennung von den liebsten Menschen durch den Tod hatte in ihr noch junges Leben die Erfahrung des Leides und der Vergänglichkeit alles Irdischen eingetragen und damit die Erkenntnis der unerforschlichen Wege Gottes. Daneben aber stand die Erfahrung der wunderbaren Errettung in Schwachheit und Gefahr der Krankheit durch Gottes unerfindliche Güte und die Begegnung mit menschlicher Barmherzigkeit, die aus dem Glauben heraus ändern hilft. Nicht dem Vermögen, sondern dem Einkommen nach galt sie als die reichste Frau in Preußen, eine fast märchenhafte Lebensposition! Als sie mit achtzig Jahren aus diesem Besitz abberufen wurde, hatte sie fast 50 Jahre darüber gebieten können. Es lohnt sich, der Erinnerung darum Raum zu geben.

3. Der äußere Tagesablauf in Muhrau

Zeitgeschichtlich ist das Leben, dem wir hier nachgehen, in eine fast unwahrscheinlich großartige und zugleich erschütternde Geschichtsepoche eingeordnet. Als junges Mädchen erlebt Marie von Kramsta noch den letzten Abschnitt der Regierung des preußischen Königs Friedrich Wilhelm IV., des „Romantikers auf dem Thron“. Er war, wie viele hochstehende Persönlichkeiten, Gast in ihrem Elternhaus in Freiburg gewesen; das Trauerspiel seiner unheilbaren Geisteskrankheit mag sie ernsthaft beeindruckt haben. Die Mitte und Höhe ihres Lebens fiel in die Bismarck'sche Ära. 20/30 Jahre alt konnte sie verfolgen, wie die Einigungskriege Deutschland und Europa das neue Gesicht mit dem deutschen Kaiserreich in der Mitte Europas gaben. Die ehrwürdige Gestalt des „alten Kaisers“ mit seiner „Mannschaft“, wie man heute sagt, Roon, Bismarck, Moltke gaben dem deutschen Menschen damals ein Gefühl der Geborgenheit und der Zuverlässigkeit, das weit in den europäischen Raum ausstrahlte; man denke nur an den Berliner Kongreß 1878.

Doch schon das Dreikaiserjahr 1888, wie erst recht die Entlassung Bismarcks 1890 brachten die ersten schweren Erschütterungen für das Sicherheitsgefühl Europas.

Das Alter dieser Frau fällt in den ersten Weltkrieg, der das Ende der Wilhelminischen Ära und damit des Kaiserreichs von 1871 brachte. Sie stirbt in der grauen Nachkriegszeit inmitten der Inflation, jener die Zukunft hart bestimmenden Kriegsfolge, die die Form einer nationalwirtschaftlichen Katastrophe an sich hatte.

Vielleicht am stärksten herausfordernd mag die Zeit nach 1871 gewesen sein. Man kann dem 19. Jahrhundert viele Vorwürfe machen, den einen nicht: Mangel an Bewegung. Wie erregend die nach vorn drängenden Kräfte des Liberalismus in Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Technik und im gesellschaftlichen Leben! Allein der Weg vom Kommunistischen Manifest zur Revolution 1918, von Bismarck zu Ebert/Scheidemann! Welche Bewegungen und Erschütterungen! Was bedeutete der Adelstitel 1861, was 1919! An zwei Beispielen mag dies enorme Erleben, das dank der unbeschränkten Mittel geistig, theoretisch wie praktisch voll mitgelebt, verarbeitet, ausgewertet werden konnte, augenfällig werden.

In der Kindheit der Gutsfrau von Muhrau war die Eisenbahn das modernste Verkehrsmittel, Ende des Jahrhunderts begann das Automobil mit dem Benzinmotor die Straße zu erobern, im ersten Weltkrieg gab es auf beiden Seiten eine Luftwaffe.

Nicht anders rasant die Entwicklung auf dem Gebiet der Kirche, Inneren Mission und Theologie. Vom landesherrlichen Kirchenregiment, der Staatskirche, zur freien auf sich gestellten Kirche; in der Theologie führte der Weg von der historisch-kritischen Schule zur dialektischen Theologie. Namen wie der von David Friedrich Strauß, Adolf von Harnack, Albert Schweitzer und Karl Barth mögen von seiten der Theologie die Spann-

weite der Epoche andeuten, durch die Marie von Kramsta als überzeugte evangelische Christin gegangen ist. Der lutherischen Bewegung stand sie allem Anschein nach offen gegenüber.

So findet sich auch unter den Initiatoren der Weimarer Ausgabe ihr Name. Diese fördernde Beteiligung könnte charakteristisch sein für ihr stilles Wirken und Mitwirken an Geschehnissen und Unternehmungen von Tragweite, die Fähigkeit, Sein und Schein zu unterscheiden und würdigen Vorhaben durch Finanzhilfe zum Gelingen zu verhelfen.

Wer eine Ahnung von den tiefgreifenden Wandlungen und Bewegungen des vorigen Jahrhunderts hat, dem kann mit solch geringen Kennzeichnungen das mitreißende Geschehen jener Jahrzehnte lebhaft vor Augen treten. Der kann aber auch verstehen, was in all den Bewegungen und Stromschnellen der Zeit das Gutshaus in Muhrau dargestellt hat. Sein Mittelpunkt war Marie von Kramsta, eine stille gefestigte Persönlichkeit. Gebend und nehmend nahm sie jede Möglichkeit eines gehaltvollen Lebens wahr. Sie teilte aber aus der Fülle ihrer Möglichkeiten in freigiebigster wie verantwortlich gebundener Form mit. Was in ihrem Lebenskreis einer Hilfe wert war und ihrer bedurfte, fand Förderung. Das Gutshaus der „reichsten Frau in Preußen“ zeigte indes keinerlei Verschwendung und Prunk, in einem von wirtschaftlichen Bedrohnissen und finanziellen Nöten freien Leben bereitete innere Bescheidenheit und Schlichtheit wohlthuendes Behagen.

Der Tageslauf war zu gewöhnlichen Zeiten feststehend eingeteilt. Nach dem Frühstück, das die zahlreichen Gäste des Hauses für sich einnahmen, folgte die tägliche Besprechung mit den Gesellschafterinnen einschließlich Vortrag der Post und der zahlreichen Bittgesuche. Sie wurden sorgfältig erörtert und gemäß der getroffenen Abrede erledigt, häufig an eine der zahlreichen Vertrauenspersonen im Land mit Rückfragen weitergeleitet. Dieser Kreis soll groß gewesen sein, zu ihm gehörte jedenfalls der Ortspfarrer in Puschkau, Superintendent Klämpf, der ein großes Vertrauen bei seiner Patronin genoß. Er hat viele Bitten beantwortet und berücksichtigt; denn ihm wurden laufend Mittel hierfür zur Verfügung gestellt. Das einmal gefaßte Vertrauen zu den als Mitarbeitern herangezogenen Persönlichkeiten war mit einer erstaunlich weitgehenden Ermächtigung zum Handeln nach eigenem Ermessen verbunden.

Die Grundlinien des Helfens wie des Abweisens scheinen dabei klar ausgemacht gewesen zu sein. Auch ein großer Teil der umfangreichen sonstigen Korrespondenz mußte von den Gesellschafterinnen nach dem Vortrag besorgt werden, anscheinend eine oft sehr ausfüllende Tätigkeit. Während des Vortrages pflegte Fräulein von Kramsta zu handarbeiten, nichtsdestoweniger aber intensiv zu hören und anzuweisen, dabei den Rat ihrer Mitarbeiterinnen beachtend.

Nach einem zweiten Frühstück folgte ein Gang durch Garten und Park, bei dem die Gärtner die Anerkennung ihrer Arbeit fanden und die Wünsche der Gutsfrau entgegennahmen. Die Gäste pflegten an diesem Rund-

gang teilzunehmen. Einer der Gärtner, den ich noch gut kannte, dachte mit großer Anhänglichkeit und Verehrung an seine damalige Arbeitgeberin.

Wie genau auch praktische und konkrete Vorschläge besprochen und zur Ausführung gebracht wurden, zeigte die gärtnerische Anlage des Kirchplatzes in Puschkau, des Pfarrgartens und des Vorgartens am Friedhof. Sie waren dem Muhrauer Gärtner übertragen worden. Auch nach heutigen Anforderungen waren diese Anlagen vorbildlich. Die Anpflanzung von Obstbäumen der verschiedenen Gattungen und Sorten z. B. im Pfarrgarten vom kleinen Schnurräumchen bis zum großen Spalierbaum, zu Halb- und Hochstamm war sorgfältigst für frühen wie späten Ertrag und Verwendung ausgewählt. Nicht anders war die Anlage des Vorgartens bedacht. Jederzeit im Frühjahr blühte wenigstens einer der Ziersträucher, Forsythien, Spiräen, Jasmin, Deutzien u. a. bis zur Weigelie und Magnolie. Anders aber im Prinzip gleich war der weiträumige Vorgarten des Friedhofs gestaltet, ein beliebtes Ziel der Puschkauer Sonntagsspaziergänge.

In den weiteren Tageslauf waren die Besprechungen mit den Beamten, Besichtigungen, Unterhaltung mit den zahlreichen Gästen des Muhrauer Hauses eingeordnet. Es mußte auch Zeit sein für die wirtschaftlichen Vorgänge und Vorhaben und eigene Lektüre. Weitgehend war die Beschäftigung mit Sprachen und historischen Stoffen. Regelmäßig fanden die Vorlesestunden und -abende für die Hausgemeinschaft statt.

Dabei wurden Handarbeiten gemacht. Fräulein von Kramsta hat an der Geschichte ihrer Familie festhaltend gern gesponnen und andere dazu angeregt – schlesische Spinnstube im Gutshaus Muhrau!

Ein alter Diener zählte die Betreuung der Spinnräder zu seinen Dienstobliegenheiten, dabei waren die richtigen Schwungräder zu beschaffen und zu pflegen.

„Radlamacher“ war damals noch ein qualifizierter Beruf oder Nebenberuf. Die kleinen Treibriemen der Räder mußten auch aus dem richtigen Material, nämlich Därmen von Schafen sein, fachmännisch ausgesucht und gepflegt werden. Der alte Diener war dafür verantwortlich und sachkundig.

Handwerkerei und geistige Bereicherung – ein Sommertag oder ein Winterabend im Gutshaus Muhrau, man kann ihre Besinnlichkeit und das Behagen nachempfinden; wer könnte sie je noch nachahmen.

4. Würdigung ihrer sozialen Tätigkeit

Der Lebenskreis dieser Gutsfrau hatte einen großen Horizont, weltweit in Studien und Reisen, und klar begrenzt in Verantwortung. Der wichtigste Bezirk waren die Güter und die Menschen, die in deren Bereich lebten. Marie von Kramsta war erfüllt von einer inneren Verpflichtung gegenüber all diesen um sie her wohnenden und arbeitenden Menschen.

Sie behielt den Einzelnen im Auge und verfolgte Projekte, mit denen sie für die Gesamtheit der Bevölkerung Sorge trug. Sie schuf gesellschaftliche Verhältnisse, die auch nach heutigen Maßstäben bewundernswert sind.

An Menschen, die hochherziges Handeln herabziehen und -mindern, hat es zu keiner Zeit gefehlt. Auch Fräulein von Kramsta hat Undank und Herabsetzung erfahren. Anstelle von Einzelheiten sei hier nur jene Meinung erwähnt, sie habe das Unrecht ihrer Väter in der Ausbeutung der Handwerker, Weber und Spinner mit ihrer Wohltätigkeit wiedergutmachen wollen. Wie verhielt es sich damit?

Im 2. Band Schlesischer Lebensbilder (erschienen im Verlag W. G. Korn, Breslau) ist auch ein solches von Marie von Kramsta enthalten. Verfasser war Adalbert Hoffmann. Dort heißt es von den Kramstas: „Das Ansehen, welches ihre Familie in der Freiburger Gegend genoß, verdankte sie weniger ihrem beinahe sprichwörtlich gewordenen Reichtum, als dem echt väterlichen und humanen Sinn, mit dem der langjährige Chef der Leinenfabrik, die schon 1809 über dreizehnhundert Weber beschäftigte, sich der bedrängten sozialen Lage der ihm anvertrauten Arbeiter und Angestellten annahm“ (301).

Der Verfasser fährt im Blick auf die Motive von Fräulein von Kramsta fort: „Das Vorbild des Großvaters mag auf die späteren sozialen Bestrebungen der Enkelin nicht ohne Einfluß geblieben sein“.

Im weiteren Verfolg seiner Ausführungen spricht er im Blick auf das Wirken von Fräulein von Kramsta in ihrer „sozialen Fürsorge großen Stiles“ von deren „eigenstem Werk“.

Auch von einer anderen unverdächtigen Seite sehen wir das bestätigt. Eine damals ausgesprochen links stehende Zeitung, der „Bote aus dem Riesengebirge“, Jahrgang 1923, brachte in seinem Nachrichtenteil einen Abschnitt unter der Überschrift: „Fräulein von Kramsta“. Die ersten Sätze lauten: „Eine der größten Wohltäterinnen unserer Provinz, Fräulein Marie von Kramsta in Berbisdorf ist in der Nacht zum Sonnabend gestorben. 1875 erbte sie die Herrschaft Muhrau im Kreise Striegau und erläuterte seitdem ihre Lebensauffassung dahin, daß Besitz verpflichtet, vor allem dem darbedenden Teil der Menschheit gegenüber“. Es folgt eine eindrucksvolle Übersicht über das Wirken der Verstorbenen. Der Bericht schließt nach einem Hinweis auf das seit 1916 gekaufte und bewohnte Gut Berbisdorf bei Hirschberg mit den zusammenfassenden Worten: „Tausende werden ihr Hinscheiden aufs Tiefste betrauern“.

In der Würdigung von dieser Seite kann man den unverdächtigen Erweis einer souveränen Wirksamkeit erkennen, die weit über den Rahmen einer standesgemäß üblichen Verpflichtung hinausragte.

Hier zeigte sich gewinnendes Format und überwindende Kraft.

5. Die Mitarbeiter

Zur Führung eines großen Unternehmens gehört außer herangebildeten Vorkenntnissen besonders die Fähigkeit, erprobte Geschäftserfahrungen zu übernehmen, auszuwerten und mit Klugheit weiterzuentwickeln. Irgendwelche Züge einer Gestalt wie der des Reuter'schen Axel von Rambow sind bei der Muhrauer Gutsherrin überhaupt nicht erkennbar, vielmehr die oben genannten Eigenschaften mehr oder weniger. Ihrer älteren Schwester fiel der andere Teil der Erbschaft zu; über deren Wirken liegen uns nur spärliche Informationen vor. Aber es ist anzunehmen, daß beide Kinder nach der damaligen Sitte der bürgerlichen Großkaufleute und Industriellen mit dem Betrieb aufwuchsen und je nach ihrem Alter in die Problematik, die Sorgen und Gefahren Einblick erhielten. Betriebsfremdheit konnten sich, generell gesagt, die Unternehmerfamilien jener Jahrzehnte einfach nicht leisten. Insofern hat man den Eindruck, daß die neue Gutsherrin bei Übernahme des Besitzes auf diesem Tätigkeitsfeld bereits heimisch war und schnell immer sicherer wurde. Fast fünf Jahrzehnte Lebenszeit wurden ihr für die Ausformung ihrer Intentionen gegeben; sie nutzte sie, um den großen Besitz ungemindert ihren Erben weiterzugeben. Von wirtschaftlichen Krisen, Fehlspekulationen und finanziellen Schwierigkeiten ist uns nichts bekannt geworden.

Die beiden Seiten des unvergleichlichen Lebenswerkes, die enorme Verwaltungsaufgabe und der sinnvolle Einsatz dieses Besitzes für humanitäre, caritative und kirchliche Zwecke bildete in der Person Marie von Kramsta eine Einheit, vielleicht ihre größte Leistung.

Wir dürfen auf ein planvoll aufgebautes Lebenswerk blicken, das in einem selten hochherzigen Stil Ausdruck fand. Sprunghafte Einfälle, planloses Spenden aus reichen Mitteln oder sich selbst darstellende Eitelkeit gehörten nicht zu den Wesensmerkmalen der reichen jungen Frau in Muhrau.

Zur Meisterung solcher Vorhaben gehörte unabdingbar die Gewinnung und Leitung geeigneter Mitarbeiter. Diese mußten nicht nur fachlich qualifiziert sein, sondern auch befähigt, sich in die Zielsetzungen dieser Gutsherrin hineinzudenken und ihnen auch dann zur Verwirklichung zu verhelphen, wenn sie rein wirtschaftlich Ertrags- und Gewinnprinzipien nicht entsprachen.

Als Glied der nachfolgenden Generation konnte ich die Erfahrung machen, daß Fräulein von Kramsta auch diese Aufgabe bewältigt hat, bekanntlich eine der schwersten. Die Herbeiführung der Kongruenz der Tätigkeit ihrer Beamten und Angestellten bis hin zum einfachsten Arbeiter und Gutshandwerker mit der Grundüberzeugung der Gutsherrin erforderte viel. Um die Ausprägung der humanitären und christlichen Absichten bis in den Alltag des Dorfes zu erreichen, mußten von ihr nicht nur Willensimpulse ausgehen, sondern auch treffsichere Einschätzung

der Verhältnisse, Bedürfnisse und Möglichkeiten. Geldmittel allein reichen hierfür nicht aus, erst der feste Charakter und die Führungseigenschaften ermöglichen den Erfolg.

Der Nachruf der Beamten der Herrschaft Muhrau vom 28. 7. 1923 gab von der tatbereiten Einführung der ihr unterstellten Mitarbeiter in das Wollen der Gutsherrin Zeugnis. Er sprach von „einem den Werken christlicher Nächstenliebe gewidmeten Leben“. „Zahllos sind die Spuren, die von dem edlen Wirken der langjährigen Herrin der Herrschaft Muhrau hier auf Schritt und Tritt reden, und unvergeßlich bleibt sie denen, die sie als ihre edle, jederzeit hilfsbereite Herrin verehren und lieben durften“. Unterzeichnet ist der Nachruf von dreizehn „Beamten der Herrschaft Muhrau“. Die Einheit dieser Werkgemeinschaft hatte Größe bei sich.

Bei Begegnungen mit diesen Männern habe ich oft an das Wort des Evangeliums denken müßen: „Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon!“ Die Anwendung dieses Satzes im Alltag ist mir sonst selten so ausgeprägt begegnet.

Am stärksten und innerlichsten traten diese Wesenszüge eines Beamten in dem Güterdirektor Schmidt in Niklasdorf zutage. Bei einem Radius großen Ausmaßes eine frappierende Schlichtheit. Güte mit Festigkeit, Nüchternheit mit Innerlichkeit gepaart, alle diese Eigenschaften konnten unter einer solchen Gutsherrin zu einer die ganze Umwelt beglückenden Entfaltung kommen. Neben der Aufsicht über 10 Rittergüter, die „zu den ertragreichsten und vorzüglichsten in ganz Schlesien“ gehörten (Striegauer Anzeiger vom 16. 4. 1911) und als „Mustergüter“ galten, versah er maßgebende Posten in der landwirtschaftlichen Industrie, übte mancherlei Gutachtertätigkeit aus und sorgte für die Instandhaltung und Weiterführung der sozialen Einrichtungen des großen Besitzes. Er war stets bereit zu helfen, ja er sah helfen als Teil seines Berufes an. Nicht geplante, momentan unbequeme aber unmittelbar nötige Hilfen, Aushilfe mit einem Fuder Stroh bei einem damit in einen Engpaß geratenen Bauern, Schlichtung von Streitigkeiten, Mitarbeit in Angelegenheiten der kommunalen wie der kirchlichen Gemeinden seines Bereiches machten das Maß seiner Obliegenheiten randvoll. Er wirkte auch nach dem Tode des Fräulein von Kramsta bewußt in deren Sinn und zugleich im vollen Einvernehmen mit den Erben.

6. Ihre Lösung der sozialen Frage

Zur zeitgeschichtlichen Einordnung der Gutsfrau von Muhrau gehört ihr Verhältnis zur sozialen Frage, vornehmlich zu den Fragen der berufstätigen Frauen auf dem Lande. Die Diskussion darüber war ihr in voller Breite zugänglich, praktisch im Alltag, theoretisch im Gedankenaustausch mit maßgebenden Persönlichkeiten und durch die Presse.

Wir ziehen zur Kennzeichnung das Handbuch der Frauenbewegung von Helene Lange und Gertrud Bäumer 1902, besonders Teil IV heran. Aus dem Abschnitt „Die gegenwärtige Lage der Frauenarbeit“ 1. Abschnitt „Landwirtschaft und Nebengebiete“ zitieren wir: „Von der noch patriarchalischen Arbeiterverfassung mit ihren gesünderen Zuständen, wie in Mecklenburg, geht die Entwicklung zum kapitalistischen Betrieb, wie in Posen und Schlesien: von der gutgenährten und gesicherten Instenfamilie zum unterernährten Landproletariat, von der Eigenwirtschaft zur proletarischen Lohnarbeit der Frau“ (100). Was hat die Gutsfrau von Muhrau in diesem Entwicklungsprozeß getan? Keine Theorien entwickelt und in der Öffentlichkeit vertreten, sie hat praktisch menschlich gehandelt.

In Puschkau erzählten die älteren Leute, etwa um 1880 wäre noch eine zentrale Gutsküche vorhanden gewesen, die den Frauen einen Teil der eigenen Hauswirtschaft abnahm, vor allem die Zubereitung des Mittagessens – nach Meinung der Berichtenden keine ideale Lösung. Zu unserer Zeit hatte jede Familie ihr Eigenleben. Fräulein von Kramsta hatte gesunde, geräumige Arbeiterwohnungen geschaffen, auf jedem ihrer Güter waren erhebliche Neubauten durchgeführt. Außer der Wohnung bekamen die Familien ihr Stück Acker zur Eigenbewirtschaftung, hatten bei den Häusern kleine Gärten und die Möglichkeit, Geflügel und Schweine zu halten, für die sie das Futter auf dem zugewiesenen Ackerland unter Benutzung der Gespanne selbst anbauen konnten. Das Lohnniveau ist m.W. für die damalige Zeit befriedigend, keinesfalls gedrückt gewesen. Als nach der Inflation an die Aufwertung der Sparguthaben herangegangen wurde, stellte sich bei der Spar- und Darlehnskasse in Puschkau heraus, daß viele der Gutsarbeiter nicht unerhebliche Sparguthaben hatten, die den Betrag von fünftausend oft, aber auch den von zehntausend Mark manchmal überschritten.

Abgesehen von der damals recht anspruchslosen Lebensart in unseren Dörfern war die Möglichkeit zu Rücklagen durch die weitgehenden Fürsorgemaßnahmen der Gutsherrschaft unterbaut. In jedem der Dörfer war eine Gemeindegewerkschaft und ein Kindergarten eingerichtet worden, in den größeren waren zwei Schwestern eingesetzt, die eine für Gemeinde- und Krankenpflege, die andere für den Kindergarten, damals „Spielschule“ genannt. In den kleineren Dörfern versah eine Schwester beide Dienste, nach dem Krieg noch in einem kleinen Nachbardorf mit. Die Schwestern kamen aus dem Diakonissenmutterhaus Frankenstein, mit dem Fräulein von Kramsta sehr verbunden war.

Durch diese großzügigen Maßnahmen war eine intensive Gesundheits- und Familienfürsorge für jedes der Dörfer, besonders die Gutsfamilien gewährleistet. Es bedarf nicht der Erwähnung, daß diese Dienste, auch die Unterbringung in der Spielschule kostenlos waren und daß oft schon die Kleinstkinder bei den Schwestern „mitabgegeben“ wurden. Die Verzahnung dieser Einrichtungen mit kommunalen und kirchlichen Stellen war gegeben. Für Notfälle besonderer Art waren Mittel sowohl bei der Gutsverwaltung als auch beim Ortspfarrer zur Verfügung gestellt.

Und die Alten, die Arbeitsunfähigen? Für alle Güter zusammen wurde in Puschkau ein Altersheim eingerichtet, unmittelbar an die Schwesternstation angrenzend. Dort gab es Plätze für alte Ehepaare, für verwitwete Männer und Witfrauen. Das Altersheim gehörte zum Gut und wurde wirtschaftlich von dort, pflegerisch von der Gemeindegemeinschaft, seelsorgerisch vom Ortspfarrer betreut. Die Leitung hatte ein Ehepaar, das auch aus dem Gutspersonal hervorgegangen noch bei guten Kräften war. Während die Spielschulen auch Kindern aus dem Dorf offenstanden, war das Altersheim den verdienten Alten der Güter vorbehalten. Alles zusammen genommen ist ein großzügiges System erkennbar, das in jeder Hinsicht auskömmliche und zufriedenstellende Arbeits- und Lebensbedingungen schuf. Deshalb bildete sich auch ein fester Stamm ansässiger Landarbeiterfamilien. Gesellschaftlich gehörten die Arbeiterfrauen vom Gut mit Selbstverständlichkeit z. B. in die evangelische Frauenhilfe mit allen Dorffrauen zusammen.

7. Ihre Sorge um die Erhaltung und Förderung von Arbeitsplatz und Schule

Selbst aus der Sicht heutiger Verhältnisse in sozialistischen und kapitalistischen Wirtschaftsformen ist der Rahmen der Fürsorgemaßnahmen für den arbeitenden Menschen, wie er sich über das ganze Gebiet jener Rittergüter ausdehnte, imposant. Vom Säugling bis zum Greis umspannte sie das ganze Leben derer, für die Marie von Kramsta eine Verantwortung fühlte und trug. Umso mehr überrascht es, daß sie noch erheblich über diesen Rahmen hinausging. Ihre Verantwortung blieb nicht an den Grenzen ihrer Gutsbezirke stehen, sie umfaßte die Lage der gesamten Bevölkerung.

Die zu treffenden Maßnahmen bewirkte sie auch hier in der ihr eigenen Art, von der wirtschaftlichen, personellen und kirchlichen Seite her.

Die Zuckerfabrik Puschkau, die ich nur als GmbH kennen gelernt habe, erschien vordergründig als ein Unternehmen, das seine Bedeutung der Verbindung mit Kramsta'schen Gütern entnahm. In der Wirtschaftskrise um 1930 erwog der Aufsichtsrat der Fabrik im Rahmen der wirtschaftlichen Rezession und Rationalisierung sehr ernsthaft die Einstellung des Puschkauer Betriebes zugunsten der nahe Striegau gelegenen Zuckerfabrik Gräben. Aus eigener Initiative habe ich damals für den Aufsichtsrat in Puschkau eine Denkschrift verfaßt über die allgemeinen und wirtschaftlichen Folgen einer Stilllegung für die gesamte, besonders die bäuerliche Bevölkerung, aber auch für Handel und Handwerk. Meine Denkschrift ist von einflußreichen Mitgliedern des Aufsichtsrates zur Kenntnis genommen worden. Daß sie ausschlaggebenden Einfluß auf die Weiterführung gehabt hat, will ich nicht behaupten. Aber es gelang mir nachzuweisen, von wie hoher Bedeutung der Verdienst während der Rübenkam-

pagne für die kleinen Landwirte und die Arbeitslosen war. Andererseits war die verkehrstechnische Lage ein wichtiger Faktor für den Anbau von Rüben in den bäuerlichen Betrieben, nicht zu vergessen die Möglichkeit der kurzen Anfuhr ohne Bahntransport und entsprechend die Abfuhr von Rübenschnitzeln zu Futterzwecken; daraus ergab sich eine verkürzte Erntearbeit. Mir gelang der Nachweis, daß gerade dieser Zusatz an Futtermitteln eine über dem allgemeinen Durchschnitt liegende Viehhaltung wiederum auch im kleinbäuerlichen Betrieb ermöglichte. Auf die sonstigen Einwirkungen eines solchen Unternehmens allein durch die ständig beschäftigten Arbeiter, Angestellten und Beamten, hinsichtlich z. B. des Steueraufkommens für ein Dorf braucht nur hingewiesen zu werden. Bei derartigen wirtschaftlichen Unternehmungen, die ihren Gutsbetrieb dienen sollten, wußte Fräulein von Kramsta, für manchen kaum bemerkbar, die Auswirkungen für die Allgemeinheit einzukalkulieren.

Auf einem anderen Gebiet kommt die weitblickende Fürsorglichkeit dieser ungewöhnlichen Frau noch viel klarer zum Ausdruck, auch sie in aller Stille geübt. Wir erwähnten bereits ihre Vorbildung und den Bildungsdrang, der sie bis ins hohe Alter auszeichnete.

Demzufolge hatte sie ein außerordentliches Interesse für den Lehrerstand, vordringlich die Lehrerinnen, die damals noch um ihre öffentliche Anerkennung kämpften. In vielen Nachrufen bei ihrem Tod wurde dies Interesse hervorgehoben. Sie hat es verdient, denn sie hatte gerade für Lehrer und Lehrerinnen allerlei Einrichtungen geschaffen, z. B. Erholungsheime, und in unzähligen Fällen durch Unterstützung geholfen. Der oben bereits genannte Nachruf des „Boten aus dem Riesengebirge“ sagt dazu: „In den Herzen der deutschen Lehrerschaft, besonders der schlesischen, hat sie sich ein bleibendes Denkmal gesetzt durch ihre reichen Stiftungen für unterstützungsbedürftige Lehrer und Lehrerinnen“.

So weitreichend und anerkennenswert diese Maßnahmen waren, im Blick auf das Schulwesen scheint etwas anderes in noch höherem Maße charakteristisch zu sein: das Interesse an den Dorfschulen, die im Bereich ihrer Güter lagen. Der Ausbau und Neubau von damals modern gestalteten Schulhäusern und Lehrerwohnungen ist die eine Seite des Tuns auf diesem Sektor. Weit darüber hinausgehend war die Sorge um pädagogisch befähigte und fachlich gut gebildete Lehrer. Die Anstellung qualifizierter Lehrkräfte erreichte sie u. a. durch Dotierung jeder Stelle mit einer monatlichen Zulage, die z. T. auch mit Zuschuß im Fall der Pensionierung verbunden gewesen sein soll. Viele der in jenen sechs Dörfern angestellten Lehrer waren, als ich 1926 ins Pfarramt Puschkau berufen wurde, noch unter Mitwirkung von Fräulein von Kramsta oder nach ihren Prinzipien berufen worden. Sie waren grundverschieden in Art und Charakter, jeder eine Persönlichkeit, aber alle aus eigenem Antrieb und Willen auf zweierlei ausgerichtet: sie gaben Religionsunterricht mit großer Wärme und sie hatten eine nüchtern gediegene methodische Zielsetzung. Nebenbei bemerkt bedeutete meine Katechese am Reformationstag für mich immer eine Prüfung vor dieser Zahl von Fachleuten. – Der in Pusch-

kau amtierende Kantor Rothe kennzeichnete mir gegenüber einmal den Schwerpunkt des Unterrichtes dahingehend: Was nutzen alle modernen Zielangaben für den Unterricht in der Volksschule; das überragende Unterrichtsziel muß darauf gerichtet sein, daß jedes Kind gut rechnen, fließend lesen und deutlich und orthografisch schreiben kann.

8. Ihre überlegte Finanzwirtschaft

Wenn man eine umfassende Darstellung des Lebenswerkes dieser Gutsherrin unternehmen wollte, dann wäre eine Vervollständigung des bisher Gesagten auch nach der Seite des zahlenmäßig erfaßbaren Umfanges ihrer Taten nötig.

Einmal muß der Versuch gemacht werden, einen Eindruck von der Methode ihres so weit ausladenden Wirkens zu gewinnen. Zweitens muß es uns um einen Einblick in die inneren Motive und Leitlinien ihres Wesens gehen.

Wir sprachen von der Zuckerfabrik Puschkau in ihrer Bedeutung für die gesamte Bevölkerung der umliegenden Ortschaften. Natürlich ist der Einwand billig, dies Unternehmen sei ja zunächst eine sehr geschickte Maßnahme zur Ertragsverbesserung der eigenen Güter gewesen, das andere Nebenprodukt.

Daß aber Fräulein von Kramsta die Intention dieser Nebenwirkungen im Blickfeld hatte, mag an einem anderen Vorgang deutlich werden. In Puschkau wurde zugleich für die im Umkreis gelegenen Dörfer schätzungsweise 1890/1900 eine Spar- und Darlehnskasse gegründet. Dies geschah nicht ohne Wissen der Gutsherrin. Die nächsten Sparkassen lagen sonst in den Kreisstädten. Die Einrichtung einer solchen Kasse hatte für die einfache Bevölkerung den Vorteil des verkehrsmäßig günstigen Standortes; der „kleine Mann“ und der Bauer, sie konnten ihre Geldgeschäfte auch abends abwickeln, außerdem handelten die Mitglieder in eigener Verantwortung. Ich habe diese Vorteile selbst erfahren. Neben der Sparmöglichkeit hatte die Kreditmöglichkeit eine unmittelbare Bedeutung für die Vorhaben der handwerklichen und bäuerlichen Betriebe. An dieser Stelle kann man die Methode, von der wir sprechen, beobachten. Nicht, daß Fräulein von Kramsta diese Einrichtung nur befürwortet und ihres Wohlwollens versichert hätte, das wäre billig gewesen.

Sie stiftete ein Grundkapital von 30.000,- Mark (Goldmark). Der Rendant der Kasse, Kantor Rothe hat mir das erzählt und dabei darauf hingewiesen, daß wegen dieses Stammkapitals die Puschkauer Kasse in ganz Preußen die einzige gewesen sei, die vor dem 1. Weltkrieg die gleiche Höhe des Satzes für Soll- und Habenzinsen ausgewiesen habe. Die Geberin blieb mit solchen Maßnahmen auf dem ihr vertrauten Gebiet der Wirtschaft und half allen strebsamen Kräften. Die Ausbeutung der wirtschaft-

lich Schwächeren durch zu hohe Darlehns- oder Wechselzinsen, wie sie oft mit Recht kritisch beschrieben worden ist, wurde hier ausgeschaltet und mit einer sinnvollen Gabe weitblickend vielen Hilfe geboten.

Die Geberin so großer Gaben konnte auch Nein sagen. Dies Nein konnte jeder Besucher des Dorfes Tschechen (später Friedrichsrode), in dem eines der Kramsta'schen Güter lag, studieren. Wie oft sind die Bewohner gefragt worden, warum in diesem Dorf nur ein Turm, keine Kirche stünde. Im Zentrum des Dorfes stand nämlich ein Glockenturm, unschwer als Kirchturm anzusprechen. Warum Turm ohne Kirche?

Das hatte seine Bewandnis. Das Dorf war ein gut kirchliches Dorf und gehörte zur Kirchengemeinde Puschkau mit einem Kirchweg von 2–3 km. Man faßte den Plan, eine kleine eigene Kirche zu bauen, aber aus Muhrau kam eine Absage betreffs einer hochherzigen Beihilfe. Die Gründe dafür habe ich direkt nicht erfahren. Gewiß spielte der Wunsch nach Einheitlichkeit und Lebensfähigkeit der Gemeinde Puschkau eine Rolle. Sie zählte zu meiner Zeit 2400 Seelen in sechs Dörfern, darunter Muhrau. Allerdings hatte Muhrau später die kleine Kapelle im Park, wo regelmäßig vierzehntägig Gottesdienst gehalten wurde. Die Tschechener Dorfgemeinde sollte ohne eigenes Gotteshaus am Ort bleiben, gab sich aber damit nicht zufrieden. Sie meinte vielmehr, das reiche Fräulein in Muhrau auf kluge Weise umstimmen zu können. Also errichteten die Dorfbewohner aus eigenen Mitteln einen Kirchturm in der Erwartung, dann werde die Kirche dazu geschenkt werden. Doch es blieb bei der Absage, sehr zum Kummer des Dorfes.

Die Spenderin von Hunderttausenden konnte Nein sagen, sie mußte es nach ihren Gesichtspunkten tun, wenn ein sachlich größeres und begründetes Interesse vorlag, hier die Einheit und Lebensfähigkeit der neugegründeten Kirchengemeinde.

Bis zu meinem Weggang aus der Gemeinde ist der Turm alleingeblichen, allerdings noch zu meiner Zeit mit Glocken ausgestattet, die die Gemeinde zum Gebet der Tageszeiten, zu Gottesdiensten, Festen und Feiern riefen und die Verstorbenen auf dem Weg zur letzten Ruhe geleiteten.

Ein solches Nein kann den Sinn der ungezählten Unterstützungen und Beihilfen nur verstärken. Die Zahl der persönlichen Bitten muß groß gewesen sein. Wir sahen bereits oben, daß zu ihrer ordnungsmäßigen Bewältigung außer den engsten Mitarbeiterinnen ein weiter Kreis von Vertrauenspersonen gehörte. Weder Achtlosigkeit noch eine unpersönliche Haltung sollte den Bittstellern begegnen, auch im Falle der Ablehnung nicht, obwohl natürlich unbescheidene Bitten nicht fehlten.

Eine besondere Gabe soll nicht übergangen werden. Mich überkam bereits beim ersten Hören das Gefühl, als wiese dieser Vorgang auf einen fürstlichen Liebreiz der im Wohltun und Mitteilen innerlich so reichen Frau hin. Sollte aber einem oder dem anderen der Leser ein Zweifel entstehen, es handle sich wohl doch um einen Mythos, dann soll ihm das

überlassen bleiben. Einen Beleg für den Vorgang besitzen wir nicht. Immerhin ist unbeschritten dokumentiert, daß von der Gutsherrin in Muhrau ein Strom von Gaben zu vielen tausend Menschen ausgegangen ist in Form von kleinen, großen und sehr großen Zuwendungen. So soll dieser Bericht als Typos für viele hier Platz finden.

Bei einem der im engeren Lebenskreis des Muhrauer Hauses stehenden Ehepaare stand die Silberhochzeit bevor. Es war bei der Patronin sehr geschätzt. Unter der Hand wurde erfragt, ob ein besonderer Wunsch vorliege, die Auskunft ging auf eine silberne Zuckerdose hinaus. Fräulein von Kramsta war aber bekannt, daß das Ehepaar den Lebenswunsch nach einer größeren Reise hatte, wohl nach dem lockenden Süden, darauf sparten sie auch. Als Fräulein von Kramsta dem Silberpaar ihre Segenswünsche aussprach, übergab sie die erwünschte Zuckerdose, sie war unwahrscheinlich schwer. Marie von Kramsta hatte sie mit Goldstücken gefüllt.

Von der Gründung einer Kirchengemeinde Puschkau war bereits die Rede, auch vom Bau der Kirche und des Pfarrhauses. Als Patronin hat sie diese Stiftung im vollen Umfang finanziert, m. W. die Kirche eine Viertelmillion Baukosten, das Pfarrhaus vierzigtausend Goldmark. Darüber wird im nächsten Abschnitt noch etwas zu sagen sein. Selbstverständlich ergaben sich bei diesem Vorhaben viele Fragen, darunter die, ob die zukünftige Gemeinde finanziell lebensfähig sein würde oder ob etwa einmal zu hohe Kirchensteuern von den Gemeindegliedern abgefordert werden müßten. Gerade dies wollte Fräulein von Kramsta dringlich abgewendet wissen. Deshalb trug sie Vorsorge auch für die Zeit, in der sie selbst einzutreten nicht mehr imstande sein würde.

Die Modalitäten ihrer Intentionen sind beachtlich!

Sie stiftete nicht – etwa parallel zur Spar- und Darlehnskasse ein Grundkapital, dessen Zinsen der Gemeinde alljährlich zufließen würden. Sie stattete die Kirchengemeinde mit einem Grundbesitz von zweihundert Morgen landwirtschaftlich nutzbarem Grund und Boden aus. Dafür stieß sie nicht irgendwo von ihrem Areal eine zusammenhängende Fläche ab. Sie gab guten Boden, fast ausnahmslos Bodenklasse II, in den Gemarkungen der verschiedenen Dörfer des neuen Kirchspiels und nicht als Grundbesitz der Pfarrstelle, sondern der Kirchengemeinde, so daß die Erträge in die Kirchkasse floßen, d. h. in die Kasse, deren Haushaltsdefizit aus Kirchensteuermitteln zu decken war. Daneben wurden noch Nebenzwecke erreicht: die Kirchengemeinde konnte ihr Land in einzelnen größeren und vor allem kleineren Parzellen an Arbeiter und Bauern verpachten. Somit stand in jeder Dorfgemeinde des Kirchspiels Pachtland zur Verfügung, eine meist sehr begehrte Möglichkeit zur Abrundung des Eigenbesitzes verschiedenartiger Interessenten. Die Mühsal der Verpachtung und Verwaltung nahm mir übrigens der bereits genannte Güterdirektor Schmidt ab, der auch in jeder Hinsicht die nötige Sachkunde und Autorität mitbrachte. Der gesamte Ertrag von jährlich sechstausend

Mark floß der Kirchkasse zu und bildete einen festen Einnahmetitel. Wie oft haben wir in den schweren Jahren nach dem Krieg und Inflation die weise Voraussicht der Stifterin gepriesen; denn die Gemeinde hatte mehr Möglichkeiten als andere, für die Erhaltung ihrer Gebäude zu sorgen und innergemeindliche Aufgaben anzufassen, ohne die Kirchensteuer erhöhen zu müssen.

Außerdem unterlag die Kirchkasse im Unterschied zur Pfarrkasse nicht so der direkten Einflußnahme vonseiten der Kirchenbehörde. Die Gemeinde war auf weite Sicht finanziell gut fundiert. – In der Tat eine beachtliche Methode des Gebens!

Dieser Abschnitt soll nicht abgeschlossen werden ohne den Hinweis auf eine humanitäre Stiftung. Wir meinen das Krankenhaus in Schreiberhau im Riesengebirge. Ich bin nur einmal zu einem kurzen Besuch dort gewesen. Das damals ganz moderne Haus lag auf einem Plateau am Südhang des Talkessels von Schreiberhau in einer bezaubernden Lage mitten in den weiten Tannenwäldern, klimatisch bevorzugt, das Beste, was man damals für Lungenkranke wußte. Die Kranken hatten nach meiner Erinnerung die Aussicht auf das gegenüberliegende Massiv des Reifträgers und der Schneegruben. Es war ein Spezialkrankenhaus für Tbc-Kranke mit Spezialärzten. Für die Leitung und die Pflegearbeit waren Diakonissen eingesetzt. Man kann sich, meinte ich damals, kaum etwas Schöneres vorstellen, eine fürstliche Gabe an Elende und Kranke aller Stände. Wenn dies Haus den Namen „HERR HILF“ trug, war das eine Bitte aus Zuversicht und Glaubenserfahrung. Die Barmherzigkeit findet eine Methode.

9. Ihre Verwurzelung im evangelischen Glauben

Wo lag der verborgene Grund, in dem dieses Leben sich verankert hatte? Es ist an der Zeit, diese Frage noch einmal aufzuwerfen. Bei einer so vielseitig veranlagten Persönlichkeit wie Marie von Kramsta gab es auch viele Grundrichtungen, zumal ihr schier unbegrenzte Möglichkeiten der Lebensbefriedigung offenstanden. Aber der Quell, aus dem sie lebte, war ein persönlicher und täglich bewußt gelebter Glaube, im reformatorisch verstandenen Christentum gegründet. Dieser Glaube wurzelte in der evangelischen Kirche, so wie sie sich in der heimatlichen Landschaft und deren Menschen darbot. Die schlesische Kirche hatte von der Reformation her eine bewegte Geschichte. Ihr ebenso leid- wie freudvolles Erleben gab sie als Zeugnis an die nachfolgenden Generationen in Gemeinde und Familie weiter und vererbte dadurch bewußt einen Lebenswert tieferer Umfänge, als man sie nachträglich vom Heute her der Volkskirche von einst zuzubilligen und anzuerkennen sich bereitzufinden möchte.

In diese Kirche war die Gutsfrau von Muhrau hineingeboren, ihr nehmend und gebend zugehörig und realistisch verpflichtet. Bis zum letzten Atemzug beharrte sie bei dem Herrn dieser ihrer Kirche.

Womit können wir uns das deutlich machen? Ich denke an die beiden Gotteshäuser in Puschkau und Muhrau, beide von Fräulein vom Kramsta gestiftet.

Wie bereits festgehalten, ist innerhalb ihres Besitztums eine neue Kirchengemeinde gegründet worden. Die sechs Dörfer, in denen die Güter der Herrschaft Muhrau lagen, gehörten vorher verschiedenen Kirchengemeinden an; die Bewohner hatten dorthin meist weite Wege. Die Stifterin des neuen Gotteshauses hat an sich gehalten, um nicht den Stimmen Gehör zu schenken, die ihr rieten, Kirche und Pfarrhaus in Muhrau zu erbauen. Das größte und zentral gelegene Dorf erhielt das Gotteshaus und den Amtssitz des Pfarrers. Puschkau!

Das alles ist leichter gesagt als getan. Wer derartige Vorgänge kennt, kann ermessen, wie groß die Schwierigkeiten selbst für eine überall respektierte Persönlichkeit waren. Schon die Entscheidung: Puschkau! war nicht einfach zu befehlen; die neuen Gemeinden sollten ja mit ihren Herzen für die neue Gemeinde und ihr Leben gewonnen werden.

Der Erwerb eines ausreichend großen und zentral gelegenen Grundstücks mußte getätigt werden, ohne jemand zu benachteiligen. Die öffentlichen und kirchlichen Rechtsfragen, die bei solchem Vorhaben aufbrechen, mußten im Vorfeld in Verhandlungen mit den Behörden Erledigung finden. Erst dann konnte das Eigentliche beginnen und die Baupläne erarbeitet werden.

Natürlich stand für diese Aufgaben ein Stab von erfahrenen Beamten und Fachleuten zur Verfügung. Entschlußkraft jedoch, Zähigkeit, Urteilskraft und Entscheidungsfreiheit mußte die Bauherrin in das Vorhaben einbringen, das Geld allein machte es nicht. Ohne kärglich zu geben, setzte sie doch einen begrenzten geldlichen Rahmen. Die Kapelle in Muhrau soll die einzige ihrer vielen Bauten gewesen sein, bei der der Architekt keine Grenze gesetzt bekam. Er konnte ohne Rücksicht auf Kosten gestalten. So unscheinbar und unauffällig sich diese Kapelle in die Parklandschaft einfügte, innen war sie eine einzige Kostbarkeit.

Der ganz persönliche Raum, das oft nur gedämpfte Licht, wie alle mit Geschmack gestalteten Gegenstände luden zum Stillesein und Hören, zum Gebet und zur Hingabe an die stärkenden Kräfte des Evangeliums ein.

Die Kirche in Puschkau war ein kraftvoller Bau. Aus unregelmäßig behauenen Granitsteinen errichtet hatte er etwas wuchtiges an sich; von den nahegelegenen Striegauer Steinbrüchen bezogen gaben diese Steine ihm auch etwas bodenständig Eigenartiges, nicht zuletzt für die Arbeiterbevölkerung. Das Gotteshaus, das Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gebaut wurde, war nicht im Stil der Neugotik gehalten,

mehr an romanische Formen mit ihren Rundbögen, Simsen, Portalen angelehnt. Innen war der Raum mit Holztäfelung, Gestühl, Emporen und Kanzel in warmem Dunkelbraun gehalten. Es war eine Dorfkirche. Jeder konnte seinen festen Platz haben im Gestühl oder auf der Empore, die längs des Kirchenschiffes verlief; eigens für die Gutsbeamten aus allen Dörfern bestimmt war neben dem Orgelchor eine Empore eingebaut. Für das Patronat wurde keine „Herrschaftliche Loge“ vorgesehen, die Guts-herrschaft saß einfach auf der vordersten oder zweiten Bank in der Gemeinde.

Schmucklos konnte man diese Kirche beinahe nennen. Das erstklassige Material allerdings war mit so großer Anpassung verwendet, daß die Einfachheit doch eine vornehme Wirkung ausübte. Das große Können lag in den wenigen mit aller Sorgfalt erdachten und erwählten geistlichen Schwerpunkten der Gestaltung. Die Kanzel nicht überhöht doch in beherrschender Stellung links vor dem Altar, rechts eine Taufnische, an der Rückwand des Kirchenschiffes die Orgel auf breiter Empore. Je länger umso stärker wurde der Blick auf den Altar konzentriert, zu dem zwei die ganze Breite der Apsis einnehmende Marmorstufen, dann noch zwei um den Altar umlaufende Holzstufen führten. Der Altar selbst helleres Holz mit leichten Schnitzereien, aus ihm wuchs den ganzen Kirchenraum beherrschend ein hohes Kruzifix hervor, das corpus aus Lindenholz geschnitzt. Rechts und links war es von Leuchtern flankiert. Am Sockel des emporragenden Kreuzesstammes stand – aus der Nähe besonders für den amtierenden Pastor – deutlich lesbar das Wort: „Es ist vollbracht“.

An jede Einzelheit, so haben mir Kirchenälteste erzählt, hat Marie von Kramsta große Aufmerksamkeit gewendet; sie soll während der handwerklichen Innenarbeiten täglich, manchmal sogar mehrmals am Tage von Muhrau mit ihrer Begleitung herübergekommen sein, um jede Farb-tönung, Form- und Sinnggebung selbst zu beobachten und zu entscheiden. Immer wieder habe sie z. B. kleine, an sich unauffällige Engelsköpfcchen wegnehmen und neu malen lassen. Wie liebevoll auf die Gemeinde bedacht gestaltet wurde, kann daraus erhellen, daß hinter dem Altar etwa in 1,30 Meter Höhe ein Band im Rund des Apsis gemalt war, das erst bei näherer Betrachtung seinen Sinn hergab: eine Kante von kleinen, schräg gestellten Fischen, das Symbol der Urchristenheit, Ichtys, Jesus Christus, Gottes Sohn, Heiland. „Heilandskirche“ lautete auch der Name des Got-teshauses. Zu Füßen des Gekreuzigten unmittelbar über der Altarplatte in einer Predella die Gestalten der zwölf Apostel. Sie waren auf Holz oder Emaille gemalt, jedenfalls traten sie aus ihrem Goldgrund in lebhaften Farben hervor. Ganz oben unter der flachen Decke, die an den Basilika-stil erinnerte, lief ein Saum von Tierbildern um das Kirchenschiff. Die Schöpfung gehörte auch in die Gemeinde, für die Kinder eine gern beob-achtete Teilnehmerschaft am Gottesdienst. Alles war einfach und schlicht, ohne jede Effekthascherei. Weder die Gemeinde noch ihre Pastoren konnten sich der Wirkung dieses zum Wort des Gekreuzigten

und seinen Sakramenten rufenden Altars entziehen. Wenn die Gemeinde zum heiligen Abendmahl um den Altar kniete, und der Herr in Brot und Wein in ihrer Mitte gegenwärtig war, wurde um sie her symbolisch repräsentiert die Urgemeinde mit den zwölf Aposteln und die Engel Gottes. Sie waren in den Glasfenstern der Apsis bildlich dargestellt, mit Musikinstrumenten auffordernd: jubilate, cantate und mit dem „gloria in excelsis deo“ den Cruzifixus von oben her in Anbetung liebevoll umgebend.

Marie von Kramsta wollte mit dieser Kirche in Puschkau den Menschen der sechs Dörfer, deren Schicksal mit dem ihren durch zwei Menschenalter verbunden gewesen ist, einen geistlichen Mittelpunkt, Zufluchtsstätte und innere Heimat geben. Nur wenig mehr als fünfzig Jahre hat die Kirche ihren Dienst erfüllt, ehe sie von Russen oder Polen blindwütig zerstört wurde.

Aber wer in ihr seine innere Heimat gehabt hatte, der vergißt sie nicht; weder die tragenden Gottesdienste noch die freie, starke Silhouette des Baues in der Landschaft; nicht die Konfirmationen, wenn der Chor den jungen Christen der Gemeinde sang: „Hier liegt vor deiner Majestät im Staub die Christenschar“; nicht die Christnacht mit dem ebenfalls vom Chor gesungenen den Raum brausend erfüllenden: „O lasset uns anbeten, o lasset uns anbeten den König“. Heilandskirche in Puschkau – Gedanke, Wille und Glaubenszeugnis ihrer Patronin.

Vielleicht darf, ja muß man dies Zeugnis in seinen Linien noch ein wenig ausziehen. Jedem Leser wird es selbstverständlich erscheinen, daß auch die Inschriften für die drei Bronzeglocken, die Paramente und die vasa sacra wohl bedacht waren. Selbst ein eigens für die Paramente und Utensilien angefertigter und eingerichteter Eichenschrank war nicht vergessen, er hatte im Pfarrhaus oben auf dem Flur seinen Standort. Hervorgehoben aber sei eines: die Taufschale mit ihrem Deckel. Es ist schwer, etwas Lieblicheres sich vorzustellen. Die Schale, Silber vergoldet, war am äußeren Rand eingefaßt von einem Kranz halbkreisförmiger Medaillons: zarte Rosenknöspchen und -blüten aufs Feinste in Silber getrieben, eine kunsthandwerkliche Arbeit, wohl aus Venedig bezogen. Dazu der Schalendeckel aus schwerem Silber getrieben, Blüte an Blüte von Blumen aus Feld und Garten.

Die reizende Schönheit von Kunst und Natur sprach jede Taufmutter mit gewinnender Lieblichkeit an und umrahmte das Köpfchen eines geliebten Kindes, wenn dem zarten Leben an seinem Beginn die schenkende Gnade des himmlischen Vaters in Wort und Wasser kraftvoll entgegenkam und es in seine Kirche einnahm.

Marie von Kramsta, die selbst kein Kind ihr eigen nannte, wollte offenbar, daß in ihrer Gemeinde jeder Mutter ohne Unterschied des Standes am Tauftag ihres Kindes eine frohe Schönheit begegnen sollte. Noch heute in der Erinnerung ein echter Widerhall, wie der Hauch einer liebevollen Verbundenheit über Raum und Zeit hinwegreichend.

Noch um eine Nuance innerlicher mag die Kapelle in Muhrau gewirkt haben. Auch dort, trotz vieler bewundernswerter Schmuckstücke des Kirchenbaus, zentraler Blickpunkt der Altar; er war aus Eichenholz in Feinheit ausgestattet.

Als eigentliches Zentrum wirkte das Mittelstück des Altars. Eine Beweinung Christi. Giovanni Bellini hat das Original etwa 1470 gemalt, es befindet sich in der Brera in Mailand, in Muhrau eine sehr gute Copie, wie mir Sachverständige sagten. Den Maler hat das Motiv der „Beweinung Christi“ vielfach beschäftigt. Dies Bild scheint eine sehr reife Arbeit zu sein. Das unsägliche Leid im Gesicht der Mutter Maria ist ergreifend, wie ebenso die Klage des Jüngers Johannes. Den Ausdruck des Antlitzes Christi vermag man kaum zu beschreiben. Den gemalten Merkmalen nach haben wir einen Toten vor uns, einen Leichnam in aller Realistik. Der Pfarrer am Altar wie jeder, der näherkommt, kann sich dem Eindruck des Bildes nicht entziehen. Er muß dem Toten ins Angesicht sehen. So unmittelbar konfrontiert, entdeckt er, wie geheimnisvoll, unbeweisbar wirklich unter dem Tod, den dies Antlitz spiegelt, das Leben liegt: dieser Tote lebt. Der 118. Psalm klingt an:

„Ich werde nicht sterben, sondern leben“.

In seiner lebhaften Sprache habe ich das Bild nie anders zu sehen und zu verstehen vermocht: Karfreitag und Ostern sind eine letzte göttliche Einheit. Das Bild des Meisters aus dem 15. Jahrhundert gibt das Credo mit lebendigem Ausdruck wieder: Gelitten, gekreuzigt, gestorben, begraben und auferstanden. Dies Bild aus alter Zeit in die unsere, aus dem Mailänder Museum nach Muhrau in die Kapelle herübergewonnen: Ausdruck des Credo der Stifterin beider Gotteshäuser. Hier lag der Anker ihrer Seele – ave anima pia!

Auch die Kapelle in Muhrau wurde von ähnlichen Übeltätern wie die Kirche in Puschkau nach 1945 zerstört.

10. Ihre Wirkung

Eine letzte Frage bleibt uns noch: wo ist diese Frau einzuordnen in der zeitgeschichtlichen Epoche, die ihr Leben umspannte? Eine verehrungswürdige, doch eigenartig abseits stehende Erscheinung? Eine überholte Gestalt?

Sieht man zuerst in den weltlichen Bereich, so wird eine negative Feststellung nicht fehlgehen, daß Fräulein von Kramsta in Politik und Öffentlichkeit keine bedeutende Rolle gespielt hat, auch nicht in den großen Wohltätigkeitsorganisationen, Frauenverbänden, sozialen Unternehmungen.

Nicht auszuschließen ist demgegenüber ein Einfluß auf die Entwicklung der Landwirtschaft durch Konzentration ihrer Betriebe als mustergültige Großlandwirtschaft und die parallel laufende Förderung und Stützung

vernunftgemäß ausgerichteter bäuerlicher Betriebe. Ebenfalls nicht auszuschließen ist eine Auswirkung ihrer sozialen Maßnahmen als Vorbild in der Gesamtentwicklung einerseits, unter ihren Standesgenossen andererseits.

Ihre Bedeutung für die herankommende und zu bildende Schicht der Lehrerinnen und damit die Gestaltung der selbstständigen Frauenberufe ist gewiß nicht leicht zu überschätzen. Einen besonderen Platz wird man ihrer Erkenntnis des Gewichtes unseres allgemeinen Schulwesens einräumen müssen. Der größte Weitblick offenbart sich in der Schaffung guter Schulbildung für die Kinder aller Stände in den Dörfern.

Obschon also der weltliche Raum nüchtern in ihrem Blickfeld blieb, lag der Schwerpunkt doch im Raum der evangelischen Kirche. Das Leben von Marie von Kramsta ist in den Frühling und Aufstieg der Inneren Mission verweben, die aus dem Grundsatz des Wittenberger Kirchentages 1848 lebte und Geschichte machte: „Die Kirche erkläre, die Liebe gehört mir wie der Glaube! Die rettende Liebe muß ihr das große Werkzeug werden, womit sie die Tatsache des Glaubens erweist“. In diesem Raum schlug ihr Herz, er verband aus freiem Entschluß ihr ganzes Wirken, Planen und Erfüllen mit dem Wollen, Weben und Werden der Diakonie im evangelisch kirchlichen Raum. Wir dürfen vielleicht sagen: das war sie!

Aber wo ist sie hier wieder einzugliedern? Weder im weltlichen Werk: „Die Frauen des 19. Jahrhundert's“, von Lina Morgenstern 1888/91 noch im „ABC der Inneren Mission 1939“, „Unser Werk“ ist ihr Name zu finden. Gewiß hängt das zusammen mit ihrem strikten Willen, ihre Person solle nicht in den Vordergrund gerückt werden; dieser Wunsch wiederum wahrscheinlich deshalb, weil sie nicht eine Wohltäterin und gütige Spenderin von oben her darstellen wollte. Sie wollte, so verstehen wir sie, als Christenmensch schlicht der ihr gebotenen Verantwortung in verpflichtetem Tun leben.

Nicht weniger als Amalie Sieveking und Eva von Tiele-Winckler gehört sie unseres Erachtens in die evangelische Diakonie. Sie gab dabei weder ihr persönliches Leben auf noch ihren großen Besitz. In dem ihr gebotenen Raum setzte sie ihren Reichtum in Dienst um. Gewiß wußte sie genauestens, daß „Geld der Repräsentant aller irdischen Güter ist“, wie eine christliche Ethik ihrer Generation sagt. Aber sie hatte mit ihrem Besitz das Wissen geerbt, daß Geld ein Arbeitsmittel ist, Arbeitsmittel, um Gedanken in gestaltende Taten umzumünzen; und daß Wohltaten nicht in Geldpflastern bestehen dürfen, sondern wirtschaftliche Formung und Umformung der Lebensmöglichkeiten sein müssen, wo immer die Betroffenen sie aus eigener Kraft nicht schaffen können. Ihr Blick war offen für Nöte und Notwendigkeiten, ihr Wille ging auf Gestaltung aus, und ihre Kraft ergriff fachkundig das Arbeitsmittel Geld. Weder für sie allein noch für andere sollte es sinnlos oder gar verderblich werden, für sie selbst nicht mehr als für andere lebenerhaltend sein, Arbeit fördernd, Leiden lindernd und Nöte behebend. So hat sie ihren Platz in der evange-

lischen Diakonie gehabt und ausgefüllt. Wenn wir ein Charakteristikum konstatieren wollen, dann möchten wir diese Art, mit Geld umzugehen, „wirtschaftliche Diakonie“ nennen, an das Kraffteld Kirche gebunden und von Bibel und Bekenntnis eingegeben. Diese Handhabung der Diakonie des Geldes hatte weder franziskanische Züge an sich, noch solche von oberher abzeweiender Wohltätigkeit, sondern erforderte den Einsatz persönlichen Glaubens für gesellschaftlich sinnvolle Werke.

Die Diakonie der Muhrauer Gutsfrau rief Diakonie hervor, indem sie die Voraussetzungen für diakonisches Wirken schuf, die Möglichkeiten bereitete, die Wege ebnete. Sie schuf Stationen, die für die Arbeit von Mutterhausschwestern ebenso geeignet wie günstig waren. Die Mutterhäuser ihrerseits übten den Dienst aus, den selbst zu leisten die Gutsfrau nicht imstande war. Sie rief Arbeits- und Ausbildungsstätten, Erholungs- und Pflegeheime für Erwachsene und Kinder ins Leben. Sie half der Diakonie dienen und helfen. Auch das war eine „Barmherzigkeit mit der Seele“. Im Jahr 1916 fielen im Kriege die beiden Verwandten, die zunächst als Erben des Kramsta'schen Besitzes bestimmt waren, Vater und Sohn. So griff der Tod und das durch ihn unaufhaltsam hervorgerufene Leid noch einmal tief in Fräulein von Kramsta's Leben ein. Sie zog sich aus Muhrau auf ein von ihr erworbenes Gut zurück, Berbisdorf bei Hirschberg im Riesengebirge und legte die Verwaltung der Muhrauer Güter in die Hände einer Verwandten. In Berbisdorf hat sie bis zu ihrem Ende zurückgezogen gelebt, treu ihrer bisherigen Lebensart. In diesen dunklen Jahren, deren Last sie schwer empfand, hat ihr allzeit reger Geist sich viel aus dem Reich des Geistes zu eigen gemacht bis hin zum Studium der russischen Sprache und Geschichte. Aus der Geschichte Russlands soll sie „noch kurz vor ihrem Tode am Abendische vorgelesen“ haben (Adalbert Hoffmann). Über allem Wandel der Zeiten aber hielt sie fest an dem Versprechen, das sie einst „ihrem Konfirmator gegeben hatte, täglich früh und abends wenigstens ein Kapitel aus der Bibel zu lesen“. Das war dann auch das letzte Werk der zum Schaffen und Geben begnadeten Frau, der dafür so viel anvertraut war.

Am Abend des 27. Juli 1923 ist sie ganz still eingeschlafen. Beigesetzt wurde sie auf dem Dorffriedhof – nicht im Park – in Muhrau in einer der üblichen Erbbegräbnisstellen. Dort ruht sie neben Emma Potthoff, der dritte Platz war ihrer anderen Gesellschafterin Fräulein von Lengerke vorbehalten.

Wer den einfachen Dorffriedhof betrat, sah sich einem hochragenden weißen Marmorkreuz gegenüber. Auf dem Hauptweg vom Eingangstor zur Friedhofskapelle im Schnittpunkt aller Linien des Friedhofs wuchs es gleichsam aus einem sorgfältig aufgeschichteten Steinhaufen heraus. Jedem Besucher war das große Marmorkreuz auf den Weg gestellt. Ob es auch von rohen Händen und Gemütern umgestürzt und zerschlagen ist? Wir wissen es nicht. Der Krieg ging über das Land! Letztlich geht es auch

nicht um Marmorkreuze, sondern um den, den Marie von Kramsta auch im Angesicht des Todes bezeugen wollte, den gekreuzigten und auferstandenen Christus. Ihm galt ihre Diakonie.

Gerhard Schröder

Ergänzende Literaturhinweise:

G. Hultsch (Hrg.), Das Evangelische Schlesien. Bd. IV. Vom Diakonischen Werk in der Evangelischen Kirche Schlesiens, Ulm 1957, S. 66.

ders.: Das Evangelische Schlesien. Bd. II. Silesia sacra, Düsseldorf 1953, S. 75.

ders.: Schlesische Dorf- und Stadtkirchen, Lübeck 1977, S. 314–17 sowie Abb. S. 665.

W. Schübler, Von Frankenstein nach Wertheim. Der Weg eines schlesischen Diakonissenmutterhauses, in: JSKG N. F. 33 (1954), S. 163.

Schlesien zwischen Habsburg und Brandenburg

Die kirchlichen Beziehungen zwischen dem österreichischen und preußischen Schlesien von der Reformation bis ins 18. Jahrhundert¹⁾

Jubiläen sind Erinnerungsfeiern. Bedeutsame Ereignisse der Vergangenheit bilden den Anlaß für historische Betrachtungen, für einen besinnlichen Rückblick. Jubiläen tragen aber immer auch den Charakter der Gegenwart, in der sie gefeiert werden, und sie sind meist verbunden mit Wünschen und Erwartungen an die Zukunft.

Das Jubiläum des Vereins für Schlesische Kirchengeschichte gibt mir Gelegenheit, über die kirchlichen Beziehungen zwischen dem österreichischen und preußischen Schlesien nachzudenken. Dafür möchte ich dem Vorstand danken.

Dieses Jubiläum fällt in eine Zeit, in der Schlesien politisch zwischen Polen und der Tschechoslowakei aufgeteilt ist. Deshalb besteht in einer solchen politischen Situation das Bedürfnis, sich historische Vorgänge zu vergegenwärtigen und zu fragen, worin die Ursachen dieser Teilung liegen. Hierin äußert sich das Sehnen nach Beurteilungskriterien, welche scheinbar abhanden gekommen sind und die man in der Vergangenheit wiederzuentdecken glaubt. Wenn ich mich darum ausgiebig der Vergangenheit widme, kann ich mich der geschichtlichen induzierten unterschiedlichen Betrachtungsweise zwischen österreichischen und preußischen Schlesiern nicht entziehen, die vielleicht für die Nicht-Schlesier allerdings angesichts zweier Weltkriege nur noch antiquarischen Wert haben. Aber die Besinnung auf den uns gemeinsamen evangelischen Glauben und unsere christlichen Grundwerte möge uns helfen, Mißverständnisse und unterschiedliche Bewertungen zu überwinden.

Von Pleß bis zum Beskidenkamm

Die stolze Geschichte dieses kleinen, bis zum Zusammenbruch des habsburgischen Reiches zu Österreich gehörenden schlesischen Landes gliedert sich geographisch in zwei voneinander abgegrenzte Teile: in einen südwestlichen Streifen, bestehend aus den Herzogtümern Troppau und Jägerndorf, und einen südöstlichen Teil, das Herzogtum Teschen.

Das alte Herzogtum Teschen wird im Westen gegen Mähren auf einer Strecke von etwa 50 Kilometer Länge von den Beskiden bis Mährisch-Ostrau durch den Fluß Ostrawitz begrenzt, der in die Oder fließt. Die Ostgrenze gegen Galizien bildet die Biala, ein Nebenfluß der Weichsel, an dessen beiden Ufern ehemals die deutsche Sprachinsel Bielitz liegt.

¹⁾ Es handelt sich um den Text eines Festvortrages, der anlässlich der Tagung zum 100-jährigen Bestehen des Vereins für Schlesische Kirchengeschichte am 26. September 1982 in Wertheim am Main gehalten wurde. Der Vortrag wurde in seinem Stil unverändert gelassen, jedoch durch Anmerkungen ergänzt.

Die Nordgrenze verlief an der früheren deutschen Reichsgrenze von Oderberg bis Pleß. Im Süden bilden die Beskidenkämme von der Lissa-Hora bis zum Jablunka-Paß die Grenze zum slowakischen Waagtal. Die ehemalige Markgrafschaft Mähren schiebt sich wie ein schmaler Keil zwischen das Teschener und Troppauer Land.

Diese Grenzlage des Teschener Landes zwischen Deutschland, Polen und der Slowakei, dem früheren Ober-Ungarn, haben der Bevölkerung eine bewegte Geschichte verschafft, weil sie wichtige Korridore nach Nord und Süd, West und Ost bildete. Abgeschiedenheit und Transit verknüpfen dieses Land in paradoxer Weise, bis in die letzten Jahrzehnte. Oft mußte dieses Gebiet die Zweideutigkeit des Vorteils erfahren, den ihr die günstige Verkehrslage an dem belebten Handelsweg zwischen Breslau-Teschen-Kaschau-Budapest-Belgrad-Konstantinopel und Wien-Teschen-Bielitz-Krakau-Lemberg bot; denn der Segen wandelte sich stets dann zum Fluch, wenn statt der Kaufleute Soldaten über die Straßen zogen.

Sehr bunt war das Bild der Nationalitätenverteilung. Der östliche Teil des österreichischen Schlesiens wurde von drei Nationalitäten, den Deutschen, Polen und Tschechen, bewohnt, deren Siedlungsgebiete räumlich gar nicht voneinander geschieden waren. Die Deutschen verfügten an der schlesischen Grenze beiderseits des Flübchens Biala über eine Sprachinsel mit der Hauptstadt Bielitz. Sie entstand im Zuge des Kolonisationswerkes im 13. Jahrhundert und zählte 1945 etwa 40000 Deutsche²⁾.

Die Bevölkerung Österreichisch-Schlesiens betrug im Jahre 1910 756949 Einwohner und war unter allen österreichischen Provinzen die am dichtesten bevölkerte. Im österreichischen Ostschlesien lebten 282844 Katholiken, 102947 Protestanten, 10180 Juden. Von den Einwohnern waren 76916 Deutsche, 233850 Polen und 115604 Tschechen³⁾. Die amtliche Bezeichnung für dieses Gebiet im Habsburgerreich war Österreichisch-Ostschlesien und Österreichisch-Westschlesien⁴⁾.

Das Teschener Gebiet entwickelte sich im vergangenen Jahrhundert zum Industrieland und war innerhalb Österreichs Vorbild und Vorspann, Beispiel und Anreiz für die übrigen österreichischen Länder. Das „Ostrau-Karwiner Kohlenbecken“, eines der mächtigsten Kohlenlager Europas, hatte eine große Bedeutung für die Kohlenversorgung der ganzen ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie, ja darüber hinaus auch der Balkanländer.

²⁾ Walter Kuhn, Geschichte der deutschen Sprachinsel Bielitz (Schlesien), Würzburg 1981.

³⁾ Schlesiens Bevölkerung in einigen wichtigen Beziehungen auf Grund der Volkszählung vom 31. Dezember 1910 mit besonderer Berücksichtigung der vorhergegangenen Volkszählungen, hrsg. Landesstatistisches Amt, Troppau 1912.

⁴⁾ Der tschechische Teil Schlesiens verlor 1927 trotz gemeinsamer Proteste der deutschen, polnischen und tschechischen Schlesier seine jahrhundertalte Landesautonomie durch die Vereinigung mit Mähren. Vgl. Reinhard Pozorny, Das österreichische Schlesien, Eckartschriften Heft 61, Wien 1977.

Als die Donaumonarchie begann

Die geschichtliche Verbundenheit Schlesiens mit dem Hause Habsburg begann mit einem welthistorischen Ereignis. Bereits der ungarische König Matthias I. Corvinus wollte den Türken widerstehen und ein mächtiges Reich aufbauen; er eroberte auch Schlesien, Mähren und die Lausitz. In der furchtbaren Schlacht bei Mohács 1526 gegen die Türken starb auf der Flucht König Ludwig II. von Ungarn und Böhmen, wodurch der Untergang des corvinischen Ungarn bewirkt wurde. Die böhmischen Stände wählten Erzherzog Ferdinand von Österreich zu seinem Nachfolger, den späteren Kaiser Ferdinand I. Dies bedeutete den Beginn der Donaumonarchie, deren Existenz bis in unser Jahrhundert reichte. Es war die Türkengefahr, die Schlesien zum Anschluß an Österreich brachte, und fast gleichzeitig begann Schlesien sich der deutschen Reformation Luthers zu öffnen. So gibt es seit der Reformation zwei geistig starke Strömungen, die der Schlesier aufnimmt und trägt: die südliche Komponente aus Richtung Wien und die nordwestliche aus Richtung Wittenberg. Fast 226 Jahre lang wehten die österreichischen Fahnen über ganz Schlesien, das bis 1742 die Schicksale mit denen des Habsburgerreiches teilte. Fast 400 Jahre hielt das Band, das Ost- und Westschlesien mit Österreich verband, bis die Tragödie von 1918 die Trennung erzwang.

Felix Austria ist Mode. Diese zwei Worte aus einem berühmt gewordenen Distichon, das Humanisten zu Maximilians Zeiten dichteten⁵⁾, wird heute dem wieder lebendig, der jenes österreichische Schlesien bereist, das sich protestierend nach dem Ersten Weltkrieg aus dem Verband der österreichisch-ungarischen Monarchie lösen mußte. Man hört und sieht auf Schritt und Tritt voll Rührung Reminiszenzen an eine Zeit, in der es sich am lockeren habsburgischen Gängelbände recht komfortabel leben ließ.

Der österreichische Akzent in allen Lebensbereichen prägte Land und Menschen. Österreichischer Charme, österreichische Konzilianz und Toleranz, ohne Preisgabe der Eigenständigkeit, und ein feines Empfinden für den Pulsschlag vieler Völker waren die tragenden Elemente einer Lebenshaltung, die den österreichischen Schlesier bewußt oder unbewußt mitgeformt hatten. „Seltsam“, so schreibt Bruno Brehm (1892–1974) 1942, „in Eger, Aussig und Reichenberg war man weiter von Wien entfernt gewesen als in Teschen, Ostrau und Troppau... Als ich nach dem polnischen Feldzug des Zweiten Krieges im Troppauer Kaffeehaus saß, glaubte ich, schon in Wien zu sein“⁶⁾. Dagegen kannte der

⁵⁾ Bella gerant alii, tu, felix Austria, nube –

nam quae Mars aliis, dat tibi regna Venus.

Kriege mögen andere führen, du, glückliches Österreich, heirate, denn die Reiche, die anderen Mars gibt, gibt dir Venus.

Ernst Joseph Görlich, Grundzüge der Geschichte der Habsburger Monarchie und Österreichs, Darmstadt 1970, S. 84.

⁶⁾ Bruno Brehm, Am Fuße der Beskiden, in: Beskidenkalender 1971, München 1971, S. 35–37.

schlesische Schriftsteller August Scholtis (1901–1969), der preußische „Herr aus Bolatitz“, das österreichische Schlesien nicht. Er schrieb: „Wir wußten nichts vom Teschener Schlesien und auch nichts vom Troppauer Schlesien, wir wußten nicht, daß dieses österreichische Schlesien ein selbständiges Land war in der Donaumonarchie, mit ungleich viel mehr staatlichen Eigenrechten als die preußische Provinz Schlesien. Die Geschichte Schlesiens begann mit Friedrich dem Großen, als hätte Schlesien vor der Eroberung durch diesen Preußenkönig nicht existiert und keine Geschichte gehabt“⁷⁾.

Im Herzogtum Teschen, einem Lehen des böhmischen Königs, regierten bis zu ihrem Aussterben 1653 372 Jahre lang Herzöge aus dem Stamme der Piasten. Die politischen Geschicke des Landes wurden von den schlesischen Fürsten und Ständen in Breslau beraten, zu denen die Herzöge von Teschen vielfach verwandtschaftliche Beziehungen hatten, so insbesondere zu jenen in Brieg und Liegnitz. Als die Niederlage von Mohács eine 150jährige Osmanenherrschaft über Ungarn beschwor und die böhmische Krone dauernd auf die Habsburger überging, gehörte auch das Herzogtum Troppau zum österreichischen Kaiserhaus. Nicht ganz hundert Jahre später, mit Urkunde vom 4. Januar 1614, verließ Kaiser Matthias das Herzogtum Troppau an Fürst Karl von Liechtenstein. Das Herzogtum Jägerndorf besaßen seit 1523 die Markgrafen von Brandenburg-Ansbach, die es dann ebenfalls an Karl von Liechtenstein verloren.

Die Teilung durch die Schlesischen Kriege

Schicksalhafte geschichtliche Bedeutung für die Schlesier hatten die drei Schlesischen Kriege⁸⁾. Diese verfolgten als Kriegsziel eine Aufteilung der Habsburger Monarchie. An den Kriegshandlungen beteiligten sich alle Gegner Österreichs: Preußen, Sachsen, Bayern, Spanien und Frankreich. Der Angriff ging von Preußen aus, das einen alten Rechtsstreit um die Herzogtümer Liegnitz, Brieg und Wohlau wieder aufnahm und Schlesien beanspruchte. Maria Theresia entschied, daß ein kampfloser Territorialverzicht größeren Umfangs für eine Großmacht untragbar sei. Beim Ersten Schlesischen Krieg 1740–1742 fiel ein großer Teil Schlesiens kampflos in die Hände Preußens. Der am 28. Juli 1742 zustande gekommene Friede zwischen Österreich und Preußen beendete den Ersten Schlesischen Krieg. Preußen gewann fünf Siebentel von Schlesien, bei

⁷⁾ August Scholtis, Das andere Schlesien, in: Beskidkalender 1959, München 1959, S. 60 und Karl Schodrok, Oberschlesische Kunstleistung aus Blut und Boden, in: Beilage zur Muttersprache: Oberschlesien, 48. Jg., Heft 6, Berlin, Juni 1933, S. 218 urteilt: „In der späteren österreichischen Zeit träumte Oberschlesien einen rechten Dornröschenschlaf, aus dem es die preußischen Trommeln weckten. Friedrich der Große gab dem Lande neue Triebkräfte, wenn auch zunächst mehr in wirtschaftlicher Hinsicht.“

⁸⁾ Ernst Joseph Görlich, a. a. O. S. 144ff.

Österreich verblieben zwei Siebentel⁹⁾). Bei Österreich verblieben ein südöstlicher Teil, das Herzogtum Teschen, und ein westlicher Teil, das Fürstentum Troppau, das Herzogtum Jägerndorf und das südliche Bismutsland Neisse jenseits der Oppa¹⁰⁾).

Im Zweiten Schlesischen Krieg 1744–1745 versuchte der preußische König das Ottomanische Reich gegen Österreich aufzuheizen.

Der Dritte Schlesische Krieg 1756–1763, der Siebenjährige, besiegelte endgültig die tragische Teilung Schlesiens, obwohl es in allen drei Schlesischen Kriegen in Europa keiner Seite gelungen war, eine endgültige militärische Entscheidung herbeizuführen¹¹⁾).

Während der Verlust des „Gartens“ Schlesiens, als welchen Maria Theresia das reiche Land bezeichnete, die wirtschaftliche Entwicklung Österreichs stark schwächte, blieb der „Zaun“ Schlesiens weiter bei Österreich¹²⁾). Der Verlust Schlesiens war für Österreich aber auch in nationaler Hinsicht nicht zu verschmerzen. Er führte zur Verdrängung Österreichs aus Deutschland, zu einer Schwächung des Deutschtums im bei Österreich gebliebenen Teil und zu weiteren unvermeidlichen Auseinandersetzungen mit Preußen. Maria Theresia soll bei der Krönung ihres Gatten

⁹⁾ Insgesamt mußte Maria Theresia rund 40000 km² Land mit 1200000 Einwohnern abtreten, wodurch Preußen auf etwa 160000 km² mit 4500000 Einwohnern anwuchs und somit zu einer Großmacht minderen Ranges wurde.

¹⁰⁾ Schon bald nach dem Ende des Ersten Schlesischen Krieges wurde in Troppau ein eigenes königliches Amt an Stelle des bisherigen Oberamtes in Breslau errichtet, das die Verwaltung des österreichisch gebliebenen Schlesien übernahm; 1851 wurde in Troppau eine Landesregierung eingesetzt. Das österreichische Ost- und Westschlesien gehörten weiterhin dem Erzbistum Breslau an. Das Kommissariat Teschen bildeten die Archipresbyteriate oder Dekanate Bielitz, Freistadt, Friedeck, Jablunkau, Karwin, Teschen, Schwarzwasser und Skotschau an. Die Kaiserin Maria Theresia schuf für die bei Österreich verbliebenen Schlesier ein bischöfliches Generalvikariat, dessen Sitz an keinen Ort gebunden war.

¹¹⁾ Während des Siebenjährigen Krieges residierte 1758 in der völlig überfüllten Stadt Teschen auch der Breslauer Bischof Philipp Gotthard Graf Schaffgotsch, dem Friedrich II. wegen seiner österreichischen Gesinnung Landesverrat vorwarf. Ein Jahr darauf besetzten preußische Truppen Teschen und entführten den katholischen Dekan, Bernhard Globisch, fürstbischöflicher Kommissär, den sie in Kosel festhielten, bis die Österreicher einen ihnen genehmen Geistlichen freigaben. Der Breslauer Bischof konnte sich rechtzeitig nach Olmütz retten. Schaffgotsch errichtete 1771 ein General-Vikariat mit einem Konsistorium für den österreichischen Anteil der Breslauer Diözese in Friedeck ein.

¹²⁾ Zahlreiche Legenden, die meist einen wahren Kern hatten, verdeutlichen den großen Verlust Österreichs. Josef II. soll diese Äußerung am 31. August 1779 in Camenz an jener Stelle getan haben, an der später die preußische Prinzessin Marianne das Schloß erbauen ließ: „Wahrlich, Preußens großer König hat den besten Teil erwählt. Er nahm vom Schönen sich das Schönste. Er nahm den Garten und meiner Mutter ließ er von allem nur den Gartenzaun“. Vgl. Franz Toenniges, Ein schlesisches Kloster im Brennpunkt preußischer Geschichte, Kürten/Westf. 1981, S. 33. Irrtümlich nennt Toenniges als Nachfolger Maria Theresias Franz II. Im Aufsatz „Als Maria Theresia Schlesien verlor“, in: Deutsche Volkswehr, Friedeck v. 20. 2. 1932, gilt Joseph II. als Urheber des Zitats.

Franz Stephans zum Römisch-Deutschen Kaiser in Frankfurt 1745 erklärt haben: „Eher gäbe ich mein Hemd und meinen Unterrock her als Schlesien“.

Der junge Preußenkönig nahm sich vor, die neueroberte Provinz Schlesien auch geistig und politisch aus der österreichisch-habsburgischen Welt herauszulösen und für sich zu gewinnen. In dem nun preußisch gewordenen Teil führte das Denken und Empfinden bei den Evangelischen in die Kategorien des national einfarbigen preußischen Staates. Wie dieses Empfinden aussah, erfährt der aus Preußen vertriebene Philosoph Christian Wolff (1679–1754)¹³, ein Bahnbrecher der Aufklärung, in einem Brief des kursächsischen Staatsmannes Ernst Christoph Freiherr von Manteuffel¹⁴, Schwiegersohn eines Teschener Kirchenvorstehers: „Jeder Untertan in diesem Land wird als geborener Sklave betrachtet“¹⁵).

Was der Mann aus Wittenberg bewirkte

Es ist nun von mir darzustellen, wie sich diese wechselvollen politischen Ereignisse jener Zeit in der Entwicklung des kirchlichen Lebens auswirkten.

Schon hundert Jahre vor der lutherischen Reformation aus Wittenberg hatte eine religiöse Freiheitsbewegung die Bewohner Schlesiens erreicht. Demokratisch im modernen Sinn war diese böhmisch-hussitische Bewegung freilich nicht. Sie hatte ihren Märtyrer: Johannes Hus, 1415 auf Beschluß des Konstanzer Konzils auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Jenes Feuer hatte nun in Schlesien weiter gewirkt. In Teschen gab es Utraquisten in den Zünften, die das Abendmahl unter beiderlei Gestalt – *sub utraque specie* – feierten und eng mit dem kirchlichen Leben verbunden waren. Troppau bildete einen oberschlesischen Stützpunkt der Utraquisten. Breslau wird dagegen Widersacher des Hussitenkönigs Georg von Podiebrad und ein Sammelplatz der katholischen Koalition. Setzt man diesen schon fast hundert Jahre währenden Gärungsprozeß voraus, ist es nicht verwunderlich, daß das österreichische Schlesien nicht lange brauchte, um protestantisch zu werden. Erste Zeugnisse für die Verbreitung der deutschen Reformation sind in Teschen aus den Jahren

¹³) Der schwedische Gesandtschaftsprediger Lerche, ein Pietist, verhinderte um 1721 eine Berufung Wolffs an eine zu gründende Akademie der Wissenschaft und Technik in Wien. Lerche berichtet Francke im Dezember 1723: „man trägt Bedenken, ihm (Wolff) solches (die Leitung) aufzutragen, weil zumalen seine Hypothesen (seine Philosophie) hiesiger Landesart (dem herrschenden katholischen Konfessionalismus und der Scholastik) ganz inkompatibelen sind“. Vgl. Eduard Winter, Barock, Absolutismus und Aufklärung in der Donaumonarchie, Wien 1971, S. 101f.

¹⁴) H. Patzelt, Gräfin Manteuffel, geborene von Bludowsky (1698–1756). Eine Oberschlesierin in den Mittelpunkt der deutschen Barockkultur des achtzehnten Jahrhunderts, in: Schlesien 18 (1973), S. 235–242.

¹⁵) Friedrich Heer, Der Kampf um die österreichische Identität, Wien 1981, S. 127.

um 1528 bekannt. Unter den Kanzelrednern traten mehrere als Kritiker der kirchlichen Mißstände in den Vordergrund. Bekannt ist Magister Johann von Troppau 1524 in Brieg.

Der stärkste Einfluß auf das Volk für das Fortschreiten der Reformation im Teschener Gebiet ging von Niederschlesien aus¹⁶⁾. Die für den Durchbruch der Reformation notwendige Änderung im Herzogtum Jägerndorf kam durch Markgraf Georg von Brandenburg-Ansbach zustande, der die Herrschaft 1523 kaufte¹⁷⁾. Die Markgrafen von Brandenburg-Ansbach haben auch den Boden für den Durchbruch der Reformation im benachbarten Herzogtum Troppau vorbereitet. Es ist für die lutherische Gesinnung ebenso wie für das Ansehen der Troppauer protestantischen Bürgerschaft gewiß kennzeichnend, daß unter den schlesischen Städten, die um das Jahr 1590 um den berühmten Prediger und Liederdichter Valerius Herberger (1562–1627) warben, neben Breslau und Liegnitz auch Troppau genannt werden.

Der erste Bielitzer Pastor Matthias Richter aus Bernstadt bei Oels eröffnete eine rege Verbindung nach Niederschlesien. Dank dieser Beziehung war die wichtige Grenzstadt Bielitz der Mittelpunkt der reformatorischen Erneuerung im südöstlichen Schlesien, aus der allein 34 Pastoren zwischen 1547 und 1628 stammten. Sie wirkten im Sinne Luthers im Herzogtum Teschen, in der Herrschaft Pleß, in Ostmähren und anliegenden Gebieten.

Andererseits ist die schlesische Geschichte aber auch reich an Männern voll Tatkraft und Energie, die mit der deutschen Reformation über Niederschlesien in das östliche Schlesien kamen und die Geschicke des Landes leiteten. Der Sekretär des Teschener Herzogs Eleasar Tilisch, der auch eine Geschichte des Herzogtums verfaßte, stammte aus Hirschberg¹⁸⁾. Dr. Christian Cunrad aus Breslau betreute als Leibarzt die Herzogin Lukretia. Johann von Tylgner, ein Breslauer, stand als Burggraf in Schwarzwasser und Skotschau im Dienste des Teschener Herzogs Adam Wenzel. Auch wirtschaftliche Zweige, wie die Tuchmacherei, hatten vorzugsweise Deutsche aus Schlesien zu ihren Stützen.

¹⁶⁾ Walter Kuhn, Das Beständige in der Bielitzer Geschichte, Lippstadt 1961, S. 5.

¹⁷⁾ Othmar Karzel, Die Reformation in Oberschlesien, Ausbreitung und Verlauf, Würzburg 1979, S. 34ff.

¹⁸⁾ Näheres bei Leopold Johann Scherschnik, Nachrichten von Schriftstellern und Künstlern aus dem Teschener Fürstenthum, Teschen 1810, S. 151f. Das gilt auch für die folgenden Namen.

Die Gegenreformation

Der große Gegenschlag gegen den Protestantismus begann im Zeichen Habsburgs in Teschen 1610 mit der Konversion des Herzogs Adam Wenzel¹⁹⁾. Vier Jahre vorher konvertierte Wallenstein, der den Herzog in Teschen 1603 auf seinem Schloß aufsuchte, um 200 Gulden auszuleihen. Die Dynamik für die Gestaltung der Zukunft lag bei den Habsburgern und damit bei der katholischen Kirche, die durch die radikale Rekatholisierung einen Großteil der Bevölkerung Schlesiens der österreichischen Sache dienstbar machen wollten. Das Habsburgerreich identifizierte nämlich Andersgläubigkeit mit Staats- und Dynastiefeindlichkeit. Die katholische Kirche half, die Herrschaft der Habsburger und des Adels zu legitimieren; sie wollte mit ihrer universellen Sprache im Vielvölkerreich eine gemeinschaftsbildende Kultur stiften. Entscheidend aber für das Zurückdrängen des Protestantismus war im österreichischen Schlesien jedoch das Verhalten des Adels, der im 17. Jahrhundert mehr und mehr um politischer, gesellschaftlicher und nicht zuletzt um materieller Vorteile willen den evangelischen Glauben wieder aufgab und auf Grund des Prinzips „Cuius regio eius religio“ auch seine Untertanen zwang, katholisch zu werden. Der Herrscher bestimmte das Bekenntnis. Karl von Liechtenstein, der 1613 konvertierte und von Kaiser Matthias das Herzogtum Troppau als böhmisches Kronlehen in Schlesien erhielt, möge dafür ein eindrucksvolles Beispiel sein. Das gilt auch von dem 1667 zum Landeshauptmann des Teschener Herzogtums ernannten ehemaligen evangelischen Johann Friedrich Graf Larisch, der energisch die weitere Rekatholisierung des Landes vorantrieb.

Die Systematik der Gegenreformation im Teschener Gebiet zeigte sich nach dem Tode der Herzogin Lukretia 1653 in der Bildung einer eigenen Religions-Kommission. Als der Jesuitenorden 1671 in Teschen ein Kolleg mit Gymnasium und Konvikt errichtete, ging es ihm darum, den protestantischen Adel für die katholische Kirche zu gewinnen. Alle Wucht der Verfolgung konzentrierten die Jesuiten auf Teschen. Sie strebten die völlige Ausrottung des lutherischen Glaubens im Herzogtum Teschen an und erreichten 1674 die Ausweisung aller Protestanten aus Teschen, falls diese nicht zur katholischen Kirche konvertierten. In Breslau dagegen befanden sich neben dem Jesuitenkolleg im 17. Jahrhundert noch zwei lutherische Gymnasien, die auch von Schülern aus dem südöstlichen Schlesien besucht wurden²⁰⁾. So wurde Protestant um Protestant, Familie um Familie in Teschen, durch das rücksichtslose Vorgehen der Jesuiten gezwungen, den Glaubenswechsel zu vollziehen. 1690 war Teschen wieder eine

¹⁹⁾ K. Radda, Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Protestantismus im Herzogthum Teschen bis zum Toleranzpatent, in: 9. Programm der k. k. Staatsrealschule in Teschen, Teschen 1882, S. 1–39 und Drs., Materialien zur Geschichte des Protestantismus im Herzogtum Teschen, in: 12. Programm der k. k. Staatsrealschule in Teschen, Teschen 1885, S. 1–42.

²⁰⁾ Eduard Winter, a. a. O. S. 54.

katholische Stadt. Nun dehnten die Jesuiten die Zwangskatholisierung auch auf die Landbevölkerung aus, die sich jedoch zum Teil diesen Bekehrungsversuchen zu widersetzen verstand. Da die katholische Kirche und die Behörde sich weder der religiösen noch der politischen Loyalität des Volkes sicher waren, errichteten die Jesuiten zwei ständige Missions-Pfarreien im Herzogtum Teschen.

Der Kampf gegen die Protestanten im österreichischen Schlesien hielt dann noch nach den Schlesischen Kriegen mit unverminderter Härte an. Er bedeutete nämlich Befestigung der habsburgischen Herrschaft und Abkehr von Preußen. Es wurde den Österreichern verboten, die Gottesdienste in den evangelischen Kirchen im Fürstentum Pleß zu besuchen und dort ihre Kinder zur evangelischen Unterweisung zu schicken. Alle in Preußisch-Schlesien vollzogenen Trauungen wurden annulliert und die Ehepaare als Konkubinarii bestraft. Als Protestanten die Eheschließung wegen ihres Glaubens verweigert wurde, nahm die Flucht nach Preußisch-Schlesien erheblich zu. Auch das System der Kinderbekehrung wurde immer stärker entwickelt. Disziplinierung schon im Kindesalter und drakonische Strafen sollten Abhilfe schaffen und vergrößerten doch nur die Not. Die große Mehrheit der Landbevölkerung blieb in den ihr gesetzten Schranken und versuchte, ihre manchmal erbärmliche Lage beim Branntwein zu vergessen²¹⁾.

Während der Reformation, als einer Zeit größter geistiger Durchdringung des österreichischen Schlesiens, kamen viele Deutsche in das Herzogtum Teschen. Dagegen verließen in der Gegenreformation mehr Deutsche, Polen und Tschechen die Heimat. Wie hoch der Prozentsatz der fluchtartig abgewanderten Bürger der Stadt Teschen war, zeigen die Zahlen der verlassenen Häuser in Teschen: Ein Drittel stand leer. Aber während die nach Brieg, Krappitz, Kreuzburg, Pleß und anderen schlesischen Orten abgewanderten Evangelischen allmählich durch katholische, meist polnisch sprechende Katholiken ersetzt werden konnten, erholte sich die wirtschaftliche Lage der Stadt nach 1690 nur sehr langsam.

Eine große Anzahl von Evangelischen faßten den Mut, nach Preußisch-Schlesien auszuwandern. Bekannt ist im Besonderen der aus Trzytiesch bei Teschen gebürtige Paul Twardy (1737–1808)²²⁾. Er wurde 1763 Lehrer der polnischen Sprache beim preußischen Kadettenkorps in Berlin und amtierte seit 1765 als Pastor in der kleinen deutschen und polnischen Gemeinde St. Christoph in Breslau. Ein prominenter Emigrant war Ludwig Moritz von Wilmowsky, der 1691 sein Gut Wilamowitz bei Skotschau verkauft und mit seiner Familie zunächst nach Frankfurt an der Oder emigrierte und sich schließlich in Crossen an der Oder niederließ, um dem

²¹⁾ In Weichsel wurde 1813 Alkohol für 20000 Gulden Wiener Währung konsumiert. Vgl. Anonymus, Die Gebirgsbewohner des Teschener Kreises, den 2. November 1818, in: „Hesperus“, Prag 1819, Beilage 8, S. 34.

²²⁾ L. J. Scherschneck, a. a. O. S. 157f.

Gewissenszwang zu entgehen²³). Hier trat er zum reformierten Glauben über. Die evangelischen Stände gaben ihm den Auftrag mit, sich am brandenburgischen Hof für die Freiheit des evangelischen Bekenntnisses in Schlesien einzusetzen. Er erhielt für seine Aufgabe sogar jene kostbaren Originalurkunden mit, die den evangelischen Ständen im Herzogtum Teschen die Religionsfreiheit beurkundeten. Als preußischer kurfürstlicher Rat entsandte ihn Friedrich II. nach Wien und Utrecht, um dort in Verhandlungen die Wiederherstellung des Augsbургischen Bekenntnisses nach den Rechten des Westfälischen Friedens in Schlesien zu erreichen. Die Hoffnungen der Reformierten blieben jedoch unberücksichtigt.

Ein weiterer protestantischer Emigrant aus Teschen, Johann Liberda, Pastor der tschechischen Exulanten-Gemeinde in Berlin, stand in Diensten des preußischen Königs, der ihm auch politische Aufträge gab²⁴). Zahlreiche evangelische Schlesier, aber auch tschechische Protestanten, auf die der Druck der Rekatholisierung und der sozialen Untertänigkeit lastete, erwarteten von Friedrich II. eine Befreiung von diesen Bindungen. Ungewollt regte Pastor Liberda als Protégé des Preußenkönigs Friedrich durch seine Schriften, die im oberlausischen Lauban gedruckt wurden, die Bauernaufstände an. Sie flammten 1736 auf den Teschener Kammergütern²⁵) und 1732 und 1737 in Ostböhmen auf. Während der drei schlesischen Kriege kam die Sehnsucht nach Freiheit offen zum Ausdruck. Die Tschechen sangen beim Dreschen das Lied: „Brandenburku, podej ruku, a my tobě více, jatro, srce, plíce, Brandenburku, podej ruku!“ (Brandenburg, gib uns die Hand, und wir geben dir dafür, Leber, Herz und Lungen; Brandenburg, gib uns die Hand“) ²⁶). Maria Theresia erschien für die Protestanten gar nicht als die milde Landesmutter, denn sie reagierte meist böse, wenn von den Akatholischen die Rede war. In den Augen der widerspenstigen Protestanten war Friedrich II. der politische Gegenspieler der Habsburger. Seine Aufforderung zur Emigration

²³) Erich Neuß, Geschichte des Geschlechtes von Wilmowsky, Halle 1938, S. 119ff.

²⁴) H. Patzelt, Der Pietismus im Teschener Schlesien 1709–1730, Göttingen 1969, S. 73f.

²⁵) Die Teschener Kammer, ehemaliger Familienbesitz der Teschener Piasten, damals in den Händen des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen, ein Hochzeitsgeschenk Maria Theresias an ihre Tochter Erzherzogin Marie Christine, beschäftigte im 19. Jahrhundert je nach der Jahreszeit 15000 bis 20000 Arbeitskräfte. Diese ausgedehnten Latifundien betragen 28% der Fläche Österreichisch-Ostschlesiens. Unzählige Grenzsteine der Teschener Kammer hatten den Buchstaben TK eingemeißelt, um den Besitz zu markieren. Man nannte sie im Volksmund „Twardy kamién“ (harter Stein). Ob nicht diese Bezeichnung aus der Verfolgungszeit der Protestanten stammt? Vgl. Das ostmährisch-schlesische Industriegebiet (M.-Ostrau-Teschen-Bielitz) eine selbständige, neutrale Republik! in: Flugblätter für Deutschösterreichs Recht. Hrsg. Dr. A. Wotawa, Nr. 22, Wien 1919.

²⁶) Friedrich Heer, a. a. O. S. 121.

war nicht nur eine Tat politischer Klugheit, durch die der Preußenkönig in Schlesien und Böhmen viele Menschen zu gewinnen versuchte, sondern auch ein Werk der Barmherzigkeit, gemessen an den Maßstäben königlicher Verantwortung. Doch eine Massenflucht der Protestanten nach Preußen unterblieb, da die Ansiedlungsmöglichkeiten und Beschäftigungsaussichten zu gering waren.

Immer wieder zeigte sich in der Zeit der Gegenreformation bis zur Auflösung des Jesuitenordens evangelische Gesinnung, die sich zu einer energischen Opposition gegen die Ansprüche der katholischen Kirche wandte. Schließlich wurde der Jesuitenorden, jahrhundertlang die ergebenste Kampftruppe des Papstes, auf Druck der Höfe Westeuropas 1773 aufgehoben, dem sich Maria Theresia aus außenpolitischen Gründen anzuschließen gezwungen sah.

Bekannt für den opferreichen Widerstand der evangelischen Schlesier blieb bis in die heutige Zeit hinein der Spruch: „Twardy jak Luter z pod Cieszyna“, „hart wie ein Lutheraner im Teschenischen.“ In Erinnerung blieb mir ein oft gebrauchter Ausspruch eines Arbeiters meines Vaters, der die zum Trocknen der Ziegeln notwendigen Holzrahmen reparierte: „Dieser Nagel hält so fest wie der lutherische Glaube in Teschen.“

Die Gnadenkirche und ihr Einfluß

In der Bedrängnis der schlesischen Protestanten erzwang nun Karl XII. von Schweden 1706 von Kaiser Josef I. die Altranstädter Konvention. In sechs schlesischen Städten entstanden Gnadenkirchen: in Sagan, Freystadt, Hirschberg, Landeshut, Militsch und Teschen. Neben zwei aus Mitteleuropa stammenden Theologen wirkten die schlesischen Pastoren Johann Muthmann, Samuel Ludwig Sassadius, beide aus Reinersdorf, Kreis Kreuzburg, Gottfried Schmidt aus Oels sowie der bedeutendste, Johann Adam Steinmetz aus Groß-Kniegnitz, Kreis Nimptsch, in Teschen. An der evangelischen Lateinschule unterrichteten fast ausschließlich schlesische Theologen.

August Hermann Francke, der die Verbindung zu den Protestanten in Schlesien aufnahm, richtete mit Hilfe seiner Mitarbeiter in Teschen einen pietistischen Stützpunkt ein. Denn diese Stadt spielte für die weitere Verbreitung des evangelischen Glaubens eine wichtige geistige Brücke nach Polen, Ober-Ungarn und Ostmähren. Es überrascht nicht, daß von Teschen aus evangelische Literatur verbreitet wurde. Teschen wurde Ausgangsort von Übersetzungen der Bibel in die tschechische, slowakische und polnische Sprache. Dazu kamen Übersetzungen anderer religiöser Literatur. Anhard Adelung, ein Kaufmann in Breslau, stand in brandenburgisch-preußischen Diensten und plante, in Teschen ein Waisenhaus nach dem Vorbild Halles zu errichten. Der Preußenkönig verstand es, geschickt die weitreichenden Verbindungen der schlesischen Pietisten für seine politischen Ziele der Annexion Schlesiens auszunutzen. Der für Österreich unglückliche Ausgang der Schlesischen Kriege verrin-

gerte den schlesischen Einzugsbereich der Gnadenkirche um ein Drittel und die Zahl ihrer Gemeindeglieder um ein Viertel²⁷⁾). Sie hatte sich von dem bisherigen, nun preußisch gewordenen Konsistorium in Brieg zu trennen. Teschen erhielt bereits 1744 ein kleines Konsistorium nach Liegnitz-Brieger Vorbild. In dem nun preußisch gewordenen Bezirk der Gnadenkirche entstanden die selbständigen Kirchengemeinden Pleß, Golassowitz, Tarnowitz, Rösnitz und Neustadt O/S. Die enge Verbindung der preußischen und österreichischen Evangelischen kam darin zum Ausdruck, daß diese fünf Gemeinden Teschener Pastoren wählten. Obwohl sich nach 1742 der deutsche Anteil an der Gnadenkirche vermindert hatte, gab es noch an allen Sonn- und Feiertagen neben dem polnischen auch einen deutschen Gottesdienst. Dankbarerweise kamen auch evangelische Familien aus Preußisch-Schlesien zu diesen Gottesdiensten in die Gnadenkirche, weil ihre Eltern in Teschen im Glauben unterwiesen worden waren. Die Verbindung nach dem preußischen Schlesien brach jedoch nach dem Toleranzpatent von 1781 fast gänzlich ab, denn das Gesellschaftsgefüge und geistige Antlitz in Teschen wurde von Männern bestimmt, die ihre Bildung und ihren geistigen Standort in Wien gewonnen hatten. Ferner wirkte sich der Humanitätsgedanke der Aufklärung dahingehend aus, daß die Gewalttätigkeit gegen die Akatholischen immer weniger dem Geschmack der Zeit entsprach. Joseph II., wohlwollend überzeugt, daß Toleranz die eigentliche Meinung der Zeit wäre, bewirkte für die Protestanten in der habsburgischen Monarchie durch das Toleranzpatent eine völlige Wende. Seine Absicht war, eine österreichische Nation zu schaffen.

Während der Geist der Gnadenkirche in der Folge der neuen geschichtlich-politischen Lage nach 1742 sozusagen ausschließlich durch einheimische, meist Bielitzer Theologen bestimmt wurde und ihr daher die Gefahr der Erstarrung drohte, öffnete man sich nach dem Toleranzpatent wiederum weit für die Einflüsse aus Deutschland und Ungarn. Bis zum Toleranzpatent setzte sich die Geistlichkeit ausnahmslos aus Schlesiern zusammen. Der plötzliche Bedarf für die zehn sich bildenden Toleranzgemeinden in Österreichisch-Schlesien konnte aus dem Teschener Lande in der ersten Zeit nicht immer gedeckt werden, weil die Berufung von Pastoren aus Preußisch-Schlesien nach dem Ersten Schlesischen Krieg verboten blieb. So wählten die schlesischen Landgemeinden deutsch und slowakisch sprechende Pastoren aus dem angrenzenden Ober-Ungarn, die in Jena, Greifswald, Leipzig und Wittenberg studiert hatten und bereit waren, die schlesisch-polnische Mundart zu erlernen, um ihren Dienst verrichten zu können. Das führte jedoch nicht selten zu Schwierigkeiten. Von grundlegender Bedeutung beim Aufbau der Gemeinden wurde die 1784 errichtete „Mährisch-Schlesisch-Galizische Superintendentur

²⁷⁾ H. Patzelt, Anfänge der Toleranzzeit in Österreichisch-Schlesien, in: Peter F. Barton ED., Im Lichte der Toleranz, Aufsätze zur Toleranzgesetzgebung des 18. Jahrhunderts im Reiche Joseph II., Wien 1981, S. 289ff.

A.B. "in Teschen, die Traugott Bartelmuß (1735–1809), ein Bielitzer, leitete. Das Teschener Konsistorium mußte 1784 wegen der Grenzlage nach Wien verlegt werden und bildete den Vorläufer des heutigen Wiener Oberkirchenrates. Seit Kaiser Joseph II. den Glaubenskrieg und den Kulturkampf zwischen der österreichisch-römisch-katholischen und der deutsch-evangelischen Kultur beendete, lösten sich die Beziehungen der schlesischen österreichischen Evangelischen zum preußischen Teil sehr schnell²⁸⁾. Es bildete sich auch bei den Protestanten ein bewußt kaiserlich-österreichisch gefärbter Patriotismus. Es ist bezeichnend für die innerpolitischen Verhältnisse des Habsburgerreiches, daß der österreichische Schlesier auf seine deutsche Schulbildung stolz war und sich nach 1848 im beginnenden Nationalitätenkampf auf die Seite Deutsch-Österreichs stellte. In der Einstellung der österreichischen Schlesier gegenüber den Preußen bestand seit den Schlesischen Kriegen immer eine gewisse Reserve. Die Gnadenkirche wirkte mit ihrem evangelischen Gymnasium führend nach dem Verlust von fast ganz Schlesien weit in das protestantische Leben Österreich-Ungarns hinein. Bedeutende evangelische Österreicher empfangen von den dichtbesetzten Gottesdiensten in der Gnadenkirche nachhaltige Eindrücke. So wuchsen die evangelischen Schlesier allmählich in die Gesamtverantwortung der habsburgischen Monarchie hinein und konnten sich in der bunten ethnischen Vielfalt geistig voll entfalten.

Ein Jahr vor dem Toleranzpatent Josephs II. wurde in der politisch doch freieren Schweiz, in Basel, die „Deutsche Christentumsgesellschaft“ gegründet²⁹⁾. Diese Gesellschaft trachtete dem damals machtvoll vordringenden Geist der Aufklärung einen Damm entgegenzusetzen. Sie verband in ökumenischer Offenheit Christen aus ganz Europa in über vierzig Zweiggemeinschaften. Diese weite und für die Geschichte des Protestantismus bedeutsame Welt der „Christentumsgesellschaft“ fand nun auch in Schlesien zahlreiche Freunde und Mitglieder. Nun wirkte es sich

²⁸⁾ Die Macht des evangelischen Landadels war mit der Gegenreformation weitgehend gebrochen. Den evangelischen Ständen des Teschener Herzogtums war es deshalb zu Beginn des 19. Jahrhunderts nicht mehr möglich, das Kirchenvorsteheramt mit drei ständischen Vorstehern zu besetzen. Ab 1801 war dann einziger Kirchenvorsteher der aus Steinkunzendorf, Kreis Reichenbach, stammende Georg Friedrich Erdmann Klette von Klettendorf (Leopold Johann Scherschmik, a. a. O. S. 100f.), der die Erhaltung und Förderung des kirchlichen Lebens an der Gnadenkirche energisch und eigenwillig zu fördern versuchte; er trat insbesondere für die Wahrung der Rechte des Kirchenvorstandes ein. In diesem Schlesier kam zum letzten Male das Selbstgefühl der Adeligen, die Herrenfunktion der Stände für die Gnadenkirche, ihre Bedeutung und Macht, in kirchlichen Angelegenheiten zu entscheiden, zum Ausdruck.

²⁹⁾ „Deutsch“ war im Jahre 1780 kein politischer, sondern ein sprachlich-kultureller Begriff. H. Patzelt, Freunde der Basler Christentumsgesellschaft in Schlesien, in: Schlesien 22 (1977), S. 69–76 und Drs. Basler Christentumsgesellschaft und ihre Freunde in Schlesien, in: Jahrbuch für die Geschichte des Protestantismus in Österreich, 95. Jahrgang (1979), Wien, S. 69–87.

auch in Bielitz und Teschen aus, daß siebzig Jahre zuvor Pastor primarius Steinmetz im Sinne Philipp Jakob Speners in der Gnadenkirche gepredigt und ein Häuflein „Erwecker“ um sich gesammelt hatte. Die Bielitzer Pietisten schlossen sich 1793 heimlich der „Deutschen Christentumsgesellschaft“ an und pflegten rege Verbindung mit den gleichgesinnten Sozietäten in Nürnberg, Dresden und Breslau.

Diese Aufgeschlossenheit der österreichischen Schlesier spiegelte sich auch in der Entwicklung ihrer evangelisch-lutherischen Kirche. Immer wieder empfing sie auch von jenseits der Grenzen wesentliche Impulse, die das religiöse Leben befruchteten und bereicherten. Diese geschichtlichen Verbundenheiten haben ein Recht, Mitgliedern einer evangelischen historischen Gesellschaft vorgetragen zu werden, um enger miteinander verbunden zu sein, um Verlorenes wiederzufinden, festzuhalten und, nichtsdestoweniger, inneren Frieden zu schaffen.

Die vertriebenen Hugenotten des 17. Jahrhunderts lehren uns, besondere geschichtliche Erfahrungen gnädiger Führungen zu würdigen, um damit dem Zusammenhalt einer Gemeinschaft zu dienen und ihn zu fördern. Geistige und religiöse Überlieferungen helfen der Gegenwart und nützen auch der Zukunft. Es zeigt sich nämlich, daß bei den vielfachen Sorgen einzelner Gläubiger in der Vergangenheit der Zukunft mit wacher Nüchternheit und starkem Glaubensleben standgehalten werden kann.

Die evangelisch-österreichischen Schlesier genossen damals keine staatliche Protektion, aber sie schufen sich mit Hilfe ihres Glaubens eine eigene Tradition und setzten sich gegen eine Staatskirche durch.

Neben der bekannten, sprichwörtlichen schlesischen Toleranz wäre dann auch noch die Opferbereitschaft zu nennen, die zwischen den Schlesiern in reichem Maße über die Grenze geübt wurde. Staatliche Eingriffe, die immer wieder das evangelische Glaubensleben in Österreich gefährdeten, haben die evangelische Kirche zwar dezimiert, aber nicht vernichtet. Die Hilfe preußischer Schlesier hatte sich trotz Trennung und Grenze den schlesischen Nachbarn zugewandt zur Verteidigung des Glaubens, unabhängig von ihrem Volkstum. Das muß besonders herausgehoben werden. Die deutschen und polnischen Gemeinden, aber auch die einzige tschechische Gemeinde in Althammer in Österreichisch-Schlesien, erhielten reichlich Unterstützung.

Brüderliche Hilfe, wie sie in Schlesien damals wirksam wurde, haben auch die evangelischen Christen heute in dem zwischen Polen und der Tschechoslowakei aufgeteilten Land dringend nötig. Es ist deshalb höchst wichtig, daß auch von uns, den in der Bundesrepublik Deutschland lebenden Schlesiern, die reiche Tradition der Offenheit und Toleranz den evangelischen Kirchen unter den schwierigen Umständen heute bewahrt wird.

Dr. Herbert Patzelt

100 Jahre Forschung in schlesischer Kirchengeschichte

Den 100. Geburtstag des am 28. Februar 1882 in Breslau gegründeten Vereins für Schlesische Kirchengeschichte e. V. begehen wir im Rahmen der in diesem Jahr fälligen Arbeitstagung des Vereins vom 24. bis 27. September 1982 in Wertheim/Main.

Ich habe in diesem Zusammenhang die Aufgabe übernommen, über „100 Jahre Forschung in schlesischer Kirchengeschichte“ zu berichten, und möchte zunächst die Geschichte des Vereins, dann die Schwerpunkte seiner Forschung und schließlich Zukunftsaufgaben behandeln.

Die Geschichte des Vereins für Schlesische Kirchengeschichte in 100 Jahren.

Wenn es auch im Psalter heißt „Tausend Jahre sind vor Dir, Herr, wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache“, so mindert das nicht die Tatsache, daß schon 100 Jahre Geschichte inhaltsreich und bewegt sein können. Dafür ist die Geschichte unseres Vereins für Schlesische Kirchengeschichte ein Beweis. Sie läßt erkennen, wie stark Geschichtsforschung mit dem Wohl und Wehe eines Volkes und Staates verbunden ist.

Im Jahr 1882 war ein reichliches Jahrzehnt seit der Gründung des Deutschen Reiches im Jahr 1870 vergangen. Das Aufblühen dieses Reiches bot die äußeren Voraussetzungen für eine gründliche Geschichtsforschung auf profanhistorischem wie auch auf kirchenhistorischem Gebiet. Die Möglichkeit für die Gründung eines kirchengeschichtlichen Vereins für Schlesien war aber erst in dem Augenblick gegeben, als das Selbstständigkeitsgefühl der evangelischen Kirche in Schlesien als Provinzialkirche mit einer eigenen Synodalverfassung eine bestimmte Höhe erreicht hatte. Das war im Jahr 1882 der Fall. Zugrunde lag die Erkenntnis:

„Nur der kann die Kirche verstehen, der ihre Geschichte kennt.“ (M. Schian)

Dem nationalen Aufstieg um und nach der Jahrhundertwende folgte der Abstieg mit dem ersten Weltkrieg von 1914 bis 1918.

Trotzdem kann Hellmut Eberlein in seinem anläßlich des 50jährigen Bestehens des Vereins gehaltenen Referat „Aus 50 Jahren Vereinsgeschichte“ im Jahr 1932 feststellen:

„Der Krieg 1914–1918 hat das Vereinsleben nur nach einer Seite hin gehemmt. Mit der Kirchlichen Herbstwoche fiel zwar auch die Generalversammlung in den ersten drei Kriegsjahren aus; von 1917 an wurde sie aber wieder gehalten. Dafür erschienen gerade in den Kriegsjahren besonders starke Jahrbücher von je 12–17 Bogen, dazu auch ein Urkundenbuch. Die Hemmungen setzten erst nach dem Kriege ein. Im Korrespondenzblatt 1914 regte Eberlein an, in den einzelnen Gemeinden eine

kirchliche Kriegschronik zu führen, um später einmal die Geschichte des kirchlichen, religiösen und allgemeinen Lebens in Schlesien zur Zeit des Krieges zu schreiben.“

Der zweite Weltkrieg (1939–1945) dagegen stellte das Weiterleben des Vereins bald in Frage. Das hatten weder Inflation noch Kirchenkampf vermocht. Am 9. Oktober 1940 fand in Breslau die letzte große Mitgliederversammlung statt, in der Hellmut Eberlein über Arbeit und Stand des Vereins berichtete. 1941 erschien das letzte Jahrbuch, da wegen angeblichen Papiermangels ein weiteres Erscheinen nicht möglich war.

Mit der Vertreibung der schlesischen Menschen und damit der schlesischen Kirche 1945–1946 schien das Ende des Vereins gekommen zu sein. Erst infolge des Zusammenschlusses evangelischer Schlesier in der Bundesrepublik Deutschland als Gemeinschaft evangelischer Schlesier im Jahre 1950 ergaben sich neue Möglichkeiten. Dabei haben sich drei Männer besonders verdient gemacht, deren Namen wir hier in großer Dankbarkeit nennen: Hellmut Eberlein, Gerhard Hultsch und Gerhard Rauhut. Bald trat auf den Tagungen der Gemeinschaft evangelischer Schlesier die Frage nach einer Wiederbelebung und Weiterführung der schlesischen evangelischen Kirchengeschichtsforschung auf. Es wurden daraufhin Verhandlungen zwischen dem alten Vorstandsmitglied H. Eberlein und dem Mitglied des Vereins Gerhard Hultsch in Württemberg geführt. Es ging dabei auch um die Frage, ob zuerst Mitglieder aus der alten Zeit gesammelt und neue dazugeworben werden sollten oder ob zunächst mit dem Wagnis der Herausgabe eines Jahrbuches begonnen werden sollte.

Gerhard Hultsch vertrat dabei die Meinung, daß die Neuherausgabe des Jahrbuches einen größeren Werbeerfolg erwarten ließe. Die Folgezeit gab ihm recht. Mit Hilfe des Verlages „Unser Weg“ und seines Schatzmeisters wurde 1953 das erste Jahrbuch nach dem Kriege herausgebracht. Es trug den Titel: „Jahrbuch für Schlesische Kirchen und Kirchengeschichte“. Ab 1960 erscheint es dann wieder unter dem Titel „Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte“. Im Gegensatz zu 1882, wo es dem neuen Verein schnell gelang, 30 Mitglieder zu werben, war die Zusammenführung von Mitgliedern nach 1952 sehr viel schwieriger. Leichter dagegen war es, Mitarbeiter zu gewinnen, da sich verschiedene bisherige Mitglieder wieder zur Verfügung stellten. Bis zum Tode von Hellmut Eberlein am 14. Juli 1957 gaben H. Eberlein und G. Hultsch das Jahrbuch gemeinsam heraus. Seitdem ist Gerhard Hultsch allein für die Herausgabe des Jahrbuches verantwortlich. Er hat diese Aufgabe mit großer Umsicht und dankenswerter Hingabe bis heute getan.

Das Jahrbuch 1959 brachte auf Seite 167f. eine erste Mitgliederliste von 95 Mitgliedern. Im gleichen Jahrbuch erschienen zum ersten Male die „Mitteilungen des Vereins für Schlesische Kirchengeschichte“ und von da an in jedem Jahrbuch kontinuierlich. Am 28. Juni 1959 fand in Köln die erste Mitgliederversammlung des Vereins statt, in der sich der Verein einen neuen vollständigen Vorstand gab. In der Mitgliederversammlung

am 8. Juni 1963 wurde dann eine neue Satzung in enger Anlehnung an die alte Satzung vor dem Kriege beschlossen. Sie wurde mit der Eintragung des Vereins als „Verein für Schlesische Kirchengeschichte e. V.“ am 20. September 1963 beim Registergericht Hannover rechtskräftig.

Inzwischen ist die Zahl und der Zusammenhalt der Mitglieder weiter gewachsen. Diese erstaunliche Tatsache ist nicht ohne die rührige Werbetätigkeit einiger Mitglieder möglich gewesen. So ist die Zahl von anfänglich 95 Mitgliedern bis zum Jahr 1972 auf 251 und bis zum Beginn des Jahres 1982 auf 279 Mitglieder angestiegen. Natürlich ergeben sich durch Tod oder Alter auch immer wieder Abgänge in der Mitgliederzahl. Dabei muß dankbar hervorgehoben werden, daß sehr oft Pfarrerswitwen und Angehörige von schlesischen Pfarrern die Mitgliedschaft für den verstorbenen Ehemann oder Vater weitergeführt haben. Die im Jahrbuch 1982 veröffentlichte Mitgliederliste zeigt eine viel stärker zu verzeichnende Berufsstreuung als je zuvor. Dazu kommt, daß sich das Ansehen von Verein und Jahrbuch im In- und Ausland erheblich gefestigt und verstärkt hat.

2. Schwerpunkte und Ergebnisse der Forschung in schlesischer Kirchengeschichte in den Jahren von 1882 bis 1982.

Das Geburtsjahr des Vereins 1882 lag vor einem besonderen Lutherjahr, gerechnet vom Geburtsjahr Luthers 1483. Deshalb ist es verständlich, daß in den ersten Jahrbüchern die Reformation und ihre Bedeutung für Schlesien das Thema vieler Aufsätze bestimmt hat. Es wurden die Ursachen der Reformation in Schlesien untersucht. Es wurden Beiträge für eine Heßbiographie zusammengetragen, Briefe und Urkunden aus der Reformationszeit wurden auf ihren Inhalt hin untersucht. Kirchenvisitationen im Reformationsjahrhundert wurden ins rechte Licht gerückt. In mehreren Aufsätzen war von Kaspar von Schwenkfeld und seinen Anhängern die Rede. Schließlich kamen auch die Gegner der Reformation in Schlesien zur Sprache.

Unter den Verfassern dieser Aufsätze würdigte Hellmut Eberlein im Jubiläumsjahr 1932 besonders den damaligen Sekretär des Vereins, Lic. Koffmane aufgrund seiner Mitarbeit bei der Herausgabe der Weimarer Lutherausgabe.

Am Schluß seines Referates „Aus 50 Jahren Vereinsgeschichte“ stellte H. Eberlein die Frage:

„Ist denn überhaupt noch in schlesischer Kirchengeschichte etwas zu erforschen, zu machen, zu schreiben? Wissen wir nicht schon alles?“ Seine Antwort lautete: „Es geht hier wie auf allen Forschungsgebieten, daß die Fragen und Probleme erst dann in Fülle kommen, je tiefer man sich in die Forschung einarbeitet, und daß dann recht bald aus dem stolzen: Wir wissen genug! ein bescheidenes: Wir wissen garnicht viel! wird.“ Er fährt dann fort: „Ich nenne eine ganze Reihe von Themata, die m. E. der Bearbeitung harren, und möchte durch dieses Aufzählen dem einen oder anderen Lust zur Mitarbeit wecken. Dabei halte ich es für notwen-

dig, daß auch von evangelischer Seite die Zeit des Mittelalters in Angriff genommen wird, – wie es z. B. Edmund Michael schon getan hat in seinem Buch: „Die schlesische Kirche und ihr Patronat im Mittelalter unter polnischem Recht, Görlitz 1926“ – „

Gedacht ist dabei an Themen wie:

Die Anfänge des Christentums in Schlesien;

Die Grundzüge mittelalterlicher Frömmigkeit in Schlesien;

Die religiöse Opposition im Mittelalter;

Kirchliche Zustände am Ausgang des Mittelalters (Staat, Kirche, Frömmigkeit).

Kam die schlesische Reformation von oben oder unten, war sie eine geistige Volksbewegung oder ein politischer Akt der Fürstengewalt?

Die Geschichte und Eigenart der Schwenkfeldischen Gemeinden;

Evangelische Gemeindefrömmigkeit von 1600–1700! (Erbauungsbücher; Hospitalwesen; Beichte; Kirchenväter; Jugenderziehung!)

Geschichte der schlesischen Aufklärung, sowie der Erweckung in Schlesien, auch die der lutherischen Separation.

Neben diesen allgemeinen, richtungsgebenden Themen wies H. Eberlein auf die Fülle von Lebensbildern hin, die einer wissenschaftlichen Monographie harren. „Ein Durchblättern der vier Bände ‚Schles. Lebensbilder‘ bietet hier auf Schritt und Tritt kirchengeschichtlich wichtige Namen; ich greife nur heraus den Breslauer Joh. Heß, die berühmte Dorothea Sibylle von Brieg, die schlesischen Mystiker und Böhmefreunde; den Erweckungsprediger und Schriftsteller Friedr. Fickert u. a. mehr.“

Es wurde in der Aussprache, die dem Vortrag folgte, angeregt, allgemeinverständliche Volksschriften zur schlesischen Kirchengeschichte billig herauszugeben und dadurch Kenntnis und Liebe zur schlesischen Kirchengeschichte zu wecken und zu verbreiten.

Eberlein fährt fort: „Wir haben auch noch genügend Material für neue Urkundenbücher. Dringend nötig wäre auch die Herausgabe der Protokolle aller Kirchenvisitationen im 16. und 17. Jahrhundert, der Reduktionsprotokolle, der schlesischen Katechismen und Gottesdienstordnungen, eines Auszuges von Buckischs Religionsakten.“

Vor allen diesen genannten Aufgaben steht als großes Ziel eine wissenschaftliche, gründliche und einwandfreie Schlesische Kirchengeschichte.“

Wie steht es mit der Bearbeitung der 1932 aufgezeigten Themen in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts unserer Vereinsgeschichte?

Bereits 1932 erschien die erste Auflage der Schlesischen Kirchengeschichte von Lic. Hellmut Eberlein.

Drei Gesichtspunkte haben den Verfasser bei dieser Arbeit bestimmt:

- 1.) Die Herausstellung der großen und entscheidenden Vorgänge und Entwicklungslinien,

- 2.) die Heraushebung der wichtigsten Persönlichkeiten, die ihrerseits den Anstoß zur Weiterentwicklung der schlesischen Kirche gegeben haben, – und schließlich
- 3.) das Ganze vom Blickpunkt der evangelischen Kirche darzustellen.
Nach einer Einleitung „Der schlesische Raum“ folgen in der Gliederung der Kirchengeschichte Eberleins
 1. Abschnitt: Die Kirche Schlesiens im Zeichen Roms (1000–1517)
 2. Abschnitt: Die Kirche Schlesiens im Zeichen Luthers (1517–1740)
 3. Abschnitt: Die Kirche Schlesiens unter dem preußischen Adler (1740–1914)
 4. Abschnitt: Die Kirche im Zeichen des Kreuzes (1914–1945).
Ostern 1952 erschien diese Schlesische Kirchengeschichte bereits in der 3. Auflage.

In seinem Vorwort schreibt Hellmut Eberlein:

„Die erste Auflage reichte bis zum Jahr 1932. Seitdem ist viel Geschichte nicht nur geschrieben, sondern gemacht und bitter erlebt worden. So mußte die letzte Epoche: ‚Die Kirche Schlesiens im Dritten Reich‘ (1933–1945) ganz neu geschrieben werden.“

Als weiterer wesentlicher Ertrag der kirchengeschichtlichen Arbeit sind außer der genannten Kirchengeschichte Eberleins/Band I. zu nennen die weiteren auch von Gerhard Hultsch bearbeiteten und in einer Buchreihe herausgegebenen Bände:

Band II: „Silesia Sacra“ – 1953 –, Historisch-statistisches Handbuch über das evangelische Schlesien.

Band III: Der evangelische Kirchbau Schlesiens von der Reformation bis zur Gegenwart, 1945 (A. Wiesenhütter, neu bearbeitet von G. Hultsch, 1954).

Band IV: Vom Diakonischen Werk in der Evangelischen Kirche Schlesiens, 1957, herausg. v. G. Hultsch.

Band V: Der Anteil des Evang. Schlesiens an der Weltmission, 1962, v. E. Schultze.

Band VI/1: Das Kirchenlied in Schlesien und der Oberlausitz, 1971, v. A. Büchner.

Band VI/2: Die Kirchenmusik in Schlesien.

Anfang der 50ziger Jahre wurde die Zeitschrift „Schlesischer Gottesfreund“ gegründet. In ihr hat Gerhard Hultsch im Laufe der Jahre Monographien über schlesische Kirchengemeinden und Kirchen in popularwissenschaftlicher Form Schlesiern und Nichtschlesiern dargeboten. Eine Zusammenfassung dieser Aufsätze finden wir in:

Gerhard Hultsch, Schlesische Dorf- und Stadtkirchen, 1977, als Band VII.

Auch zwei Beihefte konnte der Verein herausbringen: 1967 eines über den Lebensweg von Bischof D. Zänker und 1969 eines über den Weg der Evangelischen Kirche von Schlesien 1945 bis 1947. [Siehe den Bericht von G. Hultsch „Aus 90 Jahren Vereinsgeschichte“ im Registerband von 1972.]

3. Zukunftsaufgaben

Der Zukunft begegnen wir heute in anderer Form als frühere Generationen. Zukunft ist nicht das, was die „Zeit“ bringt, sondern was der Mensch will und daraus macht, was er plant, gestaltet und investiert. Auch ein Verein wie der unsere nimmt am Geist und an den Tendenzen der Zeit teil, in der er konkret geschichtlich lebt. Ein Verein für Kirchengeschichte kann seine Aufgabe aber nur dann erfüllen, wenn er sich als Funktion der Kirche und ihres christlichen Glaubens versteht. Im christlichen Glauben geht es auch um Erfahrungen, Bedürfnisse und Hoffnungen des Menschen. Was bedeutet das für uns?

Flucht und Vertreibung aus der schlesischen Heimat haben für viele Schlesier die Gefahr eines Identitätsverlustes mit sich gebracht. Das gilt gerade auch für den Christen, den sein Weg nach 1945 in eine andere Provinzialkirche mit ihm nicht vertrauten Kirchenordnungen und Lebensgewohnheiten geführt hat. Für ihn hat der Verein für Schles. Kirchengeschichte weiterhin die ihm bereits in der ersten Satzung gestellte Aufgabe wahrzunehmen: „...die Kenntnis der Geschichte der schlesischen Provinzialkirche zu fördern und das Interesse für dieselbe zu wecken.“ In diesem Zusammenhang sei noch einmal auf die Bedeutung der bereits erwähnten Publikationsreihe im „Gottesfreund“ über schlesische Gemeinden und ihre Gotteshäuser von G. Hultsch hingewiesen. Hierher gehören auch die Aufsätze in den ersten Jahrbüchern nach dem zweiten Weltkrieg wie:

Das Vermächtnis der sterbenden Heimatkirche.

Die Verantwortung der Kirche für die Ausgeheimateten.

Schlesien – versinkende Erinnerung oder verpflichtendes Erbe? Die schlesische Kirche in der Nachkriegszeit. –

Auch in der Zukunft sollte diese segensreiche Arbeit fortgesetzt werden. Sie ist nicht nur für die ältere Generation von hilfreicher Bedeutung. Durch sie lernt auch die jüngere Generation den Wurzelboden kennen, aus dem sie stammt.

In dem Jahresbericht, gehalten in der Generalversammlung des Jahres 1897, stellte der Vorsitzende, Generalsuperintendent Erdmann, dem Verein die Aufgabe, Geschichtsfälschungen durch eigene Publikationen entgegenzutreten. Diese Aufforderung hat auch heute noch Gültigkeit. Die geschichtlichen Formen und politischen Mechanismen des menschlichen Zusammenlebens sind ohne Ausübung von Macht nicht denkbar. Machtverhältnisse werden gewöhnlich durch Verträge geregelt. Solche Verträge hat es auch in der Geschichte Schlesiens immer wieder gegeben. In ihnen wird Geschichte nicht selten mehr vom Gefühl als vom Verstand gemacht. Das tritt besonders dann zutage, wenn es um das Aufgehen von nationalen Minderheiten in einem größeren Staatsgebilde geht. Das war zu allen Zeiten ein schmerzhafter Vorgang, denn der Unterworfenene und Integrierte verliert auf diese Weise oft seine eigene Geschichte. Wir denken dabei auch an die Lebens- und Schicksalsgemeinschaft von Deut-

schen und Polen im schlesischen Raum. Aufgabe der Christen ist es, die vorhandenen Machtstrukturen durchsichtig zu machen und dazu beizutragen, daß Macht verantwortlich gebraucht wird. Hierher gehört auch die geforderte Berichtigung von Geschichtsfälschungen und die damit verbundene Verteidigung der geschichtlichen Wahrheit.

Die geschichtliche Forschung muß es als ihre Aufgabe ansehen, den genauen Wortlaut der Verträge zur Kenntnis zu bringen und ihn auf seinen Inhalt hin zu untersuchen. Sie liefert damit einen wesentlichen Beitrag zur Schaffung und Erhaltung des Friedens zwischen den Völkern Europas, die sich einst unter dem Kreuz Christi zusammenfanden.

Es ist weiterhin eine Aufgabe des Vereins in der Zukunft an den in früheren Jahrbüchern behandelten Themen weiterzuarbeiten. Neu veröffentlichtes Quellenmaterial liefert dafür in unseren Tagen die notwendigen Voraussetzungen. Ein Beispiel für viele: Das in diesen Jahren von Alfred Sabisch veröffentlichte Material über die Sitzungsprotokolle des Breslauer Bistums im 16. Jahrhundert läßt uns weiterarbeiten an dem bereits von Konrad im XV. Band der Jahrbücher für Schles. Kirchengeschichte behandelten Thema:

„Die Protokolle des Breslauer Domkapitels aus der Reformationszeit.“
In kommenden Jahrbüchern wären auch neu zu beleuchten:

„Die Anfänge des Christentums in Schlesien,
die Grundzüge der mittelalterlichen Frömmigkeit,
die religiöse Opposition im Mittelalter,
die Laienfrömmigkeit im Zeitalter der Gegenreformation,
die Reformation im Widerspiel von Volksbewegung und Ständewesen.“
Unsere besondere Aufgabe sollte es sein, die Lage der evangelischen Kirche im heutigen Polen kennenzulernen und darzustellen.
Das Thema „Die Stellung der Mystiker zur Kirche im 17. Jahrhundert“ könnte der Erforschung und dem Verstehen der religiösen Randgruppen in unserer heutigen Gesellschaft dienen.

Prof. Gerhard Ebeling hat die Kirchengeschichte als „Geschichte der Auslegung der Hl. Schrift“ definiert. Unter diesem Gesichtspunkt wäre es interessant, Predigten schlesischer Pfarrer nach der Reformation zusammenzutragen und auszuwerten.

In dem von Oberkonsistorialrat i. R. Schwarz 1954 herausgegebenen Büchlein „Geistliche Ordnung eines Pfarrerlebens“ heißt es im Abschnitt „Wissenschaftliche Arbeit“:

„Das Studium der Geschichte hilft dem Pastor einen Einblick zu gewinnen, wie Gott seine heilige Kirche, die Völkerwelt und auch das eigene Volk durch die Jahrhunderte führt, um dadurch Verständnis für die Gegenwart zu haben“. Dieses beachtenswerte Wort läßt uns die Bedeutung geschichtlicher Forschung für den Dienst in der Kirche erkennen.
Abschließend gedenken wir in Dankbarkeit aller, die in 100 Jahren den Verein für Schlesische Kirchengeschichte getragen und gefördert haben. Hier wollen wir wenigstens die Namen derer nennen, die im Laufe der Jahre den Vorsitz im Verein innehatten.

Es sind das:

Generalsuperintendent D. David Erdmann von 1882–1899,

Uni. Prof. Dr. Franklin Arnold von 1900–1927,

Generalsuperintendent D. Dr. Martin Schian von 1927–1945 und

Kirchenrat Dr. Dr. Gerhard Hultsch von 1953–1982.

Pfarrer i. R. Dr. Werner Laug seit 1983.

Für die Zukunft wünschen wir unserem Verein weiterhin zur Mitarbeit bereite Kräfte, mehr und mehr auch aus der jüngeren Generation.

Wie in der Vergangenheit, so soll es auch in Zukunft gelten:

„Ich gedenke an die vorigen Zeiten, ich rede von allen Deinen Taten und sage von den Werken Deiner Hände.“ (Ps. 143,5)

Dr. Werner Laug

100 Jahre Bund Deutscher Bibelkreise (BK)

Pfingsten 1983 schaut der Bund Deutscher Bibelkreise auf 100 Jahre seiner Geschichte zurück. Der Gau Schlesien in diesem Bund ist über 8 Jahrzehnte, nämlich seit 1899, an dieser Geschichte beteiligt. Dieses knappe Jahrhundert der Schülerbibelkreise ist zugleich ein Stück schlesischer Kirchengeschichte.

1883 predigt Professor August Theodor Christlieb aus Bonn bei einem Treffen der Männer- und Jünglingsvereine über das Wort: Ihr seid das Salz der Erde und das Licht der Welt. Unter den Zuhörern befindet sich ein Pennäler und ein Student, der Ostpreuße Fritz Mockert und der Schwabe Willi Weigle. Beiden wird es deutlich, daß die Erde und die Welt, von der Christlieb geredet hat, ihr Gymnasium ist und sie selber das Salz sein sollen. So bricht in Elberfeld eine Quelle auf, es entsteht, wie es sich damals nannte, das erste Bibelkränzchen, ein christlicher Kreis an den Gymnasien. In den damaligen Schulgesetzen ist ein solches Bibelkränzchen nicht vorgesehen, ein einsichtiger Gymnasialdirektor aber hat keine Einwände. In Berlin dagegen erklärt 1884 ein Superintendent und Konsistorialrat einen solchen Schülerkreis für gesetzwidrig und nennt ihn ein sonderbares Unterfangen. Leopold Cordier hat schon Recht, wenn er sagt¹⁾: „In einer Zeit, wo der Gebildete vielfach für Religion nur Spott und Hohn übrig hatte, hat Jugend sich um ein streng religiöses Ziel geschart und der Vereinigung einen Namen gegeben, der gewiß nicht im Zeitgeschmack lag“. Zwei Elberfelder Pastoren, Schüler des Tübinger Schrifttheologen Johannes Tobias Beck, sind dem Elberfelder Kreis die ersten zielbewußten Führer zu rechtem lesen und hören der Heiligen Schrift. Die Schüler hören nicht erbauliche Reden und fromme Worte, aber von dem Worte werden sie gepackt und machen darum ernst mit der Forderung nach Wahrhaftigkeit in der Schule. Einige, die diesen Ernst nicht aufbringen können, verlassen den Kreis.

50 Jahre danach ist aus dem ersten Elberfelder Kreis der Bund Deutscher Bibelkreise mit 17000 Schülern geworden. Das Ziel des Bundes lautet: Deutschlands höhere Schüler für Jesus! Neben der Sammlung um Gottes Wort steht nun der Heimabend mit Vorträgen, Spiel und Gesang, man wandert, und die mehrfachen Schulferien im Laufe eines Jahres geben Raum für die Ferienlager (mit dem bekannten Speerspiel), ehe die Wandervogelbewegung auf breiter Linie in der deutschen Jugend zum Durchbruch kommt. Von Seiten der Schulverwaltung sind keine Einsprüche mehr zu erwarten, allerdings auch keine geldliche Hilfe vom Staat oder der Kirche. Die notwendigen Ausgaben werden aus eigener Tasche finanziert. Bestimmend ist und bleibt das „B“ im BK.

¹⁾ Leopold Cordier, Evangelische Jugendkunde

In Schlesien beginnt die BK Arbeit im Jahr 1899. Im Juni dieses Jahres²⁾ schreibt Pastor Fabianke, damals Generalsekretär im Christlichen Verein Junger Männer (CVJM), im Blick auf die Städte, in denen bereits ein BK besteht: Warum fehlt Breslau? 1898 hatte der Prediger der Christlichen Gemeinschaft, Johannes Buchborn, versucht, einen BK zu gründen. Es blieb bei dem Versuch. Am 14. Oktober 1899 kommen dann die ersten 15 Gymnasiasten zusammen, darunter 4 Mitglieder der Jugendabteilung des CVJM, die ein gleiches Recht auf eine eigne Bibelstunde³⁾ fordern wie die Bäcker, Kaufleute oder Studenten. Zu den ersten Besuchern dieser Bibelstunde gehörten der Sohn von Prof. Treu, dessen Vater dem Vorhaben nahe stand, sowie die Söhne von Prediger Alfred Mosel (Brüdergemeinde). Auch die Söhne von Prof. Franklin Arnold, dem Breslauer Kirchenhistoriker, stießen zu dem Kreis. Im Februar 1900 übergab Pastor Fabianke die Leitung des „Gymnasiasten-Bibelkränzchens“ dem stud. theol. Kurt Warm. In der Schule wurde für den neuen Kreis fleißig geworben. Er entwickelte sich zusehends, in der Regel hatte er 20 Teilnehmer. Bald danach aber wieder nur für kurze Zeit, da er sich für das Examen vorbereiten muß, übernimmt stud. theol. Kurt Weirich die Leitung. Er ist eifrig an der Arbeit, gibt einigen BK-lern sogar Nachhilfeunterricht in Latein. Die erste Weihnachtsfeier wird als Werbeversammlung genutzt, die Weiß-Kreuzarbeit findet Einlass im Kreis und die Weiß-Kreuznadel wird mit Stolz und Freude in der Schule getragen. Von Seiten der Schule gibt es keinerlei Widerstand.

Pastor Fabianke ist durch den Neubau des CVJM-Hauses stark in Anspruch genommen. Nach einer schmerzlich empfundenen führerlosen Zeit taucht im Winter 1900/1901 aus Wien kommend ein cand. min. Ludwig von Gerdtehl auf. Als Sekretär im CVJM wird er mit der Leitung des BK betraut. Die Zeit Gerdtehls ist für den Breslauer BK und darüber hinaus auch für den CVJM die turbulenteste Zeit geworden. Doch hat auch in dieser Zeit das Wort Gottes über alle menschlichen Schwächen hinweg junge Menschen erfaßt und nicht mehr losgelassen. Die damaligen Schüler sahen ihren Leiter so⁴⁾: hager, mit knarrender unangenehmer Stimme, er redete im Sinne des Urchristentums, bald stand ein christli-

²⁾ im Anzeiger des CVJM Breslau

³⁾ in: „25 Jahre Breslauer Bibelkreis, 1899–1924“. Auf Grund erbetener Berichte zusammengestellt 1924 von ehemaligen BK-lern, u. a. von Johannes Leuchtman, Friso Melzer, Viktor Schönfelder, Walter Wehnert, Robert Zimmer. Die Unterlagen sind bei der Flucht in Verlust geraten. Soweit erinnerlich stammen die Berichte von Sup. Böhm, Grünberg, Pastor Eberhard Fischer, Breslau, Pastor Arno Fischer, Breslau, Pastor Walter Gerhard, Klein Kniegnitz, Georg Herde, Breslau, Pastor Paul Küster, Lüben, Pastor Erich Prüfer, Hirschberg, Pfarrer Schiller, Gießmannsdorf, Stud. Rat Schönfeld, Pastor Erich Weinhold, Pastor Gustav Adolf Bild u. a. S. 3. Fortan abgekürzt: „25 Jahre“

⁴⁾ 25 Jahre S. 4f, 6/7

cher Radikalismus und Absolutismus vor uns. Ein späterer Studienrat Schöfeld urteilte über ihn: Er hat mir mein Jungsein geraubt, doch danke ich ihm die Wegführung zu Christus. GerdteIl lehnte alle Mogelei in der Schule ab, er forderte ein regelmäßiges Lesen in der Bibel, er war von der Nähe der Endzeit überzeugt, die Schriftstellen standen bei ihm im Vordergrund, die die Heilsgewißheit der Erlösten betonten und die schroffe Scheidung von der Welt forderten. Die Verkündigung dieses jungen, begabten Menschen in seiner eignen Sturm- und Drangzeit hat ein starkes Echo ausgelöst. Die BK-Stunden waren immer interessant. Der Besuch wuchs. Die BK-ler fühlten sich für ihre Mitschüler verantwortlich. Täglich kamen einzelne Schüler bei GerdteIl zum Gebet zusammen. Ein damaliger Schüler schreibt: Eine stürmisch bewegte Zeit hat uns jugendlich manches übertreiben lassen, aber unser Streben nach einem heiligen Leben war ehrlich. Wir wollten Gott allein dienen. GerdteIls Art stieß freilich auch manchen Schüler ab, der den Kreis dann auch wieder verließ. Andererseits wurde der Kreis aber durch seine aufrichtig gemeinte Art auch fest zusammengeschlossen.

GerdteIl muß ein begabter Redner gewesen sein. Unter großem Zulauf hielt er Evangelisationsversammlungen ab, im Turnsaal des CVJM, zeitweise sogar im Auditorium maximum der Universität. Die BK-ler rührten für diese Versammlungen tüchtig die Werbetrommel. So griff GerdteIls Tätigkeit weit über BK und CVJM hinaus. Die Schulleitungen wurden hellhörig und widerspenstig, als GerdteIls Missionsdrang auch sie zum Ziele nahm. Ein Direktor rief bei der Zensurenverkündigung in der voll besetzten Aula den Lehrern zu: Nehmen Sie diese Gesellschaft (die BK-ler) aufs Korn, schenken sie ihnen nichts⁵⁾. Er verlangte von den Eltern der BK-ler die schriftliche Bestätigung, daß der Besuch des Bibelkreises gegen den Willen der Schule erfolge und drohte den Schülern Strafen wegen Ungehorsam an. Auch der Oberbürgermeister stand gegen BK und CVJM und im Herbst 1902 erfolgte sogar von der Provinzialsynode ein Angriff gegen beide, geschürt von dem damaligen Breslauer Kircheninspektor Matzke. Der CVJM bekam daraufhin so gut besuchte Versammlungen wie nie zuvor. Für den CVJM und den BK war diese Zeit der Existenzbedrohung allerdings eine schwere Belastung und harte Prüfungszeit, die erst durch den Eingriff des Oberpräsidenten Graf Zedlitz und seine rechte Hand, den damaligen Oberpräsidialrat Dr. Georg Michaelis (den späteren Reichskanzler)⁶⁾ beendet wurde. Er verfügte, daß die BK-Arbeit nicht verboten werden dürfe, da die entsprechenden katholischen Marianischen Kongregationen bisher unbeanstandet seien, wahrlich eine Gotteshilfe zur rechten Zeit.

⁵⁾ 25 Jahre S. 6

⁶⁾ seit 1902 in Breslau, 1917 Reichskanzler und preuß. Min. Präsident

Nach Gerd tells Weggang (später in Berlin bei den Baptisten) übernehmen zwei Studenten. Eberhard Arnold und Georg Herde die Leitung des Kreises. Sie wandeln zunächst noch in Gerd tells Bahnen, aber allmählich tritt eine Ernüchterung ein. Johannes Levsen, der neue Generalsekretär des CVJM, lenkt den Kreis in ruhigere Bahnen, wird freilich zunächst noch als nicht entschieden genug abgelehnt. Arnold und Herde wechseln bald in Provinzschulen über und Regierungsbaumeister Hugo König übernimmt die Leitung. Dr. Michaelis stellt den Frieden mit der Schule wieder her. Die ersten Ferienfahrten nach Schedlau zum Grafen Eduard Pückler und nach Mojawola an der polnischen Grenze (1904/1906), Schalkau (1910), Warteberg (1911), Steinhäuser (1911), Schreibersdorf, Oberweistritz, Peisterwitz in den folgenden Jahren werden zum Schwerpunkt der Arbeit. Sie führen aus städtischer Enge auf die Güter adliger Schlesier, in die Dörfer und Gemeinden von Pfarrern, die selbst BK-ler gewesen sind, man nimmt an dem Gottesdienst teil und bereichert ihn mit einem Lied oder tritt für den ausgefallenen Kalkanten mit Freuden (und Anstrengung) den Blasebalg, man bringt den Kranken ein Ständchen. Der Warteberg bei Obernigk, eine „Heimat für Heimatlose“, eines der „Kinderdörfer“ der Mutter Eva von Tiele-Winckler, wird wohl jedes Jahr als Wanderziel erkoren. Die Ferienlager sind zwischen 20 und 70 Mann stark. Mit Wanderungen, Spiel und Schwimmen, Gesang und dem Speerspiel werden sie zum Erlebnis einer frohen Jungengemeinschaft. Die Geschichten des Alten und Neuen Testaments, lebendig in das Leben junger Menschen übersetzt und von ihnen gern angenommen, bilden, auch zeitlich, den Mittelpunkt eines jeden Tages. Echte Kameradschaften entstehen und manch stilles Gespräch hilft zur Klärung und Festigung des Glaubens.

Die Zeit bis zum Beginn des ersten Weltkrieges ermöglicht mit der Person des Regierungsbaumeisters König⁷⁾ ein gesundes Wachstum. Er ist frei von geistlosem Drängen, ist kein Freund des Betriebsmäßigen, hat eine starke Ader für Freude und köstlichen Humor und gewinnt bald das Vertrauen der jungen Mannschaft. Er versteht es, intellektuellen Schwierigkeiten zu begegnen und überwindet damit manche Glaubenshindernisse. Seine Hauptaufgabe sieht er in dem Älterenkreis, also bei den Sekundären und Primären, mit den zum Teil wechselnden Leitern der jüngeren Kreise arbeitet er harmonisch zusammen. Im Kreis der Jüngsten finden sich damals 70–80 Jungen zusammen. Einer dieser Leiter sei besonders erwähnt, der Ingenieur Walter Sorge⁸⁾, ein stiller und beinahe wortkarger Mann, der jedoch guten Kontakt zu den Jungen gewinnt.

7) 25 Jahre S. 12/14

8) 25 Jahre S. 12

Der Ausbruch des ersten Weltkrieges bringt den Breslauer BK an den Rand des Erliegens. Die BK-Leiter werden zu den Fahnen gerufen, bald auch die ältesten BK-ler selbst, viele von ihnen kehren aus dem Felde nicht mehr heim⁹⁾. König, von Anfang an im Felde, fällt als Führer einer Radfahrkompanie 1917 auf der Insel Ösel. Fritz Levison, cand. min., der die Jungen mit seinem fröhlichen Wesen begeistern konnte, fällt 1915 in Galizien. Johannes Mücke, bis 1916 tatkräftiger Helfer im BK, kehrt aus der Frühjahrsoffensive 1918 nicht mehr heim. Otto Fröhlich, Astronom und Metereologe, einer der ersten Breslauer BK-ler, findet als Luftwaffenoffizier sein Ende im Schwarzen Meer. Paul Genz ist durch Gerdtells Einfluß Heidenmissionar geworden und stirbt an den Folgen seiner Internierung in Kamerun. Auf den Gedenktafeln, die nach dem Krieg errichtet werden, stehen die Namen der Helden verzeichnet. Wie aber haben diese Soldaten, unsre BK-Brüder, den Krieg erlebt? Ein Heimkehrer¹⁰⁾ schreibt: Man bot den pflichttreuen Fronttruppen Aufrufe zu einer Begeisterung, die bei den Strapazen keine Kraft vermittelte und verschwieg das Köstlichste, die Überwinderkraft Christi, die er noch heute verleiht. In dieser Zeit habe ich mein Neues Testament schätzen gelernt. An Hänделеien seitens der Kameraden fehlte es nicht. Immerhin habe ich meinen Kameraden soviel Achtung abnötigen können, daß der Spott bald verstummte.

Die ersten Nachkriegsjahre¹¹⁾ mit ihrer politischen und wirtschaftlichen Unruhe sind an der deutschen Jugend nicht spurlos vorübergegangen. Sie selber war ja auch voller Unruhe. Der Wille, der 1913 auf dem Hohen Meißner in der Jugend aufgebrochen war, das Steuerruder des Lebens selbst in die Hand zu nehmen, kehrte nun in das Bewußtsein der heimgekehrten und auch der nachgewachsenen Jugend zurück. Als Geschenk der Revolution durften sich nun Schulgemeinden bilden, die Autorität von Schule und Lehrerschaft wurde hinterfragt. Viele junge Menschen der Nachkriegszeit sahen die Betätigung in einem Jugendkreis an als eine notwendige Hilfe am Wiederaufbau von Volk und Staat, die einen, die als Soldaten schon hart an der Todeslinie des Lebens gestanden hatten und eine Dankesschuld für das erhalten gebliebene Leben abstaten wollten, die anderen, die dem Opfer der Gefallenen nicht nachstehen mochten. Auch in der Christenheit, in der viel von dem vermuteten Anbruch der Endzeit die Rede ist, braucht die Besinnung über den verlorenen Krieg, die Revolution, den durch die Abdankung des Kaisers erfolgten Wechsel in der Leitung der Evangelischen Kirche, über den Hunger und die Grippeepidemie, lange Zeit zur Klärung, ohne zu einer rechten Aussage kommen zu können. So ist es nicht verwunderlich, daß im Januar 1919, als der

⁹⁾ 25 Jahre S. 14

¹⁰⁾ Hermann Bintig, † 1982

¹¹⁾ 25 Jahre „Von der idealistischen Krisis, S. 16ff.

BK-Reichswart nach Breslau kommt, Kritik laut wird an dem Leiter der Bibelstunde und der Autorität, die von ihm ausgeht. Im Winter 1919/1920 halten die BK-ler darum die Bibelstunden selber. Dann wieder werden Arbeitsausschüsse, Programmkommissionen und dergleichen demokratisch gewählt, aber der Missionsgedanke: Deutschlands Schüler für Christus! tritt dabei in den Hintergrund oder geht ganz verloren. Der Kreis zeigt in jenen Tagen eine gradezu ängstliche Scheu, vor der damals im „Jugendkampf“ organisierten Breslauer Jugend in irgendwie unmoderner Weise zurückzustehen. Stilfragen treten in den Vordergrund. Die Klampfe wird als zum Kreisleben gehörig anerkannt. Die Schlußandacht in der BK-Stunde, ja selbst ein Schlußgebet, wird mit Rücksicht auf die „Gäste“ zum Streitfall.

Die Krise läßt nun nicht mehr lange auf sich warten. Auf der Pfingstfahrt 1920 nach Klein Kniegnitz folgt einer Andacht von Pastor Gerhardt über die Heilsgewißheit eine lebhaft kritische Auseinandersetzung. In den folgenden Sommermonaten verstärkt sich die Kritik an dem Generalsekretär Fritz Gundermann, dem Leiter des CVJM und des BK, und an seinem „diktatorischen“ Verhalten, an dem Mann, der aus der schlesischen BK-Geschichte und dem Zusammenschluß der einzelnen Kreise nicht wegzudenken ist. So sagt sich der Liegnitzer BK nach langen Verhandlungen vom Gauverband los und geht zu den „Königern“¹²⁾ über und findet nicht lange danach in Hirschberg und Görlitz gleichgesinnte Nachfolger. In Breslau löst sich im Advent 1920 der Älterenkreis auf. Aber 15 von den 30 Mitgliedern kommen schon am nächsten Tage erneut zusammen. Gundermann hält ihnen eine Andacht über Hebräer 12,2: Darum richtet wieder auf die lässigen Hände und die müden Knie und tut gewisse Tritte mit euren Füßen. Er wird der kleiner gewordenen Schar bald zum brüderlichen Freund.

Der Breslauer Kreis für die Jüngeren bleibt von dieser Krise zunächst noch verschont. Er hat in diesen Jahren oft eine Besucherzahl von 100 gehabt. Zeitweise konnte er nur von drei älteren BK-lern¹³⁾ betreut werden, die außer ihrem guten Willen nur wenig Erfahrung mitbringen konnten — für ihren späteren Beruf aber viel dabei lernten. Daß dieser Kreis so lange unangefochten blieb, war wie ein Wunder. Im Frühjahr 1922 aber kam es auch hier zu einer Krise, die an der Autoritätsfrage entstanden war. Im Anschluß an die Gautagung 1922 verließ die Opposition den Kreis, der nach einem Leiterwechsel im Dezember 1922 aber neu aufgebaut werden konnte.

Die unruhigen Jahre nach dem ersten Weltkrieg in dem Breslauer und in den schlesischen Bibelkreisen kann man nachträglich im Spiegelbild der Gemeinde Jesu Christi besser deuten. Auch sie muß sich ja nach der

¹²⁾ Brandenburg/Daur „Die Brücke zu Königen“ S. 58–62

¹³⁾ Herbert Diedler, Fritz Döring, Johannes Leuchtmann

Erschütterung des Krieges erneut der Wahrheitsfrage stellen und muß einschneidende Veränderungen befürchten oder hinnehmen. Aber sie lebt, getragen und geschützt durch ihren Herrn. So begegnen wir in dieser Zeit in den Kreisen auch immer wieder den 2 oder 3, die in Christi Namen zusammenkommen, in Wort und Gebet sich rüsten lassen und miteinander Gemeinschaft halten in der Gewißheit eines ihrer Lieder: „Unser Schild trägt ein blinkendes Kreuz in der Mitt und Gott steht uns zur Seiten“¹⁴). Auch an Bekennermut hat es nicht gefehlt. Ein Direktor verbietet seinen Schülern das Tragen des silbernen Kettchens, des Bekennungszeichens des Bibelkreises. Ein Primaner widersetzt sich. Nun soll er Auskunft geben, warum ein Bibelkreis noch nötig sei, es gebe doch in jeder Schule den Religionsunterricht. Aber der Primaner bekennt sich zur Notwendigkeit seines Kreises. Der Religionsunterricht an der eignen und an den anderen Schulen biete einem jungen Menschen keine Hilfe in seinem Kampf um den Glauben.

Wenden wir uns nun von den Breslauer Bibelkreisen den Kreisen in der Provinz zu. Insgesamt hat es in 36 schlesischen Städten Bibelkreise für höhere Schüler gegeben. Bis zum ersten Weltkrieg liegen keine diesbezüglichen Nachrichten vor. Aber noch im Krieg¹⁵) entstehen neue Kreise 1915 in Lauban, 1916 in Hirschberg, Lüben, Waldenburg, Liegnitz und Glatz, bis ans Ende der 20er Jahre bilden sich weitere Kreise. Freilich hört das Leben in einzelnen Kreisen auch wieder auf, wenn das Abitur die Reihen lichtet oder ein Leiter aus beruflichen Gründen den Ort verläßt. Andererseits erwacht das BK-Leben in solchen Städten auch wieder, wenn ehemalige BK-ler als Lehrer oder Pfarrer zuziehen.

Die Entstehung der Kreise ist recht verschieden gewesen. In Lauban z. B. wird der Kreis während einer Evangelisation durch den Evangelisten Richter ins Leben gerufen, andernorts setzen sich wie 1883 in Barmen ein paar Gymnasiasten einfach um die Bibel zusammen und beten miteinander, oder es entstehen Kreise in den Heimatorten der Fahrschüler, als selbständige Kreise oder als Ableger aus dem Schulort. In Strehlen¹⁶) mag die Diasporasituation bei der Bildung eines Kreises Pate gestanden haben, da die katholische Jugend in dem Bund Neudeutschland fest zusammengeschlossen ist. Zum Kristallisationspunkt wird oft ein Pfarrer, Lehrer oder Laie, besonders wenn er selbst einmal BK-ler war, die Jungen kommen oft aus frommen Elternhäusern des schlesischen Pietismus und werben ihre Mitschüler für ihren Kreis.

¹⁴) BK-Lieder 1931, Nr. 404,4

¹⁵) Johannes Leuchtman in „Landesverband Schlesien im Bund Deutscher Bibelkreise, März 1933“: „Aufriß der Schlesischen BK-Geschichte“

¹⁶) Bericht Rudolf Siedow

Die Teilnehmerzahlen sind von Stadt zu Stadt verschieden, wie auch die Belegzahlen der Provinzgymnasien zu den über 10 Gymnasien in Breslau einen krassen Unterschied aufweisen. An kleineren Orten gehören auch Mittel- und Volksschüler zum Kreis¹⁷⁾. Manchmal sind es wirklich nur die 2 oder 3, oft sind es zwischen 10 und 20, die sich zu einem Kreis halten, die Breslauer Kreise reichen bisweilen zusammen an die 200 heran, in Lauban rechnen sich 1923 130 von 180 Pennälern zum Kreis.

Die offizielle schlesische Kirche ist an der Entstehung der Bibelkreise nicht beteiligt. Aber wie oft in der Kirchengeschichte greifen Männer und Frauen auch ohne einen offiziellen Auftrag eine notwendige Arbeit auf. So übernimmt im Oktober 1916 Graf Adalbert von der Recke den Vorsitz im „Ausschuß zur Förderung der christlichen Jugendarbeit unter Schülern höherer Lehranstalten Schlesiens.“ Über die Vorgeschichte dieses Ausschusses liegen leider keine Daten vor. Bei einer ersten Zusammenkunft dieses Gremiums sind Geheimrat Tröger, Professor Schircks, Professor Bürger und Pastor Forell (später in der Frauenhilfe Schlesiens) die Redner. Im Bewußtsein der Jugend ist dieser Ausschuß nicht lebendig geworden. Dagegen entsteht im Januar 1918 bei der ersten schlesischen BK-Tagung in Breslau ein Landesverband Schlesien. Die 160 Teilnehmer, die Brot, Kartoffeln und Fleischmarken mitbringen müssen, lernen sich persönlich kennen, tauschen ihre Erfahrungen aus, wertvolle Verbindungen entstehen. Auf einem Bild der Teilnehmer¹⁸⁾ findet man fast alle Gesichter derer wieder, die die schlesische BK-Arbeit bis 1934 getragen haben. Die Breslauer Tagung wirkt wie ein zündender Funke, im Oktober 1918 folgt bereits die nächste Tagung, im Oktober 1919 die dritte. Ein oder zwei Mal treffen sich die schlesischen Kreise fortan jedes Jahr. Die Impulse dieser Entwicklung gehen von den CVJM Breslau, Liegnitz und Lauban aus, insbesondere von dem Breslauer BK-Leiter, dem Generalsekretär des CVJM Fritz Gundermann. 1919 wird Gundermann zum schlesischen BK-Sekretär berufen. Bald ist auch die Verbindung zum Reich, zum Bund Deutscher Bibelkreise, hergestellt. Im Januar 1920 bereiste der Reichs-BK-Wart Dr. Philipp Killinger unsre Provinz; die silberne Schnur, das Zeichen der Bibelkreise, wird auch in Schlesien eingeführt, Pfingsten 1921 nehmen 40 schlesische BK-ler an der ersten, jugendbewegten Reichstagung auf den Drei Gleichen in Thüringen teil, auch die folgenden Reichstagungen in Blankenburg (1928) und Greiz (1931 mit 50 Schlesiern) werden besucht. 1923 muß der Besuch von Dr. Killinger freilich wegen Unruhen, Inflation und Verkehrssperren ausfallen. 1927 ist der neue Reichswart Pastor Samuel Henrichs in Schlesien, 1930 dann sein Nachfolger, P. Udo Smidt, der die Kreise in Hirschberg, Waldenburg, Görlitz, Breslau, Lauban und Glogau besuchen kann, 1931 ist er zum

¹⁷⁾ z. B. Lüben

¹⁸⁾ im Archiv des Verf.

zweiten Mal bei uns im Landeszeltlager in Röversdorf im Bober-Katzbachgebirge. Pastor Dr. Gustav Kertz aus Remscheid, damals Vorsitzender im Bund Deutscher Bibelkreise, nimmt im Oktober 1931 an unsrer Gautagung im Bächeltal/Riesengebirge teil.

Auch innerhalb von Schlesien selbst entwickelt sich ein reger Besuchsdienst. 1921 wird Pastor Dr. Alfred Wiesenhütter¹⁹⁾ schlesischer BK-Sekretär, nach ihm Pastor Viktor Schönfelder und Pastor Wilhelm Guhr, sie alle sind wie auch der Breslauer BK-Leiter Herbert Diedler unterwegs in den Kreisen. In Breslau wird eine Geschäftsstelle errichtet und nacheinander von Hellmuth Unger, Rudolf Scholz, der im 3. Reich der Euthanasie zum Opfer fällt, Karl Schreiber und Johannes Leuchtmann betreut. Herbert Diedler führt die Landeskasse und organisiert mehrfach Dankopfersammlungen.

1931 schließt sich der Landesverband einer Arbeitsgemeinschaft mit dem Evgl. Jungmännerbund Schlesien an. Konsistorialrat Büchsel wird Schlesischer Landesführer. 1929 wird der BK-Landesverband in die Arbeitsgemeinschaft der evangelischen Jugendverbände Schlesiens aufgenommen, 1931 werden Satzungen des Landesverbandes verabschiedet und 1932 von der Reichsleitung bestätigt. 1928 wird der Landesverband zur besseren Durchführung der Arbeit in drei Ringe gegliedert. Es entsteht der Sudetenring unter Direktor Herbert Schultz mit dem Mittelpunkt Hirschberg, der Oderring unter Dipl. Handelslehrer Georg Friedrich mit dem Mittelpunkt Glogau und der Ostring unter Herbert Diedler und Johannes Leuchtmann in Breslau.

Der Verbindung der Kreise untereinander kommen die vielen Fahrten und Lager zugute, die oft zusammen mit einem Nachbarkreis oder als Lager der drei Ringe zustande kommen. Dabei werden nicht nur heimische Ziele angesteuert, nach ganz Deutschland sind die Jungenschaften unterwegs, nach Ostpreußen, in die Sächsische Schweiz, an die Nord- und Ostsee. Nur das Land im Osten bleibt verschlossen. Eine Fahrt aber muß doch besonders erwähnt werden, die Englandfahrt im Juli 1929²⁰⁾. Von Hirschberg geht es über die Sächsische Schweiz nach Bremen und Bremerhaven, wo am Columbus-Kai das größte deutsche Passagierschiff, die „Bremen“ (49000 to) zu ihrer Jungfernfahrt nach New York bereit liegt. Auf dieser Fahrt erringt die „Bremen“ das Blaue Band des Atlantik. Ganz Deutschland nimmt an der Fahrt des Schiffes teil, auf dem unsre BK-ler bis Southampton mitfahren und die Begeisterung dieser Fahrt miterleben. Vor den Passagieren lassen sie ihre Lieder erklingen. Von der

¹⁹⁾ Rothsürben: Verf. u. a. Der Evangelische Kirchbau Schlesiens – Ums Evangelium, Bilder aus der Vergangenheit Schlesiens

²⁰⁾ unter Leitung von Herbert Schultz, Bericht von Hermann Klingsporn – Programm der Fahrt

Küste geht es dann noch weiter nach London und Oxford und zurück über Dover, Ostende, Brügge, Brüssel, Löwen, Aachen und am Rhein entlang.

Die Themen der Vorträge und Diskussionen aus fast allen Wissensgebieten aufzuzählen, die in den Kreisen und während der Tagungen behandelt werden, ist ihrer Vielzahl wegen unmöglich. Gern werden auch Lebensbilder jeglicher Art angenommen, Kirchen- und Missionsgeschichte erhellt die Bibelarbeit, Themen, die in der Schule nicht zur Sprache kommen, erweitern den Blick in die deutsche und europäische Kultur. Missionsleute „von der Front“, Professoren, Künstler sind neben den Kräften aus den eignen Reihen unter den Rednern. Dem geistigen Austausch dienen ferner die Zeitschriften des Bundes. Jährlich erscheint die Bibellese „Suchet in der Schrift“ und gibt Anleitung für das eigne tägliche Lesen der Bibel. Die Zeitschrift für die Älteren, die „Neue Jugend“ gibt Pastor Heinrich Oltmann heraus und Pastor Karl Immer die „Jugendkraft“ für die Jüngeren. Neben biblischer Wegweisung werden die Fragen behandelt, die sich aus dem Lebensbereich Elternhaus, Schule, Umwelt ergeben. Von 1921–1934 erscheint der Schlesische Gau-Rundbrief. Aus den eignen Reihen wird reichlich Literatur angeboten, um nur einen zu nennen, Dr. Philipp Krämer („Serpentino“ für die Jüngeren, seine „Novellen“ für die Älteren).

Ein Überblick über die innerhalb von 100 Jahren verwendeten Liederbücher und gern gesungener Lieder wäre einer besonderen Abhandlung wert. Die „Reichslieder“ müssen 1913 einem BK-Liederbuch weichen, das 1926 durch eine von demselben Verfasser Paul Sturm neu bearbeitete und mit Bildern von Hans Thoma reichlich versehene Auflage von vielen Tausenden²¹⁾ abgelöst wird. Die Volks- und Wanderlieder, von Heimat und Jahreszeiten sprechen den jungen Menschen ebenso an, wie die geistlichen Lieder neben neuem Liedgut, die Verbindung mit dem Schatz der glaubensstarken Choräle der Väter bewahren. Einen besonderen Platz in dem Liederbuch mit dem schlichten Namen „BK-Lieder“ hat das BK-Lied. „Es klingt ein Ruf in deutschen Gauen“. Willi Hellemann, ein Studienrat in Wertheim/M., auch wegen seines Gedichtbandes unter der Jugend beliebt, ist der Dichter des Liedes, komponiert hat es Eugen Welten, ein Schweizer, der sich zu Kriegsbeginn als deutscher Kriegsfreiwilliger meldet und 1918 fällt. 1930 bietet Alfred Danneffel in „Neue Jugend“ Heft 7 eine neue Melodie für das BK-Lied an, die alte sei „so frisch sie sich singt, vielen nicht tief genug“. Die neue Melodie wird empfohlen: „Sie ist edler gestaltet und tiefer empfunden“. Aber die alte Melodie bleibt. Mit ihr hat sich der Sinn der BK-Arbeit verbunden:

Wir wollen zeigen,
daß ihm leben, ist jugendfrohe Seligkeit

²¹⁾ Auflage 1931: 144 000–150 000

Mit ihr ist das Bekenntnis zu Christus schon so oft bezeugt worden:

Laßt uns die frohe Botschaft tragen
von Volk zu Volk, von Land zu Land,
wir wollen unerschrocken sagen,
was unser Herz in Jesus fand.

Auch die Musik in mannigfaltiger Form und meist aus den eignen Reihen kommt in den einzelnen Kreisen voll zur Geltung. Auf den Wanderungen wie bei einer Fußwanderung durch halb Schlesien während der Inflationszeit darf die Laute nicht mehr fehlen.

Natürlich ist in den Jahren bis 1933 in den BK-Kreisen auch von Politik die Rede. Manfred Müller schreibt in der „Neuen Jugend“ 1930/9 über die politischen Parteien, Simpfendorfer über den christlichen Volksdienst, Philipps zur völkischen Frage, die BK-ler melden sich in den Zeitschriften selber zu Wort mit Beiträgen über BK und Nationalsozialismus. Aber dieses Thema bleibt im Hintergrund, bis dann mehr oder minder gewaltsam die HJ auch in die BK-Reihen einbricht.

Zuvor muß aber noch von dem Breslauer Kreis geredet werden. Er löst sich Ende 1931 aus dem CVJM²²⁾. Das Generationsproblem mag dabei eine Rolle gespielt haben, in der Leitung des CVJM die ältere Generation, im BK die jüngere. Die verschiedene soziale Schichtung zwischen dem BK und dem gleichaltrigen CVJM hat in der gesamten BK-Geschichte immer wieder einmal zu Fragen und Spannungen Anlaß gegeben. Der höhere Schüler hat eine längere (und vielleicht auch) bessere Ausbildung, kann sich später erst für einen Beruf entscheiden, hat mehr Entfaltungsmöglichkeiten, ist körperlich noch nicht so sehr gefordert wie der Werktätige, der den Existenzkampf des Lebens eher zu spüren bekommt, dem manche Illusion eher zerrinnt. Die Monatsbeiträge einer mitgliederstarken Gruppe haben ihr Gewicht im CVJM-Etat. Der tiefere Grund für das schwindende Vertrauen zwischen BK und CVJM liegt aber wohl in der führenden Stellung der Breslauer und ihre Einbindung in den BK-Landesverband und damit auch in den Bund Deutscher Bibelkreise. Der Versuch, die entstandenen Spannungen zu überwinden – die Breslauer tragen fortan den Zusatz in ihrem Namen: CVJM Kreise – hilft nur vorübergehend. Zum offenen Bruch kommt es im Dezember 1931, als die CVJM-Leitung die Art der Bibelarbeit im BK beanstandet und anstatt brüderlicher Aussprache eine unbedingte Einordnung und Unterordnung fordert, zugleich aber auch Vertrauen erwartet. Der maßgebliche BK-Leiter wird seines Amtes „enthoben“. Nach einer turbulenten gemeinsamen Versammlung verlassen die BK-ler fast geschlossen den CVJM, ihre bisherige Heimstätte. Noch am selben Tag entsteht ein neuer, nicht mehr an den CVJM gebundener Kreis, die Jungenschaft Breslau, mit dem stehend gesungenen Lied: Wir wollen zeigen, daß ihm

²²⁾ Ein umfangreicher Briefwechsel befindet sich beim Verfasser

leben, ist jugendfrohe Seligkeit. Die Jungenschaft Breslau wird auch bald in den Landes- und Reichsverband aufgenommen, beschafft sich aus eigener Kraft ein neues Heim und Inventar und geht gestärkt aus dieser Krise hervor. Das Angebot zu einer gemeinsamen Besprechung in Marburg im Beisein von Reichswart Udo Smidt und Reichswart Erich Stange bleibt ungenützt.

Schauen wir nun noch einmal auf die Tätigkeit der schlesischen Bibelkreise bis zu ihrer Auflösung zurück und fragen nach einem Ertrag, hören wir ein vielfältiges, dankbares Echo, einen Dank an ältere und jüngere BK-Leiter, die helfend und wegweisend, jugendlich, fröhlich und verständnisvoll junge Menschen durch ihre Jugendjahre begleitet haben. Da heißt es²³⁾: „Hier empfang mein Leben seine für alle spätere Zeit entscheidende Grundlage und Ausrichtung auf das biblische Wort“. Ein anderer²⁴⁾ schreibt beim späteren Tod des BK-Leiters: „Wir haben einen Freund verloren, wir konnten mit allen Nöten des Lebens zu ihm kommen“. Und dieser „Freund“ hat zusammen mit seiner verständnisvollen Frau nicht nur Zeit und Kraft für die heranwachsende Jugend geopfert, sondern auch seine eigne Wohnung zu einem echten Heim werden lassen. Auch der Kreis selber gewährt die für einen jungen Menschen notwendige Nestwärme mit der Möglichkeit zu Sport und Spiel, Musik, Lied und Tanz, Fest und Feier, Tages- und Nachtfahrten, zum Wandern und Zelten und zum selbständigen Planen und Gestalten. Erste diakonische Erfahrungen werden gesammelt. Ein damals 12-jähriger²⁵⁾ erinnert sich an eine Kartoffelhamsterfahrt nach Trebnitz für hungernde Alte in der Großstadt, ein anderer an eine solche Fahrt nach Reesewitz²⁵⁾. Da gehen einige BK-ler in eine eben vaterlos gewordene kinderreiche Familie, um mit ihnen Weihnachten zu feiern, oder am Heiligen Abend in den Wartesaal des Hauptbahnhofes, um den Heimatlosen und wartenden Menschen die frohe Botschaft zu sagen, Kerzen zu entzünden und mit ihnen zu singen. Von der vielfachen Berührung mit dem Werk der Mutter Eva auf dem Warteberg, in Breslau oder in Friedrichsgrund war schon die Rede. Aus dieser praktischen Erfahrung heraus und der Kenntnis der Äusseren Mission entschließen sich mehrere BK-ler zum Missionsdienst.

Und welche Berufe haben die anderen ergriffen? Da finden wir Juristen, Philologen, Mediziner, auch ein paar Professoren darunter, Kaufleute, Beamte, Lehrer und über 100 Theologen und Diakone²⁶⁾, die in den Dienst der Kirche getreten sind, überwiegend in Schlesien. Freilich nicht alle haben ihr Lebensziel verwirklichen können. Soweit nach der Vertrei-

²³⁾ Hermann Klingsporn

²⁴⁾ Willi Engel in Lübener Heimatblatt, Dez. 1976

²⁵⁾ Der Verf.

²⁶⁾ Liste beim Verf.

bung aus Schlesien überhaupt noch Nachrichten gesammelt werden konnten, sind von rund 450 BK-lern (1933) 56 BK-ler gefallen oder vermißt (darunter 13 Theologen).

Die Bibelkreise hatten im Reich wie auch in Schlesien eine bündische Form angenommen. Für die Struktur eines Kreises ist jeweilig seine Mitte entscheidend. Lange Zeit herrschte eine jugendpflegerische Einstellung vor, der junge Mensch war Objekt der Seelsorge. Der bündischen Form hat man nachgesagt, daß der Einzelne schwerer zu einer selbständigen Entscheidung seiner Lebensgestaltung kommt, sondern gewissermaßen mit dem Glaubensstand seines Leiters steht und fällt. Das mag vereinzelt zugetroffen sein. In einer straffen bündischen Form aber wird dem einzelnen eine Selbstzucht zugemutet, die dem Reifeprozess zugute kommt. So muß man auch die „Tatgemeinschaft“ verstehen, in der freiwillige Prüfungen abgehalten werden über Bibelkunde, BK-Geschichte, Fahrten- und Lagerkunde, Kirchengeschichte, Liederkunde, Deutschtum und Vaterland. Wer einer Tatgemeinschaft angehören will, verpflichtet sich, sein Leben unter den Einfluß des Herrn Christus zu stellen im Elternhaus, in der Schule, im BK und in der Öffentlichkeit. Er soll sich bewußt sein, daß er aus eigener Kraft dieses Ziel nicht erreichen kann sondern nur durch selbständiges und gemeinsames Bibellesen und Gebet im Anschluß an die Kraft Gottes. Für die damalige Generation war die bündische Form sicher die geeignetste.

Das Jahr 1933 bietet eine letzte Heerschau evangelischer Jugendarbeit, auch in Schlesien. In Oels kommt die weibliche Jugend letztmalig zu einer Landestagung mit großer Beteiligung zusammen. Am Himmelfahrtstag tritt die gesamte evangelische Mannesjugend von Breslau gegen die Jugendkreise des rechten Oderufers zu einem groß angelegten Geländespiel an. Am Nachmittag hält Konsistorialrat Büchsel als Abschluß dieses Tages im Schloßpark von Sibyllenort einen Feldgottesdienst ab. Zu Pfingsten fahren 140 schlesische BK-ler zum letzten Reichs-BK-Lager in die Senne. Die Lutherstätten in Erfurt und auf der Wartburg werden dabei besucht wie auch Herrnhut auf der Rückreise. Aber über dem Lager schwebt schon das Damoklesschwert der Auflösung der konfessionellen Jugendarbeit. Die Worte des designierten Reichsbischofs, des Pastors Fritz von Bodelschwingh, bleiben unvergessen: „Er wird sich so verhalten, daß du dich wundern wirst“. Ein zackiger Vorbeimarsch mit wehenden Wimpeln vor Bodelschwingh wird zu einem Schlußakkord des Bundes, der mit 3000 Teilnehmern hier versammelt ist.

Im Dezember 1933 verfügt die neue Regierung die Eingliederung aller Jugendbünde, einschließlich der konfessionellen, in die HJ. Baldur von Schirach übernimmt die Führung der HJ. Von dem neu ernannten „Reichsbischof“ Müller wird Reichsjugendpfarrer Zahn eingesetzt. Die Kirchengemeinden werden zum Vollzug eines Eingliederungsvertrages der evangelischen Jugend in die HJ veranlaßt. Auf Grund dieses Vertrages werden der kirchlichen Jugend zwei Sonntage im Monat zur freien

Verfügung überlassen, dieses Recht vonseiten der HJ aber immer wieder mißachtet. Lager müssen bei der HJ angemeldet und von ihr genehmigt werden. Der Bund Deutscher Bibelkreise widersetzt und entzieht sich dieser zwangsweisen Eingliederung durch Selbstauflösung am 6. Februar 1934.

Schon im Laufe des Jahres 1933 haben die Kreise Einbußen der Mitgliederzahl erleiden müssen. Aber eine aus dem Worte Gottes entstandene und auf ihm beruhende Gemeinschaft kann auch von einem politischen Machthaber nicht einfach ausgelöscht werden. So kommen einzelne BK-ler nun in der Wohnung ihres Leiters²⁷⁾ zusammen, wobei die Arbeit mit der Bibel im Mittelpunkt bleibt. Man geht nun miteinander „spazieren“, freilich ohne die bündische Tracht. Dramatische Situationen bleiben nicht aus, so etwa eine Blitzaktion²⁸⁾ zur Sicherstellung von Zeltmaterial vor dem Zugriff durch die HJ, organisiert von ehemaligen BK-lern an der Breslauer Universität. 1936 wird sogar noch ein 14-tägiges Lager in der Nähe von Landeshut²⁸⁾ durchgeführt, freilich in großer Sorge vor einer Entdeckung durch die HJ und einer Auflösung durch die Geheime Staatspolizei. 1934 kommt auch der Reichswart P. Udo Smidt noch einmal nach Schlesien.

Viele BK-ler befinden sich in der HJ nun einer ganz neuen Situation gegenüber²⁹⁾: „Dort herrschte ein ganz anderer, mich erschreckender Ton. Ich ergriff dann irgendwann die Gelegenheit, mich bei meinem „Führer“ zu beschweren und auf die Einhaltung des Gebotes der Reinheit zu dringen. Eine nachhaltige Wirkung habe ich damit nicht ausgelöst. Vielleicht geriet ich ein wenig in die Rolle des Außenseiters in dieser neuen uns aufgezwungenen Gemeinschaft. Rückblickend wird man sagen können, daß diese Rolle nicht die schlechteste war“. Die Abschiedsbotschaft des Reichswartes³⁰⁾ an die entlassenen Jungenschaften wirkte sich dahin aus, „in Schule und Elternhaus den heimlichen Kampf um Wahrheit und Reinheit zu kämpfen“. Der Anbruch des zweiten Weltkrieges nimmt der in der Stille fortlebenden Gemeinschaft junger Menschen zunächst alle weiteren Möglichkeiten, zusammenzubleiben.

Bei Auflösung des Bundes kommen die Leiter oder Jungenschaftsführer noch einmal zu Wort (Gaublatt Februar 1934). In ihren Äußerungen wird nicht Vergangenes betrauert, der Blick geht nach vorn, die gemeinsame Zielsetzung bleibt deutlich.

²⁷⁾ Herbert Diedler

²⁸⁾ Rudolf Siedow

²⁹⁾ Ernst Ulrich Evers

³⁰⁾ Udo Smidt vom 6. 2. 1934

„Wenn auch die Organisation aufgelöst ist, die alten Fahnen und Wimpel uns nicht mehr voranflattern, auch in neuen Formen bleiben wir Gefolgsleute unsres Königs Jesus Christus im Dienst an unserem Volk“³¹⁾. „Es gilt jetzt zu zeigen, daß all das, was fällt, nicht das Wichtigste gewesen ist“³²⁾. „So manch einer hat das Schlachtfeld vorzeitig verlassen, weil er den Schwebezustand nicht ertragen konnte. Und nun ist die Entscheidung gefallen, es ist anders gekommen, als wir grade in letzter Zeit erwartet hatten. Und doch freuen wir uns, daß die Entscheidung gefallen ist. Nun wissen wir, daß wir unsere Hauptarbeit, die Bibelarbeit, weiter zu tun haben. Dafür wollen wir uns von unserem Herrn und Meister immer wieder segnen und führen lassen“³³⁾. „Es haben in unseren Reihen Kameraden gekämpft, die nicht in die HJ konnten, weil sie körperlich oder ihrer Abstammung wegen nicht konnten oder ihre Eltern es nicht erlaubten. Ihr seid nun frei, aber nicht von Gott freigelassen, sondern frei, weiter seinen Willen zu tun. Nur wenige werden sein, die durchhalten. Was auch vergehen mag an irdischen Gemeinschaften, und ob sie unser eignes Herz gewinnen, doch bleibt des Herrn Vergebung und Treue“³⁴⁾. „Es muß ein jeder von uns den Mut besitzen, wegzugehen, wenn ein schmutziger Witz erzählt wird. Wir werden im Anfang manchen Spott zu erdulden haben. Der Erfolg ist nur gesichert, wenn wir durchhalten. Erst dann wird man uns anerkennen, wird uns achten und nacheifern“³⁵⁾. „Was unterscheidet uns heute noch von dem Jahr 1883? Ist etwa die Aufgabe des Bundes hinfällig geworden? Steht nicht mürrisch beiseite, sondern braucht Gottes Gnade und Wort, weil es da ist“³⁵⁾. „Jetzt soll es sich erweisen, ob es uns um die letzte Wahrheit ging. Und da wir wissen, daß das kommende Geschlecht in der Gefahr steht, den Ruf Gottes zu überhören, beweist durch Wort und Werk, daß ihr immer dem folgen wollt, der von sich gesagt hat: Ich bin **der** Weg, **die** Wahrheit und **das** Leben“³⁶⁾. „Wenn wir in Zukunft nicht mehr bündisch sein können, so doch, wie schon in den Anfängen, biblisch. Und wenn wir uns ernster und ergiffener als bisher um die Bibel scharen, hat uns die Neuordnung nicht ärmer, sondern reicher gemacht. Im übrigen haben wir bis zuletzt an dem Wort Paul Gerhardts zu lernen: Gott sitzt im Regimente und führt alles wohl“³⁷⁾.

31) Hellmut Winkler

32) Fritz Lehmann, Greiffenberg

33) Helmut Erler, Breslau

34) Bernhard Jahn, Breslau

35) Johannes Schneider, Waldenburg

36) Otto Heinzel, Reichenbach

37) Fritz Hippe, Odergauführer

„Wir sind gewiß, daß immer in solchen Fällen, wo Menschen mit etwas am Ende zu sein scheinen, Gott einen neuen Anfang daraus gemacht hat“³⁸⁾. „Und stehst du allein in Kampf und in Not und weißt weder aus noch ein, dann denke daran, was Gott dir gebot, ein Streiter des Lichtes zu sein“³⁹⁾. „Die nächsten Tage ziehen den Schlußstrich unter eine Zeit der Segnung Gottes für unsere höheren Schüler. Wir falten zum Dank die Hände. Mancher Junge empfing in unserem BK die ausschlaggebende Wegweisung für sein Leben. Laßt uns in Treue zu dem uns gegebenen Auftrag stehen: Deutschlands höhere Schüler für Christus!“⁴⁰⁾

Mit der Jahreszahl 1945 ist die Geschichte des Bundes Deutscher Bibelkreise noch nicht zu Ende geschrieben. In den Jahren 1974–1976 wird der juristisch noch bestehende Bund mit Initiative von Udo Smidt und Johannes Schlingensiepen wieder ins Leben gerufen, 70 alte Freunde lassen sich als Mitglieder eintragen, dazu kommen eine Reihe von Sympathisanten⁴¹⁾. Als „Davongekommene“ fühlen sie sich ihrer Kirche verpflichtet, in der Jugendarbeit mitzuhelfen und aufzubauen, was zerstört war. Ihr Ziel ist – nicht Kriegerverein, aber Geschichtsbewußtsein, nicht Beurteilung der gegenwärtigen Schülerarbeit – aber ihr kritisches und förderndes Begleiten. Diese inzwischen weit verzweigte Schülerarbeit heißt nun: Arbeitsgemeinschaft Evangelischer Schülerarbeit mit dem Sitz in Wuppertal.

Auch die offizielle Kirche müht sich nach 1945 um eine Schülerarbeit. „Mit großer Dankbarkeit kann und wird die Kirche heute die Väter der Evangelischen Jugendarbeit respektieren, die mit brennendem Herzen sich der Jugend angenommen haben, um sie zu „Jesus Christus zu führen“. Dieser Respekt kann aber nicht zur Folge haben die kritiklose Übernahme der vor 100 oder etwa 35 Jahren gültigen Formen und klassischen Formulierungen. Wir müssen vielmehr wagen – und das mit allen Risiken – immer und immer wieder neu zu übersetzen in die Situation des jungen Menschen“ (Synodalbericht über die Jugendarbeit in der Evgl. Kirche Kurhessen–Waldeck, 1965, S. 29). „In der **Schülerarbeit** geht es nicht um Bildung von festen Gruppen, sondern um den höchst sinnvollen Versuch, den Schüler in seiner Situation aufzusuchen, ihn dort mit dem Angebot und Anspruch des Evangeliums zu konfrontieren und ihm so die Chance zu bieten, sich mit seinem Leben und seiner Umwelt positiv auseinanderzusetzen“ (ebendort S. 12). Wenn früher die Mitarbeit im Bund

³⁸⁾ Fritz Arlt, Neusalz

³⁹⁾ Fritz Heinze, Trebnitz

⁴⁰⁾ Albert Kühne, Lauban

⁴¹⁾ Rundschreiben von Werner Brölsch, Bund Deutscher Bibelkreise, März 1982

Deutscher Bibelkreise ehrenamtlich, d. h. in den Ferien der Mitarbeiter, und ohne finanzielle Unterstützung durch die Kirche getan wurde, setzt die Kirche heute hauptamtliche Kräfte und finanzielle Mittel ein. Die Gedenktage 1983 „100 Jahre Bund Deutscher Bibelkreise“ wird der Bund zusammen mit der Arbeitsgemeinschaft Evangelischer Schülerarbeit gestalten und durchführen.

Für die in alle Welt durch Flucht und Vertreibung zerstreuten schlesischen BK-ler scheint der Ansatz einer neuen Arbeit nach 1945 schier unmöglich. Erst nach Jahren finden sich alte Freunde wieder. Die aus dem Osten Vertriebenen müssen örtlich, berufsmäßig wirtschaftlich erst wieder Fuß fassen. Um so erstaunlicher ist es, daß bis heute hunderte ehemaliger BK-ler sich wiedergefunden und zu einer engen Gemeinschaft zusammengeschlossen haben. Die „Altfreundeschaft des Breslauer CVJM und der schlesischen Bibelkreise“ so heißt der neue Name, geht in ihrer Entstehung auf ehemalige Mitglieder des Breslauer CVJM zurück: Erich Stahr, Paul Sondershaus, Hellmuth Unger, Herbert Diedler. Nach ersten kleineren Treffen in Wuppertal und Ludwigsburg kommen 1966 in Marktheidenfeld schon 45 alte Freunde zusammen. Dann treten die alten BK-ler stärker hervor und stellen heute etwa die Hälfte der 350 „Ehemaligen“, die sich in den letzten Jahren mit 100 Mann (und Frau) jährlich zu einer Bibelrüstwoche im Schwarzwald treffen. 70 Rundbriefe bisher, kleinere Regionaltreffen, ein lebhafter gegenseitiger Besuchsdienst, ein umfangreicher Briefwechsel ergeben das Bild einer lebendigen Gemeinschaft, in der nicht „Asche“ von früher gesammelt, sondern ein „Feuer“ weitergetragen wird, das vor Jahrzehnten entzündet war⁴²). Auch die Brüder aus der DDR sind in diese Gemeinschaft eingeschlossen und sind gern gesehene Gäste unsrer Tagungen und Gastgeber der Westdeutschen. Der Wunsch, die heutige Jugend wie früher noch einmal in einer frohen Jugendgemeinschaft unter dem Evangelium sammeln zu können, ist freilich nicht in Erfüllung gegangen. Auch gibt sich der Kreis im Blick auf das zunehmende Alter weder Illusionen hin noch läßt er sich entmutigen. Denn trotz vieler Todesfälle ist dieser Kreis immer noch im wachsen. Die Altfreundeschaft lebt aus der verbindenden Kraft des Evangeliums und von dem reichen, auch schlesischen Erbe unsrer Kirche. Und noch immer singen wir gern. Gegen Ende jeder Rüstwoche sammeln wir uns in einer Abendmahlsfeier.

⁴²) Referat einer Rüstwoche (5. Mai 1978): Nicht Asche sammeln, sondern das Feuer weitertragen (Hugo Geiß, Alfred Kallina, Johannes Leuchtmann)

So ist der Weg des ehemaligen Landesverbandes Schlesien im Bund Deutscher Bibelkreise noch nicht am Ende. Wir gehen ihn getrost weiter mit Christus, unserem Herrn. Professor Schaeder in Breslau, dem die Bibelkreise viel zu verdanken haben, hat uns einmal gesagt: Nur ein Christ kann ganz in der Gegenwart leben, denn die Vergangenheit ist ihm gestrichen und die Zukunft ist ihm gewiß.

Johannes Leuchtmann

Literaturverzeichnis

25 Jahre Breslauer Bibelkreis, siehe Anm. 3

Udo Smidt, 50 Jahre Bund Deutscher Bibelkreise, Wuppertal 1933,
darin Bernhard Jahn: Schlesien und Grenzmark, S. 95f
darin Johannes Leuchtmann: Wir sind gesandt, S. 122–124

Dr. Emil Geisler in: 100 Jahre CVJM Lauban, Pergamon Verlag Ham-
burg 1961, S. 34–39

Brandenburg/Daur: „Die Brücke zu Köngen“, Steinkopf Stuttgart 1969;
darin: Die Ausbreitung des Bundes der Köngener, S. 58–62

Rundbrief des CVJM Lauban Nr. 30-Weihnachten 1980

Ein umfangreiches Aktenmaterial über die schlesische BK-Geschichte
beim Verfasser

Rundbriefe 1–72 der Altfreundeschaft des Breslauer CVJM und der
schlesischen Bibelkreise beim Verfasser

Der Anhang zum schlesischen Gesangbuch

Im Frühjahr des Jahres 1935 taten sich in Breslau drei Männer zusammen, um unter dem Titel „Kirchenlieder als Anhang zum schlesischen Gesangbuch“ eine Sammlung von 78 Kirchenliedern herauszugeben. An ihrer Spitze stand der Kirchenmusikdirektor Otto Burkert, Direktor der Evangelischen Kirchenmusikschule in Breslau und Kantor und Organist an der Elftausend-Jungfrauen-Kirche im Norden der Stadt. Über Burkert als den „führenden Mann der schlesischen Kirchenmusikerschaft“ ist in „Das Evangelische Schlesien, Band VI, 2, Seite 206ff von Gottfried Richter einiges berichtet. Dort findet sich auch die Gedenkrede, die Oskar Söhngen nach dem frühen Tode Otto Burkerts im Jahre 1944 bei einer Gedenkstunde in der Kirchenmusikschule gehalten hat. Der zweite im Bunde war der Musikalienhändler und Verleger Konrad Littmann. Er betrieb in der Schmiedebrücke in Breslau in der Nähe der Universität eine Musikalienhandlung, die im wesentlichen die schlesischen evangelischen Kirchenmusiker und von der Singebewegung inspirierten Laienmusiker belieferte. Littmann übernahm das finanzielle Risiko des Unternehmens. Als die traditionsreiche Breslauer Konzertdirektion Hainauer in der Weidenstraße in der Nähe des Opernhauses infolge der Nürnberger Rassengesetzgebung ihren Betrieb einstellen mußte, übernahm Littmann auch die Aufgaben einer Konzertdirektion. Er ist am ersten Tage des Rußlandfeldzuges im Jahre 1941 gefallen. Sein Geschäft wurde von seiner Mitarbeiterin Frau Dora Grundmann bis zur Katastrophe weitergeführt. Die treibende Kraft des Unternehmens war der Pfarrer Arno Büchner, Pfarrer an der Haupt- und Pfarrkirche zu St. Salvator in Breslau und im Nebenamte zweiter „geschäftsführender“ Vorsitzender des Evangelischen Jungmädchenwerkes Schlesien. Dieses Nebenamt hatte ihm die Möglichkeit gegeben, zusammen mit seinen Mitarbeiterinnen als Veranstalter einer größeren Zahl von kirchlichen Singwochen aufzutreten, die meist in Breslau-Bethanien oder im Hause des Jungmädchenwerkes in Kaltenstein bei Lähn am Bober stattfanden und unter der Leitung des Dresdener Kantors und Musikdirektors Alfred Stier standen.

Welche Absicht verband nun die drei Männer bei ihrem Unternehmen? Welche Hoffnungen knüpften sie an dasselbe? Unverkennbar war an vielen Orten das kirchliche Gemeindeleben durch die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus in Bewegung geraten. Alte Formen zerbrachen und neue Wege mußten sowohl auf der Ebene der Gemeinden in der Form von Bekenntnisversammlungen wie auf der Ebene der Kirchenprovinz in der Form von Bekenntnissynoden versucht und erprobt werden. An manchen Orten war ohne Frage so etwas wie eine Aufbruchsstimmung wahrzunehmen. Unentwegt konnten wohl gar das sicher so hoch gegriffene Wort von einer Erweckung in den Mund nehmen. Warum sollte also nicht der Versuch gewagt werden, auch in der Gestaltung der Gottesdienste einmal etwas in Bewegung zu bringen. War nicht durch die Hereinnahme der Fürbitte für die namentlich genannten Verhafteten die

Erstarrung des gottesdienstlichen Lebens an vielen Orten schon ein wenig aufgebrochen worden? Waren nicht andererseits die Vorschläge des im Jahre 1932 zur Verwendung freigegebenen Agendenentwurfs der Kirche der altpreußischen Union, soweit sie die musikalische Gestaltung des Gottesdienstes betrafen, völlig wirkungslos geblieben und weithin nicht einmal zur Kenntnis genommen worden? Zudem war durch die Singebewegung besonders von der Jugend viel Liedgut entdeckt oder wiederentdeckt worden, das sich in den für die Jugend besonders spürbaren Anfechtungen als „aktuell“ erwies, gern gesungen wurde und bei den Zusammenkünften bevorzugt wurde. In diesem Zusammenhange muß das von Otto Riethmüller herausgegebene Jugendliederbuch „Ein neues Lied“ erwähnt werden. Es hatte in den Kreisen der Mädchenjugend eine Abkehr von dem zuvor überwiegend gepflegten Liedgut der Erweckungsbewegung und eine Hinwendung zum Liedgut der Reformationszeit bewirkt. Für die „Aktualität“ des Liedgutes der Reformationszeit möge hier ein Beispiel angeführt werden. Nach einem von Tausenden besuchten Bekenntnisgottesdienst in der Breslauer St. Elisabeth-Kirche erschien ein Beamter der Geheimpolizei bei dem verantwortlichen Gemeindepfarrer. Seine Frage galt dem Dichter eines bei dem Gottesdienst gesungenen Liedes, das nicht im Gesangbuch stand, sondern auf einem besonderen Liederzettel abgedruckt war. Zweifellos wollte man den Dichter zur Verantwortung ziehen. Man hatte aus dem Text deutliche Anspielungen auf die gegenwärtige Lage der Kirche und entsprechende Vorwürfe gegen deren Bedrucker herausgehört. Der Dichter des Liedes war Martin Luther! Die Strophen stammten aus seinem Liede „Es spricht der Unweisen Mund wohl“. Als typisch könnte man den Weg des Liedes „Sonne der Gerechtigkeit“ bezeichnen. Otto Riethmüller hatte es aus verschiedenen Strophen alter Gedichte für sein Liederbuch zusammengestellt und mit einer bis dahin im kirchlichen Bereich unbekanntem Melodie eines alten derben weltlichen Textes erstmals veröffentlicht, wobei bei dem Abdruck der Melodie ein Druckfehler oder Irrtum unterlaufen war. Die Jugend hatte das Lied mit Begeisterung aufgegriffen. Der Fehler in der Melodie blieb lange Zeit unbemerkt. Das Lied gehört seitdem zum unaufgebbaren Bestande des Evangelischen Kirchengesangbuchs. Es fand Verbreitung im ökumenischen Bereich und wurde auch in das „Gotteslob“, das Einheitsgesangbuch der römisch-katholischen Kirchen, aufgenommen. Warum sollte dieses Lied und andere ähnliche Gesänge nicht damals auch schon im Gottesdienst erklingen dürfen? Das schlesische Provinzialgesangbuch vom Jahre 1908 enthielt es nicht. Seine Väter hatten es noch nicht gekannt.

Unser Anhang enthielt 78 Lieder. 68 Gesänge aus unserer Auswahl fanden Aufnahme in das Evangelische Kirchengesangbuch, einige weitere finden sich in den Anhängen dieses Gesangbuchs mit dem landeskirchlichen Sondergut. Der größte Teil der Lieder unseres Anhangs wird auch

dem „neuen“ Gesangbuche angehören, für das die Vorarbeiten zur Zeit im Gange sind. Diese Lieder dürften zum bleibenden Bestand des Gesangbuchs gehören. Wo der Anhang in Schlesien benutzt worden war, war für die spätere Einführung des Evangelischen Kirchengesangbuchs bei den Vertriebenen eine gute Vorarbeit getan. Im Anhang wurden auch die Melodien „Wie soll ich dich empfangen“, „Ich weiß, woran ich glaube“, „Ist Gott für mich“, „Such, wer da will, ein ander Ziel“ und „Du meine Seele, singe“ abgedruckt und an Stelle der bisher in Schlesien benutzten Lehnweisen zum Gebrauch empfohlen. Bischof D. Zänker nahm das Erscheinen des Anhangs zum Anlaß, zum 1. Advent des Jahres 1935 ein bischöfliches Rundschreiben an alle Gemeinden zu versenden und die Benutzung des Anhangs zu empfehlen. Daß der Anhang in allen schlesischen Gemeinden freudig begrüßt werden würde, hatten seine Bearbeiter nicht zu hoffen gewagt. Eine freundliche Aufnahme aber fand er nicht nur in den durch den Kirchenkampf aufgeweckten und beweglich gewordenen Gemeinden, sondern weit über deren Grenzen hinaus. Wo man den „Deutschen Christen“ nahestand, wurde er selbstverständlich abgelehnt. Die Vorliebe des Schlesiers für das Althergebrachte und ihm von Jugend an Vertraute wirkte sich auch für das gottesdienstliche Leben aus. Immerhin konnte der Verleger mit dem Absatz des Heftes zufrieden sein. Im Jahre 1937 ließ Otto Burkert ein Begleitbuch mit vierstimmigen Sätzen – verwendbar für Orgel, Klavier und Chor – folgen, verlegt bei Konrad Littmann.

Man wird noch erwähnen müssen, daß Schlesien im Hinblick auf das Gesangbuch ein „rückständiges“ Gebiet war. Als in den Jahren 1923 bis 1931 der erste Anlauf zur Schaffung eines Einheitsgesangbuches unternommen wurde, hatte Schlesien zu der Hälfte von Landes- bzw. Provinzialkirchen gehört, die diese Reform nicht mitvollzogen. Ähnliches galt für die benachbarte (lutherisch-)sächsische Landeskirche. Dort war es den für die Kirchenmusik zuständigen Amtsträgern möglich gewesen, im Auftrage des von den „Deutschen Christen“ beherrschten Landeskirchenamtes unter dem Titel „Deutsche Kirchenlieder zur Erneuerung des Gemeindegesanges“ im Jahre 1935 ein Liederheft herauszubringen, das den Anliegen der Singebewegung Rechnung trug und eine der unsrigen vergleichbare Liedersammlung enthielt. Die schlesischen Verhältnisse machten es unmöglich, der Kirchenbehörde die Initiative zu überlassen oder mit ihr auf diesem Gebiete zusammenzuwirken. Es blieb also nur der Weg des privaten Vorgehens.

Unerwartet tauchte plötzlich ein Hindernis auf: die Rechte des Verlages Wilh. Gottl. Korn, der das schlesische Provinzialgesangbuch herausgab, waren durch die Bezeichnung unseres Anhangs als „Anhang zum schlesischen Gesangbuch“ verletzt worden. Pfarrer Büchner erhielt also eine Vorladung zum Konsistorialpräsidenten D. Hosemann in Breslau. Das Gespräch, das nach einleitenden Bemerkungen eine überraschend launig-freundliche Wendung nahm, endete mit einer Vereinbarung. Der Verlag Wilh. Gottl. Korn fügte etwa vom Jahr 1938 (?) an jedem bei ihm

neu gedruckten Gesangbuch den Anhang in fest eingebundener Form bei und zahlte dafür dem Verleger Littmann eine Lizenzgebühr. Littmann behielt das Recht zum Verkauf von Einzelexemplaren.

Es ist schwer, die Auflagenhöhe für die Verbreitung des Anhangs aus der Erinnerung auch nur annähernd zu schätzen. Sie dürfte eine beträchtliche Höhe erreicht haben.

Daß der „Anhang“ einen wichtigen und segensreichen Dienst getan hat, wird man in aller Bescheidenheit sagen dürfen. Dies wird ihm jedenfalls noch heute von ehemaligen Benutzern bezeugt.

Arno Büchner

Mitteilungen des Vereins für Schlesische Kirchengeschichte e. V.

Das herausragende Ereignis im Leben des Vereins 1982 war die 100-Jahrfeier des Vereins vom 24.–27. September 1982 in Wertheim. Alle Mitglieder hatten die Einladung erhalten und über 80 Mitglieder waren dieser Einladung gefolgt. Diese Tagung war bestens vorbereitet, und die vielen Dankesbriefe, die als Resonanz auf die Feierlichkeiten eingingen, zeigen ihre Strahlungskraft. Zu den festen Tagungsteilnehmern kamen eine ganze Reihe Tagesgäste, und alle öffentlichen Veranstaltungen, die in Kirche, Stiftshof (evang. Gemeindehaus) und Haus Jubilate – Diakonissen-Mutterhaus Frankenstein stattfanden, sahen zahlreiche Besucher aus der Stadt. Zwei Schwerpunkte hatte die festliche Tagung – einen wissenschaftlichen Schwerpunkt in den wissenschaftlichen Vorträgen von Prof. Dr. Schulz über den Breslauer Philosophen, Theologen und Schulmann Kaspar Neumann, von Prof. Dr. Petry über die Forschungsergebnisse der schlesischen Geschichtsschreibung, von Pfarrer Dr. Laug über den Gang dieser Forschung im Laufe der letzten 100 Jahre und von Pfarrer Dr. Patzelt über die Beziehungen der schlesischen zur österreichisch-schlesischen Kirche in ihren positiven und negativen Wechselbeziehungen. Der andere Schwerpunkt lag in den kulturellen Veranstaltungen dieser Tage: in der Eröffnung der Ausstellung: Schlesisches Glas im Wertheimer Glasmuseum durch Prof. Dr. Schulz mit begleitenden Worten, in einer überaus gut besuchten Kirchenmusik in der Stiftskirche, in deren Verlauf die neue Orgel mit ihrer barocken Gewalt ebenso zur Geltung kam wie die Chormusik und das Kammerensemble mit Werken der Schlesier Hesse, Janitsch Joseph, Linke, Drischner und Kaminski, aber auch zur Verdichtung Werke von Telemann und Bach; schlesischer Volkstanz und Volkslieder rundeten diese kulturellen Veranstaltungen ab. Den Höhepunkt aber bildete, wie kann das anders sein, der festliche musikalisch untermalte Festgottesdienst am Sonntag, dem 26. September, mit Bischof D. Fränkel-fr. Görlitz als Prediger und Pfarrer Prengel vom Mutterhaus Frankenstein als Liturg vor einer zahlreichen Gemeinde. Die Morgenandachten hielten Kirchenrat Dr. Dr. Hultsch und Pfarrer Matthes. Kirchenrat Hultsch als souveräner Leiter, Planer und Gestalter der Tagung hieß die Gäste willkommen, dankte dem kirchlichen Hausherrn Dekan Feist und dem Oberbürgermeister Gläser für die großzügige Gastfreundschaft im kirchlichen wie im städtischen Raum. Zahlreiche herzliche Grußworte persönlich und schriftlich durfte der Verein empfangen von der schlesischen Kirche um Görlitz durch den Görlitzer Bischof Wollstadt, durch OKR Bürgel für die evang. Kirche der Union, zahlreiche kirchengeschichtliche und kulturelle Vereinigungen bis zu den Johanniterrittern. Bei dem Empfang durch den Oberbürgermeister der Stadt Wertheim in der ehrwürdigen alten Hofhaltung wurden die schlesischen Gäste von

Herrn Gläser auch mit Geschichte und Gegenwart der Stadt Wertheim vertraut gemacht. Die schöne und so reichhaltige und in angenehmer Atmosphäre des Mutterhauses sich abspielende Festtagung endete mit der Mitgliederversammlung am Montag, dem 27. September, in Saal Jubilate im Mutterhaus. Dr. Hultsch gab über die letzten 3 Jahre einen Rechenschaftsbericht über Entwicklung und Stand des Vereins, P. Prengel als Schatzmeister gab den Kassenbericht für die gleiche Zeit. Die Herren Wittig und Dr. Blomeyer als Rechnungsprüfer hatten keine Einwendungen gegen die Kassenführung und Dr. Blomeyer beantragte Entlastung des Vorstandes, die einstimmig bei Enthaltung der Vorstandsmitglieder erteilt wurde. In der heiklen Frage des Beitrages wurde ein Kompromiß erzielt derart, daß es dem Vorstand überlassen bleibt, bei unbedingter Notwendigkeit eine Beitragserhöhung vorzunehmen, sie nach Möglichkeit aber zu vermeiden. In der Vorstandswahl ergab sich, daß der bisherige jahrzehntelange Vorsitzende Kirchenrat Dr. Dr. Hultsch für das Amt des 1. Vorsitzenden nicht mehr kandidierte. Seit 1953 hat er praktisch dieses Amt innegehabt und den Aufbau des Vereins betrieben in eine Breite hinein, wie sie früher nicht gewesen. Es war echte Dankbarkeit, daß dem Antrag, Dr. Dr. Hultsch für alle seine Mühe und seine Opfer zum Ehrenvorsitzenden des Vereins zu ernennen, einstimmig entsprochen wurde. Der Vorstand wurde danach wie folgt gewählt: 1. Vorsitzender P. i. R. Dr. Werner Laug, 2. Vorsitzender Kirchenoberarchivrat Dr. Dietrich Meyer (zugleich neuer Herausgeber des Jahrbuchs für Schles. Kirchengeschichte), Schriftführer und Schatzmeister Pfarrer Heinz Prengel, Beisitzer P. i. R. Johannes Grünewald und P. Dr. Christian-Erdmann Schott. – Das Jahrbuch 1982 konnte wie immer fristgemäß geliefert werden.

Ich habe die traurige Pflicht das Ableben folgender Mitglieder bekannt zu geben:

Oberstudienrätin i. R. Gerda Günther in Buchen (verstorben am 24. 11. 1981), in Schlesien Gewerbeoberlehrerin in Breslau.

Pfarrer i. R. Werner Klaus in Bad Vilbel-Heilsberg (verstorben am 29. 3. 1982), in Schlesien Pfarrer in Radmeritz-Tauchritz Krs. Hoyerswerda.

Manfred Hauschild in Wesseling (verstorben am 17. 5. 1982 in Köln), in Schlesien in Breslau wohnhaft.

Pfarrer i. R. Rudolf Naumann (verstorben am 15. 6. 1982), in Schlesien Pfarrer in Rothkirch Krs. Liegnitz.

Als neue Mitglieder des Vereins darf ich begrüßen:

1. Herr Reinhard Frohne, Voweydeweg 55, 5860 Iserlohn
2. Pastor Hans-Christoph Gregor, Hauptstraße 10, 2401 Ratekau
3. Dr. med. Attarin Huppertz, Dreigarbenfeld 68, 4300 Essen 11
4. Herr Friedrich-W. Ihloff, 1. Rotwandstraße, 8023 Pullach
5. Architekt Oskar Kalinke, Kattowitzerstraße 8, 5000 Köln 80
6. Heimleiter Johannes Lissel, Reinkamp 14, 3380 Goslar 1
7. Univ.-Prof. Dr. Josef-Joachim Menzel, Hinter der Kirche 26,
6500 Mainz 41
8. Pfarrer Alfred Muche, Zenettistraße 18, 8000 München 2
9. Frau Magdalene Naumann, Sollingblick 33 (Hollenstedt),
3410 Northeim 12
10. Frau Elisabeth Schmidt-Janssen, Bandelstraße 11, 4930 Detmold
11. Frau Elisabeth Thaler, Wetzlarer Straße 10/25, 7000 Stuttgart 50
12. Frau Elly-Margot Veith, Barmbekerstraße 81, II, 2000 Hamburg 60
13. Schwester Renate Weber, Endweg 14,
6945 Hirschberg-Leutershausen
14. Landwirt Christoph Freiherr vom Zedlitz und Neukirch,
2161 Balje-Hörne Nr. 50

Auf das in der Endfertigung befindliche Buch in unserer Reihe der bebilderten Kirchenbücher darf ich hinweisen:

Ulrich Hutter: Die Friedenskirche zu Jauer.

I. A. Dr. Dr. Gerhard Hultsch
Gerhard-Hauptmann-Straße 53
D-6980 Wertheim
als Ehrenvorsitzender

Der Vorstand des Vereins

Ehrevorsitzender:

Oberstudienrat i. R. Kirchenrat Dr. Dr. Gerhard Hultsch,
Gerhart-Hauptmann-Str. 53, D-6980 Wertheim

1. Vorsitzender:

Pfarrer i. R. Dr. Werner Laug, Friedhofstr. 7,
D-7151 Burgstetten

2. Vorsitzender:

Kirchenoberarchivrat Dr. Dietrich Meyer,
Im Luftfeld 49, D-4000 Düsseldorf 31

Schatzmeister:

Pfarrer und Vorsteher Heinz Prengel,
Frankensteiner Str. 6, D-6980 Wertheim

1. Beisitzer:

Pfarrer i. R. Dr. Johannes Grünewald,
Rohnsterrassen 6, D-3400 Göttingen

2. Beisitzer:

Pfarrer Dr. Christian-Erdmann Schott,
Eleonorenstr. 31, D-6500 Mainz-Gonsenheim

Anschriften der Autoren

Professor Dr. Manfred P. Fleischer, University of California, Department
of History, Davis, California 95 616, U.S.A.

Pfarrer i. R. Dr. Werner Laug, Friedhofstr. 7, 7151 Burgstetten.

Pfarrer i. R. Dr. Johannes Grünewald, Rohnsterrassen 6, 3400 Göttingen.

Stud. theol. Ulrich Hutter, Michaelstr. 11, 5300 Bonn 1.

Pfarrer i. R. Herbert Girke, Ellensen Nr. 33, 3354 Daasel 1.

Oberstudienrat i. R. Dr. Leonhard Radler, Herzog-Wilhelm-Str. 27,
3388 Bad Harzburg.

Pfarrer Gerhard Schröder, Leninplatz 11a, DDR 1630 Zossen.

Pfarrer Dr. Herbert Patzelt, Bonnusstr. 1, 2400 Lübeck.

Pfarrer i. R. Johannes Leuchtmann, Schillerstr. 12, 6418 Hünfeld.

Pfarrer i. R. Arno Büchner, Tile-Wardenbergstr. 12, 1000 Berlin 21.

Oberstudienrat i. R. Kirchenrat Dr. Dr. Gerhard Hultsch, Gerhart-
Hauptmann-Str. 53, 6980 Wertheim.

Neue Ursinliteratur. Buchbericht

Nach der umfassenden Monographie **K. Sudhoffs**¹⁾ hat es lange keine Arbeit über Leben und Werk des schlesischen Theologen Zacharias Ursinus gegeben. Es soll im folgenden über zwei Bücher referiert werden, die die kirchengeschichtliche und theologiegeschichtliche Forschung angeregt haben, sich wieder des weithin vergessenen schlesischen Theologen anzunehmen.

W. Metz²⁾ hat in seiner Studie „*Necessitas satisfactionis?*“ die Fragen 12–18 des Heidelberger Katechismus eingehender untersucht als es bisher in der Forschung geschehen war (z. B. K. Barth, *Christliche Lehre nach dem Heidelberger Katechismus*, 1948). Zutreffend stellt Metz zu Beginn seiner Untersuchung fest, daß „die Fragen 12–18 des Heidelberger Katechismus . . . zu den umstrittensten dieser reformierten Bekenntnisschrift gehören“ (14). Im I. Kapitel des Buches wendet sich Metz den forschungsgeschichtlichen Fragen zu. Er berücksichtigt dabei die wesentlichen Positionen (z. B. Bizer, Weber, Goeters, Barth und Jacobs) ohne jedoch Vollständigkeit zu erzielen (unberücksichtigt blieb die ungarische Literatur zum Heidelberger Katechismus). Dieser Forschungsüberblick zeigt, daß keine einhellige Meinung darüber besteht, ob in den Fragen 12–18 die Bestimmung der Person des Erlösers als Voraussetzung für das Versöhnungswerk auf rationale Weise konstruiert wird oder ob aufgrund der nachträglich genannten Offenbarungsquellen argumentiert wird. In Kapitel II wendet sich Metz der Verfasserschaft des Heidelberger Katechismus zu. Er kommt zu dem Ergebnis, daß der Katechismus von Ursin verfaßt wurde. Mag dieses Urteil in die richtige Richtung weisen, so wird man doch einschränken müssen, daß Ursin den Katechismus nicht allein verfaßt hat, sondern seine verschiedenen Vorarbeiten auf dem Kolloquium zur Abfassung des Katechismus 1562/63 zur Diskussion gestellt hat. Hier wäre doch eine ausführlichere Quellenarbeit von Nöten gewesen, als sie von Metz auf den Seiten 58–68 geleistet wurde. Nach Erörterung der Vorfragen, folgt im III. Kapitel die Analyse der Fragen 12–18 (79–183). Zur Interpretation zieht der Vf. die 1591 von D. Pareus posthum herausgegebenen „*Explicationes Catechesos Palatinae, sive Corpus Theologiae*“ heran. Als Folge dieser Analyse ergibt sich für den Vf.: „In der Darstellung der Fragen 12–18 liegt keine in der autonomen menschlichen Vernunft begründete rationale Argumentation vor, deren Absicht es wäre, eine rein verstandesmäßige oder spekulative Konstruktion von

¹⁾ K. Sudhoff, C. Olevianus und Z. Ursinus. Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der reformierten Kirche. Teil VIII, Elberfeld 1857.

²⁾ W. Metz, *Necessitas satisfactionis? Eine systematische Studie zu den Fragen 12–18 des Heidelberger Katechismus und zur Theologie des Zacharias Ursinus*. SDGSTh Bd. 26, Zwingli Verlag Zürich 1970, br. 236 S. DM/Fr. 30,–

Amt und Person des Mittlers zu geben. Vielmehr haben wir es mit offenbarungsgewundenen, aposteriorischen Aussagen zu tun, die ihren Grund im perfektischen Heilsgeschehen haben, wie es im Evangelium Alten und Neuen Testaments offenbart ist“ (182). Im IV. Kapitel geht der Vf. dann noch der Frage nach, ob eine dogmatische Verwandtschaft zwischen den Fragen 12–18 des Heidelberger Katechismus und der Versöhnungslehre in Anselm von Canterburys Schrift „Cur Deus homo“ besteht. Der Unterschied beider Schriften ist nach Metz unverkennbar: „Anselms ‚Cur Deus homo‘ wendet sich an Ungläubige, um sie auf rationale Weise von der notwendigen Satisfaktionsleistung des Gottmenschen zu überzeugen, die Fragen 12–18 des Heidelberger dagegen konfrontieren den Gläubigen mit dem rational nicht abzuleitenden, offenbarten Geheimnis des Werkes und der Person Jesu Christi“ (217).

Bei dieser fleißigen Arbeit (9 Seiten Lit.!) bleiben dem kritischen Leser zahlreiche Fragen. So wird der systematisch-theologische Gehalt der Vorarbeiten des Ursin zum Heidelberger Katechismus (Cat. Minor, Cat. Major und Theses de officio et persona unici mediatoris inter Deum et homines, Domini nostri Jesu Christi von 1562) nicht eingehend genug erörtert. Auch fehlen in Kapitel II biographische Notizen, die den Theologen Ursin in die Theologie seiner Zeit hätten einordnen helfen. Auch bei der Primärliteratur fehlen Hinweise auf die erste Ursin-Gesamtausgabe (1584 und 1589 hrg. von J. Jungnitz) sowie auf die neueren Briefeditionen (vgl. G. A. Benrath, Heidelberger Jahrbücher VIII (1964), 93ff.). Dennoch regt das Buch zu einer weiteren Beschäftigung mit der Theologie des Ursin an, wobei neben seinem theologischen vor allem auch sein pädagogischer Beitrag – hierzu gibt Metz einige konkrete Hinweise – aus den vorhandenen Quellen erarbeitet werden müßte.

In vorbildlicher Weise hat **E. K. Sturm**³⁾ seine historisch-biographische und theologische Studie „**Der junge Zacharias Ursin**“ verfaßt. Dabei stützt sich Sturm auf bisher unbekanntes bzw. wiedergefundenes Quellenmaterial. In 10 Kapiteln geht er den Weg Ursins von 1534–1562 nach. „In der vorliegenden Arbeit wird die Herausgabe des Heidelberger Katechismus (Januar 1563) als die Grenze zwischen dem jungen und dem ‚orthodoxen‘, zwischen dem Mitverfasser und dem späteren Verteidiger und Ausleger des Heidelberger Katechismus gesetzt“ (3). In der Einleitung stellt Sturm die bisher erschienenen Monographien bzw. Biographien über Z. Ursin vor. Das Ziel seiner Arbeit ist es, die bisher nicht in den Arbeiten beantworteten Fragen zu klären und den Weg des Ursin vom Philippismus zum Calvinismus deutlich zu machen. In Kapitel I beschreibt der Vf. kurz die für die Darstellung wichtigen Quellen. Erfreulich ist besonders, daß Sturm zur Ermittlung der Quellen aus Ursins Breslauer Tätigkeit auf das Archiv der UB Breslau zurückgegriffen hat. Kapi-

³⁾ E. K. Sturm, Der junge Zacharias Ursin. Sein Weg vom Philippismus zum Calvinismus (1534–1562). BGLRK Bd. 33, Neukirchener Verlag Neukirchen 1972, Ln. XII/323 S. DM 29,-.

tel II führt dem Leser neben der Schilderung der Jugend Ursins auch die kirchliche Situation in Breslau seit Einführung der Reformation bis ca. 1550 vor Augen. Die theologischen Auseinandersetzungen der Jahre 1550ff. werden Ursin bei seinem Studium in Wittenberg bewußt. Kapitel III beleuchtet daneben auch das Verhältnis Ursins zu seinen Lehrern und Freunden während der Wittenberger Studienzeit. Im IV. Kapitel entwickelt der Vf. die Affinität der Theologie des späten Melanchthon zur Lehre Calvins (Sturm zieht hierfür die Auslegung von Kol 3 aus dem Jahre 1557 heran). Kapitel V und VI thematisieren das Wormser Religionsgespräch und die Studienreise Ursins nach Frankreich und in die Schweiz.

Im VII. Kapitel untersucht Sturm die Tätigkeit Ursins an der Elisabeth-Schule in Breslau, die er 1560 wegen des Verdachts der Verbreitung calvinischer Lehre aufgeben mußte. Während in der Schulrede von 1558 noch keine reformierten Gedanken zu finden sind, so treten diese in den „Theses“ von 1560 in geschickter Kombination von melanchthonischer und calvinischer Lehrweise offen zutage. Bei seiner Reise nach Zürich erfolgt der Bruch mit der Wittenberger Theologie. In Zürich wird Ursin zum erstenmal eingehend mit der Theologie Zwinglis konfrontiert (Kapitel VIII). Im IX. Kapitel skizziert der Vf. zunächst sehr schön die politischen und kirchlichen Verhältnisse im Pfälzer Territorium sowie in Heidelberg. In der 1562 anlässlich seiner Berufung an die Heidelberger Alma mater gehaltenen katechetischen Rede „wird sichtbar, welche Funktion Ursin der theologischen Lehre gibt. Sie hat die in der Schrift in großer Breite und ungeordnet enthaltenen Teile der Lehre zu sammeln und unter dem Gesichtspunkt des *ordo, scopus, systema* und der *analogia fidei* zu ordnen und darzustellen. Da Schüler zu dieser Aufgabe nicht fähig sind, hat Gott das Amt des Lehrenden eingesetzt, damit die Schüler die Summe der Lehre aus keiner anderen Quelle als der Heiligen Schrift, freilich durch die Stimme der Lehrenden, vernehmen“ (245). Die für die Konzeption des Heidelberger wichtigen Vorarbeiten Ursins untersucht Sturm im X. Kapitel. War man bislang in der Forschung (v. a. A. Lang) davon ausgegangen, daß die *Cat. Major* die erste und die *Cat. Minor* die zweite kleinere Vorarbeit zum Katechismus sind, so zeigt Sturm nach Analyse der in den Vorarbeiten enthaltenen Theologien (Melanchthon-Calvin-Zwingli), daß die *Cat. Minor* ein Katechismus ist, während die *Cat. Major* ein für Studenten erstelltes Kompendium der Theologie ist. Es besteht daher kein grundsätzlicher Unterschied zwischen den beiden Arbeiten, vielmehr ist die Gestalt aus dem unterschiedlichen „Sitz im Leben“ zu erklären. Im Anhang (309–313) ist eine Zusammenstellung der in Bibliotheken, Archiven und Quellensammlungen vorhandenen Ursin-Briefe der Jahre 1551–1563 zu finden. Leider vermißt man Hinweise zur Ikonographie.

Mit dieser gelungenen Darstellung hat E. Sturm nicht nur die Ursin-Forschung auf eine solide Quellengrundlage gestellt, sondern auch den Weg

für die weitere Arbeit am Heidelberger Katechismus gewiesen. Für den frühen Ursin wird man hinter diese Darstellung nicht mehr zurückgehen können.

Es wäre zu wünschen, daß bald der Versuch unternommen wird, den weiteren Lebensweg des schlesischen Theologen (1563–1583) ebenso wissenschaftlich darzustellen. Damit wäre dann nicht nur die Biographie und Theologie Zacharias Ursins umfassend erforscht, sondern es könnte dann auch die Entstehung des deutschen Reformiertentums, an der Ursin einen nicht unwesentlichen Anteil hatte, besser verstanden werden.

Ulrich Hutter

**Walter Dürig:
Angelus Silesius. Das Gedankengut des schlesischen Gottsuchers
als lebendiges Erbe**

Verlag August Lax. Hildesheim. 1977, Brosch. 32 S.

**Angelus Silesius:
Cherubinischer Wandersmann. Ausgewählt und eingeleitet
von Walter Dürig**

2. überarbeitete Auflage

EOS Verlag St. Ottilien. 1975, Brosch. 55 S.

Wer Angelus Silesius sagt, denkt in erster Linie an dessen Epigramme, von denen der Literarhistoriker Philipp Wittkopp einmal bemerkt: „Sie sind wie Blitze, die mit kurzem blendenden Licht in die Abgründe der Mystik hineinleuchten“.

Eine rund 30 Seiten umfassende Auswahl hat der Münchener Universitätsprofessor und Liturgiewissenschaftler Dr. Walter Dürig, Schlesier von Geburt und Herkunft, in dem oben angezeigten Bändchen vorgelegt und mit einer Einführung in die Gedankenwelt des „Wandersmanns“ versehen.

Zum Gedenkjahr des 300. Todestages des „Schlesischen Botens“ Johann Scheffler – unwillkürlich gehen dabei die Gedanken zum „Wandsbeker Boten“ Matthias Claudius – hat Prof. Dürig sich noch einmal einem Thema seiner frühen wissenschaftlichen Arbeit zugewandt. 1944 hatte er auf der Grundlage der reichen Primärliteratur, die die Breslauer Universitätsbibliothek bot, eine Arbeit veröffentlicht über „Johannes Scheffler als Kontroverstheologe und Seelsorger“. Während die Literaturhistoriker gewöhnlich nur den Dichter der Spruchweisheit darzustellen pflegen, gilt Dürigs Bemühen in dem oben zuerst angezeigten Bändchen auch der Darstellung des aus dem Luthertum kommenden und zur römisch-katholischen Kirche konvertierten Scheffler und seiner kontroverstheologischen Schriften.

In gleicher Weise wie sein schlesischer Landsmann und Anreger Jakob Böhme geriet Scheffler in Gegensatz zu seiner Kirche, die von der lutherischen Orthodoxie geprägt war. Was für den Görlitzer Schuster Böhme der Oberpfarrer Richter war, wurde für den Oelser Hof- und Leibmedikus Scheffler der Hofprediger Freitag. Indessen blieb Böhme, auch unter Anfeindung, seiner Kirche verbunden, wohingegen Scheffler seine geistliche Heimat in der katholischen Kirche suchte und fand. 1653 nahm er bei der mit der Konversion gleichzeitigen Firmung in der Matthiaskirche zu Breslau den Namen „Angelus“ an. „Da es einen protestantischen Prediger gleichen Namens in Darmstadt gab, fügte er den Namen seiner Heimat hinzu . . . Die Beifügung Silesius ist unverkennbar ein ebenso klares Bekenntnis zu seiner geliebten schlesischen Heimat wie der Name Angelus zur himmlischen“. (aaO. S. 10).

Scheffler hat ausgewählte theologische Traktate in einem Sammelband unter dem Titel „Ecclesiologia“ veröffentlicht. Damit wird der Begriff der Kirche als Zentralthema seiner Kontroverstheologie sichtbar. Die Zerrissenheit des Protestantismus in Richtungen und Schulen ist der Grund für Schefflers Leiden an der Kirche: „Was anjetzo für Gezänke und Verketzerung schon viertzig Jahr lang zwischen Helmstädtern eines theils und Leiptzignern und Wittenbergern andern theils. Item zwischen diesen und den Königsbergern im Schwange ist, das ist vielen bekandt. Und ist ja zuerbarmen, daß ein ehrliches Christliches Gemütte nicht mehr wissen kan, was und welches dann Rein-Evangelisch ist“ (aaO. S. 19) Scheffler sucht die eine Kirche, die der Leib Christi und deren Haupt Christus ist. Diese Frage nach der Einheit der Kirche, worin sie besteht oder nicht besteht und wie sie verwirklicht werden kann, ist zu unserer Zeit neu aufgebrochen in der Ökumenischen Bewegung. Schefflers Anfrage an die Kirche seiner Zeit, nach ihrer Weite und ihren Grenzen, ist in vertiefter Weise nun auch uns gestellt.

Wir kennen Böhmes und Schefflers Antworten auf das kirchenoffizielle Verhalten in ihrer damaligen Zeit. Freilich müßte man, um das Gespräch völlig verstehen und beurteilen zu können, die Einwände eines Oberpfarrer Richter und eines Hofprediger Freitag kennen. Für den Görlitzer hat das Werner Heimbach in einem Aufsatz in HERBERGEN DER CHRISTENHEIT, Jahrbuch für deutsche Kirchengeschichte 1973/74, Ev. Verlagsanstalt (Ost-)Berlin, 1975, S. 97–151 zu beantworten versucht: „Das Urteil des Görlitzer Oberpfarrers Richter über Jakob Böhme“. Für den Oelser Hofprediger Freitag und seinen Kontrahenten Johann Scheffler steht eine solche Arbeit noch aus. Es ist eine Frage, ob sie angesichts der unersetzlichen Verluste an Quellen in den verlorenen Gebieten Ostdeutschlands überhaupt je möglich sein wird. Abschließend sei auf die 2½ Seiten umfassende Bibliographie hingewiesen, die der angezeigten Arbeit von Walter Dürig beigegeben ist. Ihr gesondertes Erscheinen – der Erstabdruck erfolgte im Archiv für schlesische Kirchengeschichte Band 35 S. 115–140 – kann nur begrüßt werden.

Die Teilnehmer der vorjährigen Michaelisrüstzeit der Gemeinschaft evangelischer Schlesier im Rheinland werden gern zu diesem Referat, das Prof. Dr. Dürig ihnen in Bergisch Gladbach vortrug, greifen, zumal der Preis ungewöhnlich billig ist.

Werner Huch

**Musik in Schlesien im Zeichen der Romantik,
herausgegeben im Auftrage des Arbeitskreises
für Schlesisches Lied und Schlesische Musik
von Gerhard Pankalla und Gotthard Speer. Veröffentlichung Nr. 9.
Laumann-Verlag, Dülmen (Westfalen) 1981**

**Barock in Schlesien,
herausgegeben im Auftrage desselben Arbeitskreises
von Lothar Hoffmann-Erbrecht in demselben Verlag und Jahr.
Veröffentlichung Nr. 10**

Im ersten Beitrag der Veröffentlichung Nr. 9 berichtet Norbert Linke, Professor für Musik und ihre Didaktik in Duisburg, über weniger bekannte romantische Musiker aus Schlesien. Er zeigt viele Querverbindungen von ihnen zu den bedeutenden Komponisten dieses Zeitraumes auf (Weber, Schumann, Brahms, Liszt, Mendelssohn, Bruch). In einem weiteren Beitrag befaßt sich derselbe Autor mit dem volkstümlichen Lied in Schlesien. Das Thema zwingt ihn zu einer Beschränkung auf das Liedgut aus dem 19. Jahrhundert, über das später die musikalische Erneuerungs- und die Jugend- und Singebewegung ein sehr geringschätziges Urteil fällte. Erstaunlich bleibt der Reichtum des schlesischen Beitrags an vaterländischen Liedern, Trink-, Studenten-, Wander-, Kinder-, Soldaten- und ähnlichen populären Liedern, zu denen Schlesier aus den mannigfachsten Berufen nicht nur die Texte, sondern oft auch die Singweisen beige-steuert haben. Mit viel Sorgfalt und Fleiß ist das wahrscheinlich schwer zugängliche Material zusammengetragen. Es folgt ein Bericht von Professor Gotthard Speer über den Beitrag der Laien zum Musizieren im 19. Jahrhundert. Als dem Bürgertum anstelle von Adel bzw. Fürstenthöfen und Kirche die Verantwortung für das kulturelle Leben zufiel, übernahm der Chorgesang den Vorrang vor dem instrumentalen Laienmusizieren. Neben den Männerchören entstehen die Liedertafeln, **die Singakademien** und die Musikfeste. Für Schlesien können immer sehr frühe Gründungsjahre genannt werden. An schlesischen Volksliedern dürfte außer dem in den Sammlungen von Hoffmann/Richter und Georg Amft zusammengetragenen allerlei in Breslauer und Beuthener Archiven vorhanden gewesen sein. Vieles ist erst im 20. Jahrhundert von Walther Hensel und anderen wiederbelebt, manches noch neu entdeckt worden. Für den Abschnitt über das instrumentale Musizieren der Laien kann als

Ergänzung auf das hingewiesen werden, was im Jahrbuch 55/1977 über Musikinstrumente im Besitz schlesischer Kirchengemeinden ausgeführt wurde. Joseph Thamm beschäftigt sich in einem Beitrag über die geistliche Musik vorwiegend mit Musikern aus dem römisch-katholischen Bereich. Aus dem evangelischen Bereich werden Hientzsch (Musiklehrer am Lehrerseminar), Siegert (St. Bernhardin) W. Rudnick (Liegnitz), Fritz Lubrich und Arnold Mendelssohn gewürdigt. Ohne den letzteren wären Distler, Pepping, Raffael usw. nicht denkbar. Im umfangreichsten Beitrag dieser Veröffentlichung beschäftigt sich Professor Rudolf Walter mit der Breslauer Dommusik von 1805–1945. Er berichtet über Organisation, Domorgeln, Kompositionen von Domkapellmeistern, deren musik- und kulturgeschichtliche Bedeutung und fügt in mehreren Anhängen u. a. ausführliche Aufführungsverzeichnisse bei. Der evangelische Leser wird es bei der Lektüre dieses Beitrages schmerzlich empfinden, daß es – sieht man einmal von den verdienstvollen Arbeiten von Professor Fritz Feldmann ab –, bisher nicht möglich war, bei evangelischen Kirchenmusikern und Musikwissenschaftlern ein vergleichbares Interesse an der Geschichte und der Bewahrung des evangelischen Erbes zu wecken. Wahrscheinlich böte ein Bericht über die Kirchenmusik in den vier Breslauer Haupt- und Pfarrkirchen im 19. Jahrhundert eine ebenso lockende wie lohnende Aufgabe. Waren doch dort damals mehrere Männer tätig, die über Schlesiens Grenzen hinaus Wertschätzung und Anerkennung fanden.

In der Veröffentlichung Nr. 10 erinnert Norbert Linke daran, daß schlesische Dichter länger als ein Jahrhundert in der deutschen Literatur führend in Erscheinung traten. Nach einem Überblick über die wichtigsten Personen und deren Werke, beginnend mit Martin Opitz und endend bei Johann Christian Günther, überrascht er seinen Leser mit ausführlichen Beispielen für den Umfang, in welchem schlesische Barockdichter sprachschöpferisch gewirkt und viele lebensfähige neue Worte und Begriffe geprägt haben, die tagtäglich benutzt werden. Aus seinem Verzeichnis von mehr als 150 Worten (meist mit genauer Quellenangabe) hier einige Kostproben: Sehnsucht, liebenswürdig, aufschneiden, Meine Wenigkeit (Opitz), begeistern, Lustspiel (Gryphius), Plagegeist, kosen, lieblosen (Logau), Absicht, Einsicht, Füllhorn (Günther). Auch für die in die Teenager-Sprache eingegangenen Worte Gammeler und gammeln wird schlesische Herkunft behauptet, allerdings ohne Angabe von Belegstellen, also wohl mundartlicher Herkunft („Gamel“?). Es folgt ein Beitrag des Frankfurter Musikwissenschaftlers Lothar Hoffmann-Erbrecht über bedeutende schlesische Lautenisten der Barockzeit. Schlesier haben damals in der Lautenmusik Maßstäbe gesetzt, die für Deutschland und am Ende der Epoche für Europa kaum zu überbieten waren. Als Schlesien seinen Lautenspielern keine ihren Fähigkeiten entsprechende Wirkungsmöglichkeiten mehr bot, versorgten sich u. a. die Höfe in Düsseldorf, Mannheim und Dresden mit schlesischen Lautenisten. Der Schlesier Silvius Leopold Weiss wurde im Jahre 1744 als Lautenist der höchst-

bezahlte Instrumentalist der Dresdener Hofkapelle. Auch J. S. Bach war von seiner Kunst beeindruckt. Notenbeispiele ergänzen den Bericht über ein bisher wohl nur unter Fachleuten bekanntes Kapitel schlesischer Musikgeschichte. Im letzten Beitrag dieser Veröffentlichung weiß der Hymnologe Professor Konrad Ameln in einem Bericht über Schlesiens Beitrag zum Kirchenlied des Barock immer wieder eine Bemerkung einzufügen, die auch dem gut Unterrichteten die Dinge in einem oft wenig beachteten Lichte erscheinen lassen. Dazu gehört z. B. die Bemerkung, daß die bis zum Ende des 17. Jahrhunderts (und vielleicht noch länger) unverändert geltende Ordnung des lutherischen Gottesdienstes der fruchtbare Nährboden war, aus dem das schlesische Kirchenlied erwuchs. Eine ausführliche Literaturübersicht ergänzt diesen Beitrag.

In beiden Veröffentlichungen liegen den Beiträgen Referate zugrunde, die auf den Jahrestagungen des Arbeitskreises für schlesisches Lied und schlesische Musik in den Jahren 1976 bzw. 1977 gehalten wurden. Wegen beruflicher Überlastung war es 2 Referenten des Jahres 1977 nicht möglich, ihre Vorträge für die Veröffentlichung zur Verfügung zu stellen. Sie behandelten Wechselbeziehungen zwischen Österreich und Schlesien und Einflüsse Schlesiens auf das Berliner Musikleben im Zeitalter des Barock.

Arno Büchner

**Wolfgang Kessler,
Ost- und südostdeutsche Heimatbücher und Ortsmonographien
nach 1945. Eine Bibliographie zur historischen Landeskunde
der Vertreibungsgebiete, K.G. Saur München-New York-London-Paris,
1979, 335 S. + 15 Karten, geb.**

**Horst von Chmielewski/Gert Hagelweide,
Bestandsverzeichnis der deutschen Heimatvertriebenenpresse,
K.G. Saur München-New York-London-Paris,
1982, XXVIII/284 S. geb.**

Im Auftrage des Ostdeutschen Kulturrates, Bonn, wurden zwei Bücher erstellt, die das verstreute Buchgut der Vertriebenen über den Deutschen Osten (nach 1945) für den Benutzer leichter zugänglich machen sollen. **W. Kessler** will mit seiner Bibliographie v. a. „für Wissenschaftler, Publizisten und interessierte Leser im deutschen Sprachgebiet und in den Nachbarstaaten ein Nachschlagewerk . . . schaffen, das sowohl das Wirken und Schaffen der Deutschen als auch ihre Beziehungen zu ihren Nachbarn in – oft jahrhundertelanger – Gemeinschaft deutlich macht“ (9).

Das wachsende historische Bewußtsein in der Bundesrepublik Deutschland hat auch das Interesse an der Kultur und Geschichte des Deutschen Ostens verstärkt aufkommen lassen. Die Erlebnisgeneration hat bald

nach ihrer Vertreibung recht systematisch die Heimatgeschichte aufgearbeitet; diese Arbeiten liegen leider meist verborgen in Archiven, Bibliotheken, Heimatstuben etc. Trotz der meist subjektiv (dies gilt insbesondere für die Bücher der frühen 50er Jahre) geschriebenen Arbeiten steckt in vielen mit Liebe und Forscherfleiß erstellten Ortsmonographien und Heimatbüchern für den Historiker, der die Geschichte des Deutschen Ostens aufzuarbeiten hat, eine Menge unersetzlichen Materials (ich denke hier z. B. nur an die authentischen Berichte von den Ereignissen vor der Vertreibung, oder die Fotos und Karten, die, sofern sie nicht in Archiven gesammelt wurden, nur über solche Heimatbücher greifbar sind). So konstatiert K. in seiner Einführung, in der er die Gattung „Heimatbücher“ näher vorstellt (11–24) folgerichtig: „Heimatbücher sind bisher als Quelle historischer Forschungen viel zu wenig genutzt worden“ (24). Die vorliegende Bibliographie umfaßt neben den Heimatbüchern im engeren Sinne, auch solche Publikationen, die sich in irgendeiner Weise mit dem entsprechenden Ort oder der Landschaft befassen (z. B. Festschriften mit Beiträgen zur Heimatkunde, Bildbände). Unberücksichtigt blieben Schul- und Kirchengemeindegeschichten, Quellensammlungen, Vertreibungserlebnisse, Familienchroniken und Einwohnerbücher (17). Sicher ist dieses Auswahlprinzip zu bedauern, da z. B. in den Darstellungen der Kirchengemeinden sich fast immer längere Passagen zur Stadtgeschichte finden. Im übrigen kann die Stadt- und Kirchengeschichte nicht so schematisch auseinandergelassen werden; vielmehr hätte der Vf. hier der wechselseitigen Verzahntheit beider Rechnung tragen müssen. Im übrigen wurde das Prinzip vom Vf. – die Geschichte der Kirchengemeinden auszuklammern – nicht stringent durchgehalten (vgl. z. B. S. 107, 109, 115, 119, 130, 138, 140).

Jedes Gebiet wird verwaltungsmäßig kurz vorgestellt; danach werden allgemeine Literatur zur Einführung, bibliographische Hilfsmittel, wichtige Gesamtdarstellungen sowie die eigentliche Literatur zur jeweiligen Landschaft bzw. dem Ort geboten.

Der Vf. hat zweifellos ein wichtiges Hilfsmittel geschaffen, das jedoch bei einer Neuauflage einer gründlichen Bearbeitung hinsichtlich der Vollständigkeit der Angaben unterzogen werden müßte. Es können hier keine umfassenden Ergänzungen gegeben werden; ich beschränke mich nur auf das Wesentliche und die eigentl. Ostgebiete (in den Grenzen von 1937).

1. Ostpreußen/Memelgebiet:

Walter Marienfeld, Kirchengemeinde Wallenrode (Kreis Treuburg), Dortmund 1960; Wilhelm Matull (Hrg.), Große Deutsche aus Ostpreußen, München o. J.; Carl E. L. von Lorck Landschlösser und Gutshäuser in Ost- und Westpreußen, Frankfurt/Main 1972⁴). Hans-Ulrich Stamm, Frag mich nach Ostpreußen. Ostpreußisches Mosaik Bd. 1, Leer/Ostfriesland 1974.

2. Pommern:

Hellmuth Heyden, Kirchengeschichte Pommerns, 2 Bde., Köln 1957²);

Heinrich Schulz, Pommersche Dorfkirchen östlich der Oder, Herford 1963. Pommern. Eine Denkschrift. Hrg. von der Pommerschen Landsmannschaft, Leer/Ostfriesland o. J. (ca. 1965).

3. Ostbrandenburg:

Benno Riech, Erinnerungsschrift an die Stadt Schönfliess, Berlin 1956.

4. Westpreußen/Danzig:

Willi Drost, St. Katharinen in Danzig, Stuttgart 1958; ders., St. Nicolai und andere Kirchen in Danzig, Stuttgart 1959; ders., Die Marienkirche in Danzig und ihre Kunstschatze, Stuttgart 1960. Ernst Gall, Danzig und das Land an der Weichsel, Berlin-Darmstadt 1953.

Walther Ziesemer, Die Marienburg, Kitzingen 1951.

5. Posen:

J. P. Ravens, Staat und katholische Kirche in Preußens polnischen Teilungsgebieten, Wiesbaden 1963 Friedrich Swart, Diesseits und Jenseits der Grenze, Leer/Ostfriesland 1954.

6. Schlesien:

Gerhard Hultsch (Hrg.), Das evangelische Schlesien. Bd. I: Hellmuth Eberlein, Schlesische Kirchengeschichte, Goslar 1952³; Bd. II: Gêrh. Hultsch, Silesia Sacra. Historisch-statistisches Handbuch über das evangelische Schlesien, Düsseldorf 1953; Bd. III: Alfred Wiesenhütter/G. Hultsch, Der evangelische Kirchenbau Schlesiens von der Reformation bis zur Gegenwart, Düsseldorf 1954; Bd. IV: G. Hultsch, Vom diakonischen Werk in der evangelischen Kirche Schlesiens, Ulm 1957; Bd. V: Erich Schultze, Der Anteil des evangelischen Schlesiens an der Weltmission, Ulm 1962; Bd. VI, 1: Arno Büchner, Das Kirchenlied in Schlesien und der Oberlausitz, Düsseldorf 1971; Bd. VI, 2: Fritz Feldmann, Die schlesische Kirchenmusik im Wandel der Zeiten, Lübeck 1975; Bd. VII: G. Hultsch, Schlesische Dorf- und Stadtkirchen, Lübeck 1977.

Günter Grundmann, Schlesische Landschaft im Bild der Romantik, Köln 1962; Helmut Sieber, Schlösser in Schlesien. Ein Handbuch mit 197 Aufnahmen, Frankfurt/Main 1971; Richard Konwiarz (Hrg.), Alt-Schlesien. Architektur. Raumkunst. Kunstgewerbe, Frankfurt/Main 1979 (unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1913); Josef Pollok u. a., Hindenburg OS. Stadt der Gruben und Hütten, Hürth/Rhld. 1979. Ich habe in diesem Zusammenhang auf die verschiedenen Kirchenbeschreibungen, die seit 1950 im Verlag Unser Weg erschienen sind, verzichtet. Der Fachkundige wird sie über die einschlägigen Bibliographien zu ermitteln wissen.

Berichtigungen + Ergänzungen:

S. 119, letz. Abschnitt (Schmiedeberg) Bittermann statt Rittermann.

S. 120, Kreis Jauer. A. Tost, Heimatbuch, erweiterte Neuauflage Velen 1982.

S. 120, Jauer. P. Thiele, Jauer, 128 S. statt 18 S.

S. 166, Die Kirchen und das religiöse Leben der Rußlanddeutschen. Evangelischer Teil. 2. überarb. und verb. Auflage, Stuttgart 1978.

S. 225, Teschen, M. Landwehr v. Pragenau, Geschichte d. St., Teschen 150 S. statt 148 S.

Da die Heimatvertriebenenpresse in ihrem Umfang heute kaum noch zu verifizieren ist, war es an der Zeit, ein Hilfsmittel zu schaffen, das aus diesem Dilemma herausführt. Seine Vf. sind

H. v. Chmielewski und G. Hagelweide.

Trotz des seit 1977 festzustellenden Auflagenschwunds der Heimatvertriebenenpresse, ist die Anzahl an Heimatzeitungen und Zeitschriften zur Thematik des Deutschen Ostens immer noch beachtlich. Die Vf. haben keine Bibliographie erstellt, sondern „eine Aufstellung von Beständen und ihrer Standorte, ein Hilfsmittel, das zu den Zeitschriften als Quelle hinführen soll“ (XI). Nicht aufgenommen werden konnten die Materialien, die in Heimatstuben, Verlagsarchiven und privaten Sammlungen ‚schlummern‘. Es ist aber das ausdrückliche Bestreben der Vf. das in diesem Werk noch nicht aufgenommene Gut in einer Neuauflage mit einzu beziehen.

Das Verzeichnis nimmt alle Veröffentlichungen (Periodica - gedruckt, maschinen- und handschriftlich) auf, die von den Heimatvertriebenen, – d. h. dem Personenkreis, „der vor 1945 in den ehemaligen deutschen Ostgebieten (Grenzen von 1937) bzw. in ost- oder südosteuropäischen Ländern als deutschsprachige Minderheiten lebte, im Gefolge des 2. Weltkrieges seine Heimat verlassen mußte und seitdem im Gebiet der Bundesrepublik Deutschland und West-Berlin wohnt“ (XIII) – publiziert wurden. Aber auch Reihenwerke, die nach dem 2. Weltkrieg wieder ins Leben gerufen bzw. weitergeführt wurden, fanden Eingang in das Verzeichnis.

Der Standort der jeweiligen Heimatzeitung etc. kann bequem mit dem Bibliothekssiegelverzeichnis ermittelt werden.

Für Schlesien (113–169) haben die Vf. alle wichtigen Periodica zusammengetragen, soweit sich das auf den ersten Blick feststellen läßt. Zwei Ergänzungen seien aber hier mitgeteilt:

Gustav-Freytag-Blätter. Mitteilungen der Deutschen Gustav-Freytag-Gesellschaft e. V. und des Gustav-Freytag-Archivs und -Museums Wangen/Allgäu. Hrg. von Karl Fleischer, Wangen 1955ff.;

Der heimattreue Schlesier. Monatsschrift für schlesische Heimatkunde, Volkskunde und Brauchtum, Herne 1949ff.

Man darf dem Ostdeutschen Kulturrat dafür danken, diese beiden Bände gefördert zu haben. Wird doch damit zum erstenmal in so umfassender Form die literarische Leistung der Heimatvertriebenen zusammengetragen. Die historische Forschung, gerade wenn sie die Wirklichkeit historischer Zusammenhänge darstellen will, wird an den „**Ost- und südostdeutsche(n) Heimatbücher(n) und Ortsmonographien nach 1945**“ sowie dem „**Bestandsverzeichnis der deutschen Heimatvertriebenenpresse**“ nicht vorübergehen können.

Ulrich Hutter

Heimatbuch 1982 der schlesischen Kreise Jauer-Bolkenhain.

Hrg. von Kurt Patscheke u. a., Verlag Paul Neumann,
Velen (Westf.) 1982, 608 S., Bilder und Karten, Lu.

Die Heimatkreisgruppe Jauer in Herne hat sich 1982 entschlossen, das „Heimatbuch der schlesischen Kreise Jauer-Bolkenhain“, das A. Trost 1955 unter nicht ganz einfachen Umständen erstmals erstellt hatte, in erweiterter Neuauflage herauszugeben. Dabei ist der Inhalt auf über 600 Seiten angewachsen, d. h. es wurde der Text von 1955 z. T. wieder abgedruckt bzw. ergänzt, daneben aber zahlreiche neue Artikel geschrieben oder Artikel aus früheren Jauerischen Tageszeitungen wiederabgedruckt. Das Heimatbuch hat zwei Teile: I. Geschichte von Stadt und Kreis Jauer (1–390) und II. Geschichte von Stadt und Kreis Bolkenhain (391–604).

Die Hrg. haben zahlreiche neue Fotos aus der Zeit vor 1945 (leider finden sich nur wenige Aufnahmen nach 1945) aufgenommen, so wurden z. B. einige Fotos aus dem maschinengeschriebenen Buch von P. Thiele „Jauer – einst und jetzt“, Herne 1958, einem weiten Leserkreis zugänglich gemacht. Zusammen mit den Karten, Stadtplänen, Briefstempeln, Notgeldscheinen und Kirchensiegeln (z. B. S. 430 wurden Siegel der Ev. Kirchengemeinden Baumgarten und Bolkenhain veröffentlicht) vermitteln die Fotos das Bild einer versunkenen Zeit, die auf diese Weise wieder lebendig wird. Nicht nur der Heimatforscher, sondern auch der Wissenschaftler wird den Hrg. für diese fleißige Sammlerarbeit, die sicher noch nicht abgeschlossen ist, danken. Die Geschichte der Stadt Jauer ist wissenschaftlich gut erforscht (vgl. hierzu die Bibliographie in meinem Buch „Die Friedenskirche zu Jauer“, Lübeck 1983, in der vieles über dieses Heimatbuch Hinausweisende zur Stadt- und Kirchengeschichte zu finden ist). So stimmt es betrüblich, daß sich die Hrg. nicht entschließen konnten, die Geschichte der Stadt Jauer durch einen Autor aus ihren Reihen schreiben zu lassen; stattdessen wurde auf den Beitrag von H. Wezzerka „Geschichte der Stadt Jauer“ (Handbuch der historischen Stätten, Bd. Schlesien, Stuttgart 1977) zurückgegriffen, der doch sehr generalisierend die Geschichte Jauers abdeckt. Erfreulich dagegen sind die Beiträge von H. Kaulbach, „Jauer – ein Hauptplatz des schlesischen Leinenhandels um 1600“ (47–60), G. Schmidt, „Jauer – die Stadt des Wagenbaus“ (67–70) und C. Clausnitzer, „Die Schweidnitz-Jauersche Fürstentumslandschaft in Jauer vom 15. 7. 1770 bis 4. 8. 1945“ (85–110), die z. T. für die Heimatforschung Neues bzw. neue Aspekte der Betrachtung bieten. Daß die Jaueraner eine sportliche Stadtgemeinde waren, zeigt der erfrischende Artikel von E. Kirschner „Der Sport in Stadt und Kreis Jauer“ (199–219). S. Hildebrand hat sich die Mühe gemacht, in bundesdeutschen Archiven nach Archivgut über Jauer Ausschau zu halten (231f.). Es wäre sicher angebracht, weitere solcher Archivfunde zu sammeln und der Wissenschaft zugänglich zu machen.

Bei der Kirchengeschichte sind die Hrg. nicht über die Erkenntnisse der Erstauflage des Heimatbuches hinausgekommen (170–176).

Auch bei der Bolkenhainer Stadtgeschichte wurde auf den Aufsatz von H. Wezzerka aus dem oben erwähnten Handbuch zurückgegriffen. Lesenswert ist der Beitrag von E. Stein „Von Hussisten und anderen Landschädigern im Bolkenhainer Lande“ (421–428). Die Hrg. haben dem Heimatbuch einen umfangreichen Anhang angefügt (540–604), in dem u. a. die Gebietserweiterung des Kreises Jauer 1932/33 und die Zeit der Vertreibung 1945/46 zur Sprache kommen. Den Abschluß bilden Reflexionen von B. Lamprecht über „Die Heimatpolitik der Vertriebenen in der Bundesrepublik Deutschland“ (597–601). Hier versäumt es aber der Vf., die Leistungen K. Adenauers für die Eingliederung der Vertriebenen und Flüchtlinge zu würdigen, die schließlich in das Bundesvertriebenengesetz (19. 5. 1953) mündeten. Auch vermißt man Hinweise, daß die ‚neue‘ Ostpolitik bereits von L. Erhard und E. Mende in den Jahren 1963–1965 in die Wege geleitet wurde.

Bei einer abermaligen Neuauflage des Buches sollte darauf geachtet werden, daß die bibliographischen Angaben etwas sorgfältiger notiert werden (z. B. S. 24, 127, 130, 428) und die Bild- und Kartenunterschriften bei allen Aufnahmen hinzukommen (sie fehlen u. a. auf folgenden Seiten: 11, 17f., 32, 56, 170, 174, 181, 306, 307, 321, 339, 342, 365, 415, 417, 495, 497, 508, 551, 584, 604). Auch wäre es sinnvoll, kurze Abschnitte über den Wiederaufbau und die weitere Entwicklung der schlesischen Städte Jauer und Bolkenhain einzufügen, um der jüngeren Generation zu zeigen, was aus diesen Städten des Deutschen Ostens geworden ist.

Die Geschichte, so wie sie tatsächlich geschehen ist (F. C. Baur), liegt abgeschlossen vor uns. Wir können uns ihr nur durch ein exaktes Quellenstudium nähern, um somit das Eigentliche, d. h. das Eigentümliche einer Epoche zu erfassen. Zahlreiche Quellen zur Stadt- und Kirchengeschichte Jauers und Bolkenhains liegen in bundesdeutschen und erst recht in polnischen Archiven. Der Lokalhistoriker sollte von diesem Angebot Gebrauch machen.

Dieses mit Heimatliebe geschriebene Buch sei jedem, dem an der schönen schlesischen Heimat gelegen ist, empfohlen. Deshalb möge das „**Heimatbuch der schlesischen Kreise Jauer-Bolkenhain 1982**“ eine weite Verbreitung finden.

Ulrich Hutter

**Gottfried Ferdinand Buckisch,
Schlesische Religions-Akten 1517 bis 1675, Teil I,
bearbeitet von Joseph Gottschalk, Johannes Grünewald
und Georg Steller, Böhlau Verlag Köln Wien 1982.**

Gottfried Ferdinand von Buckisch und Löwenfels, in Öls in Schlesien 1641 geboren und in Mainz als Professor an der Kurfürstlichen Universität 1698 gestorben, sammelte „Schlesische Religions-Akten“, die den Zeitraum von 1517 bis 1675 umfassen. Eine „Kirchengeschichte Schlesiens zur Zeit der Reformation und Gegenreformation“ wollen die „Religions-Akten“ nicht sein. Buckisch bietet Quellen für eine Kirchengeschichte der Jahre 1517 bis 1675, soweit sie die äußere Auseinandersetzung der Konfessionen betreffen. Besonders wegen der zum Teil nur in dieser Sammlung von Ferdinand von Buckisch enthaltenen Dokumente erfreut sich „dieses wahrhaft voluminöse Opus“ sowohl bei der katholischen wie der evangelischen Geschichtsforschung zunehmender Anerkennung. Der erste Teil würdigt nach den Quellen – und Literaturangaben Leben und Wirken des Gottfried Ferdinand v. Buckisch und sein Werk. Im zweiten Band werden die Regesten der von Gottfried Ferdinand v. Buckisch in sieben Bücher eingeteilten „Schlesischen Religions-Akten“ vorgelegt. Die Religions-Akten bieten für die Geschichte Schlesiens im 16. und 17. Jahrhundert, vor allem für Kirchen-, Lokal- und Familiengeschichte wertvolles Quellenmaterial und Anregungen zu künftigen Forschungen. Trotz des Urteils, daß die Religions-Akten zuverlässig sind, scheint es angemessen, selbst nachzuprüfen, ob sich nicht Auslassungen oder Textveränderungen wesentlicher Art finden lassen und zwar bei wichtigen Aktenstücken (Teil I, S. 139).

Dr. Werner Laug

**ODROZENIE I REFORMACJA W POLSCE
(Renaissance und Reformation in Polen), Band XXV und Band XXVI,
beide 1981. Verlag der Polnischen Akademie der Wissenschaften.**

Beide Bände enthalten wichtige Arbeiten über das 14. und 15. Jahrhundert in Polen und über die Geschichte der Reformation in Polen und Litauen. Besondere Berücksichtigung finden immer wieder die Sozinianer, die im damaligen Polen eine große Rolle spielten.

Werner Koderisch

Christian Knauthe:
Derer Oberlausitzer Sorberwenden umständliche Kirchengeschichte.
Hg. v. R. Olesch. Köln/Wien: Böhlau Verlag 1980
(Mitteldeutsche Forschungen. Bd. 85) XIX, 455 S.

In den herkömmlichen Landes- und Kirchengeschichten Sachsens wird dem sorbischen Bevölkerungsteil ein größeres Kapitel nur zu Beginn bei der Schilderung der Einwohner bzw. der Einwanderung der Slawen und ihrer Missionierung gewidmet. Die weitere eigenständige Rolle der Sorben auf kirchlichem Gebiet wird höchstens angedeutet. Nun ist die geschichtliche Entwicklung und Eigenart der Sorben in den letzten Jahrzehnten durchaus nicht übersehen, sondern etwa durch die Erforschungen des Instituts für sorbische Volkskunde in Bautzen und andere Arbeiten vor allem in der DDR gründlich untersucht worden. Trotz Einzelstudien ist es zu einer neueren sorbischen Kirchengeschichte allerdings nicht gekommen. Auch bei dem hier anzuzeigenden Werk handelt es sich nicht um eine moderne Kirchengeschichte, sondern um einen Reprint der Ausgabe Görlitz 1767. Ein über 200 Jahre alter Bericht kann gewiß nicht eine auf neueren Forschungserkenntnissen basierende Darstellung ersetzen, aber er hat einen eigenen Reiz und historischen Wert.

Christian Knauthe, dessen Großvater Nordböhmen aus Glaubensgründen verlassen hatte, war von 1741–1784 Pfarrer in Friedersdorf bei Görlitz. Er hat sich zeitlebens der kirchengeschichtlichen Forschung angenommen, und es ist ein besonderer Glücksumstand, daß sich seine handschriftlichen Materialien, insgesamt 23 Bände, noch heute in der Breslauer Universitätsbibliothek befinden, mit einer vollständigen Bibliographie seiner Werke und einem Verzeichnis seiner Bibliothek, wie der Herausgeber dankenswerterweise vermerkt. Knauthe hat eine hervorragende Kenntnis der Literatur und zitiert sie auch. Er liefert also eine sich auf Quellen stützende Darstellung der Vorgänge, und das macht den Wert seiner Geschichte aus. So bietet er eine umfangreiche Bibliographie der sorbischen Literatur, die sein Werk noch heute für die Sorabistik wertvoll macht. Weiterhin ist für die sorbische Kirchengeschichte die Aufzählung der sorbischen Kirchspiele mit ihren dazugehörigen Ortschaften des Bautzener Ober- und Niederkreises und des Fürstentums Görlitz aus dem Jahre 1723 wichtig sowie eine Liste der evangelisch gesinnten sorbischen Pfarrer der Reformationszeit von 1520–1554 (S. 219ff). Auch wenn man diese heute nicht mehr als ausreichend betrachten mag, so bieten sie doch einen vorzüglichen Anhaltspunkt für die Forschung.

Nun kann der evangelische Pastor Knauthe natürlich nicht seinen Beruf und seine Einstellung verleugnen, und es ist ihm selbstverständlich, daß sein Buch in erster Linie eine Darstellung des Weges des Sorben zum wahren evangelischen Glauben ist. Das Schwergewicht fällt darum auf die Behandlung der Reformationszeit und die weitere Entwicklung der evan-

gelischen Sorbengemeinden. Von hier sind auch die Schwächen seiner Abhandlung deutlich, insbesondere bei dem Kapitel über die heidnische Religion der Sorben und die katholischen sorbischen Gemeinden. Doch gehen wir dem Aufbau des Buches entlang.

Knauthe gliedert seine Kirchengeschichte in drei Teile, denen er einige kurze Paragraphen über Namen und Herkunft der Sorben vorausschickt. Dabei gibt er das Wissen seiner Zeit wieder, urteilt aber eigenständig und recht realistisch. Er hat schon ein differenziertes Bild der slawischen Stämme und zählt ihre Namen und Vorkommen auf. Ihre Einwanderung läßt er sehr früh, bereits im 5. Jahrhundert beginnen, während heute z. B. Joachim Herrman (Die Slawen in Deutschland, 1970) für die Sorben das späte 6. Jahrhundert, andere das 7. Jahrhundert annehmen.

Im 1. Teil entfaltet Knauthe die „heidnische Religion“ der Sorben und wertet dazu zahlreiche ältere Chroniken aus seiner Sicht durchaus kritisch aus. Man muß dieses Kapitel vergleichen mit den wenigen Sätzen, die Walter Schlesinger in seiner „Kirchengeschichte Sachsens im Mittelalter“ (1962) dazu ausführt. Schlesinger stützt sich fast ausschließlich auf Thietmar von Merseburg, der „frühesten und vergleichsweise zuverlässigsten Quelle“ (Bd. 1, S. 215ff) und urteilt im Gegensatz zu der Erzählerfreude Knauthes sehr vorsichtig.

Der 2. ausführlichste Teil des Buches behandelt die Geschichte der christlichen Sorben von der Missionierung bis ins 18. Jahrhundert. Knauthe berichtet zunächst kurz über die kriegerischen Auseinandersetzungen und versucht, sich in die Situation der Sorben einzufühlen. Er meint, daß gerade die Methode der Zwangsmission das Mißverständnis wecken mußte, als vernichte der christliche Glaube die von den Slawen so hoch geschätzte Freiheit und Unabhängigkeit (S. 121). Auch hätten sie ihre Widersetzlichkeiten „von den Grausamkeiten der Christen gelernt“. Für den schließlichen Erfolg der Missionsversuche seien drei Fakten von Bedeutung gewesen: 1. die Sicherung des Grenzlandes durch die Einrichtung der Burgenverfassung (Burgwarde), zu deren Aufgabe auch der Schutz der Kirchen gehörte; (Knauthe verweist hier auf sein ausführliches Manuskript über die oberlausitzer Burgwarde); 2. die Gründung des Bistums Meißen durch Kaiser Otto; 3. die Errichtung der Kollegiatkirche in Bautzen durch ihren Stifter Bischof Benno II mit dem ausdrücklichen Ziel, der „geistlichen Wohlfahrt derer mitleren Wenden“ als „Priester-Pflanz-Garten“ zu dienen (S. 145, 148).

Während die Sorben in der Reformationsgeschichte Sachsens allgemein als retardierendes und konservatives Element gelten, hebt Knauthe die reformatorischen Ansätze hervor und nennt als ersten evangelischen Prediger Paul Boßack in Postwitz, der schon 1522 das Abendmahl in beiderlei Gestalt gereicht habe. Er würdigt unter anderen den evangelisch gesonnenen Landvogt Karl von Münsterberg und den für die Reformation offenen Dechanten an der Bautzener Kollegiatkirche Paul Küchler. Dem evangelischen Liedgut, das zuerst durch Simon Gasten in der Niederlau-

sitz ins Niedersorbische übersetzt und in Albin Mollers niedersorbischem Gesangbuch nebst Katechismus (1574) abgedruckt wurde, schreibt er eine hervorragende Wirkung zu (s. Jahrbuch für schlesische Kirchengeschichte. 1977, S. 57ff). Als Haupthindernis, das sich der Reformation unter den Sorben entgegenstellt, nennt er die Sprachschwierigkeit der des Deutschen Sorben unkundigen Priester und den Mangel an ausgebildeten Lehrern, die die sorbische Sprache nicht beherrschen. Knauthe wertet im Fortgang mehrfach Leichenpredigten aus, um die Leistung einzelner Adelliger zu würdigen, so z. B. Kaspar von Nostitz d. Ä. (gest. 1587) und Michael von Gersdorf auf Nostitz (gest. 1598). Seit 1551 mühten sich die oberlausitzer Stände um eine besondere Schule für die Sorben in Löbau, doch war ihnen schließlich wegen des die ganze Stadt verheerenden Brandes von 1570 kein Erfolg beschieden. Als erstes Buch in der der Oberlausitz gebräuchlichen obersorbischen Sprache nennt Knauthe den Katechismus des Gödaer Pfarrers Wenceslaus Warichius, der im Duodezformat schon 1567 erschienen sei (sonst 1597). Die ersten Übersetzungen von biblischen Büchern beginnen erst im 17. Jahrhundert mit Gregor Martinis Sieben Bußpsalmen, Bautzen 1627. Im 16. Jahrhundert waren die sorbischen Gemeinden darauf angewiesen, so schreibt Knauthe, daß die sorbischen Prediger aus der deutschen Bibel die „Evangelia, Episteln und Hauptsprüche wendisch übersetzt, vorgesaget, daß die dieselben verstehen und auswendig lernen können“ (S. 242).

Eine enorme Intensivierung des geistlichen Lebens hat erst der Pietismus gebracht. Knauthe zitiert ausführlich den Brief Philipp Jakob Speners von 1689 an Michael Frentzel, Pfarrer in Postwitz, als dieser ihm seine ‚Taufsteinpredigt‘ zusandte. Spener empfiehlt darin nachdrücklich die Übersetzung der Bibel oder wenigstens des Neuen Testaments und von Erbauungsschriften. Der für die sorbische Literatur so verdienstvolle Frentzel hat in der Tat das Neue Testament übersetzt, das die Freifrau Henriette Katharina von Gersdorf auf ihre Kosten drucken ließ. Knauthe hebt die Einführung der sonntäglichen Katechisation und Betstunden als wichtiges Mittel zur Förderung christlicher Bildung hervor und zitiert in Länge verschiedene obrigkeitliche Verfügungen zugunsten eines pietistisch geordneten Lebenswandels. Nun setzten die Bemühungen um einen methodischen Unterricht in der Schriftsprache ein: um 1650 erscheint das erste ABC-Buch von Juro Ermel¹⁾, 1689 die Wendische Schreib- und Lese-Lehr von Zacharias Bierling, eines Pastors in Hoyerswerda²⁾. Unter den sorbischen Pfarrern bildet sich eine „Fraternität“ zur Förderung ihrer pastoralen Tätigkeit. Theologiestudenten gründen

¹⁾ s. Kito Lorenc: Serbska čitanka. Leipzig 1981, S. 693 (Die freundliche Mitteilung verdanke ich Herrn Hans Sygusch).

²⁾ s. dazu: Kurt Sygusch: Reformation als Strukturwandel unter besonderer Berücksichtigung der Herrschaft Hoyerswerda, in: Herbergen der Christenheit. Berlin 1976. S. 77–92 (hier S. 84).

1716 in Leipzig, 1749 in Wittenberg sorbische Predigerkollegien mit dem Ziel der praktischen Predigtübung in sorbischer Sprache. Der oberlausitzer Adel machte sich besonders um die Verbesserung der schulischen Situation verdient. Oberamts-hauptmann Graf Friedrich Kaspar von Gersdorf, der beispielhaft genannt sei, errichtete in Klix, später in Uhyst und Teichnitz ein Seminar, an denen er sorbische Kandidaten mit bestandenem Examen anstellte. Die Verbindung des Grafen und der genannten Schulen mit der Herrnhuter Brüdergemeine ist enger, als man bei Knauthe erfährt.

Im 3. Teil seiner Kirchengeschichte befaßt sich Knauthe mit der sorbischen Sprache, ihrer Aussprache, Entwicklung und schriftlichen Fixierung. Besonders verdienstvoll ist dabei die schon erwähnte Bibliographie aller sorbischen Drucke, die eine verbesserte Neuauflage seiner älteren Bibliographie mit dem Titel „Annales typographici Lusatae superioris“ (1740) darstellt und die durch gelegentlich umfangreiche Erläuterungen erweitert ist.

Der Nachdruck des Knautheschen Werkes wird durch eine sachkundige Einführung von Reinhold Olesch eingeleitet, die die Bedeutung der Kirchengeschichte für die Sorabistik herausstellt. Mit diesem Reprint ist ein selten gewordenes Werk wieder zugänglich, dessen lebendige Darstellung den Leser vergessen läßt, daß es vor 200 Jahren geschrieben wurde. Ein farbiges Portrait des Verfassers wirbt auf seine Weise für den Autor.

Dietrich Meyer

Das Evangelium im Kirchenkreis Steinau.

Festschrift

aus Anlaß der Generalkirchenvisitation vom 2. bis 21. Mai 1931.

**Herausgegeben im Auftrage des Kreissynodalvorstandes in Steinau
von Pastor i. R. Hermann Söhnel in Lüben.**

**Neu herausgegeben von Pfarrer Richard Hoppe,
Thorwaldsen-Allee 9, 62 Wiesbaden 1982, 98 S.**

Die Neuherausgabe dieser Festschrift, die den in den letzten Jahren durch Pfarrer R. Hoppe, Wiesbaden (früher Wohlau), veranstalteten Nachdrucken von orts- und kirchengeschichtlich bedeutsamer Literatur (E. Boy, Historische Nachrichten von Gimmel 1804, E. Wandel u. P. Groh, Geschichtliche Notizen zum 150jährigen Jubelfeste der evang. Kirche zu Dyhernfurth 1895 und E. Meißner, Festschrift zur 300jährigen Jubelfeier der evang. Stadtpfarrkirche ad St. Laurentium in Wohlau 1893) folgt, ist sehr zu begrüßen, da die inhaltsreiche Broschüre als vorbildlich für die knappe Darstellung der Geschichte eines Kirchenkreises bezeichnet werden kann.

Im ersten Teil – nach einem Grußwort von Generalsuperintendent D. Zänker und einem kurzen Bericht von Superintendent Classen über den politischen und den Kirchenkreis Steinau – gibt der Herausgeber, P. Söhnel, einen ausführlichen Rückblick auf die geschichtliche Entwicklung von der Frühzeit des Kirchenkreises über Mittelalter, Reformation, 30jährigen Krieg, Gegenreformation und preußische Zeit bis in das 19. und 20. Jahrhundert. Sehr eingehend hat er auf Grund intensiver Quellenstudien den Übergang zur Reformation erforscht, vor allem für die beiden Städte Steinau und Raudten (Mitte bis Ende der 20er Jahre des 16. Jahrhunderts). Von den Landgemeinden scheint Thiemendorf als erste bereits 1525 in Johann Liebold einen lutherischen Prediger gehabt zu haben. Die Leiden des 30jährigen Krieges, die vor allem die Städte Raudten und Steinau hart trafen, schildert der Verfasser nach mehrfach wörtlich wiedergegebenen Quellenberichten. Die Kirche in Rostersdorf wurde 1654 als gottesdienstliche Zufluchtsstätte für die ihrer Kirchen beraubten Gemeinden des benachbarten Fürstentums Glogau neu erbaut. Nach Aussterben des Piastenhauses erfolgte von 1680 bis 1700 die Schließung von 7 Kirchen im Steinauer Weichbilde, die bis zur Rückgabe durch die Alt-Ranstädter Konvention katholisch blieben. Thiemendorf, Raudten und Steinau behielten die katholischen Pfarrer 1707 als Kuraten. In preußischer Zeit bekam Köben bereits 1741 – es ist die einzige Bethausgemeinde im Kirchenkreis, da zum Fürstentum Glogau gehörig – einen Prediger; die Gottesdienste fanden bis zum Bau des Bethauses 1767–69 auf dem Rathause statt. Im 19. Jahrhundert wurden in Urschkau (1849), in Kammelwitz (1855), in Deichslau (1865) und in Kunzendorf (1899) Kirchenneubauten ausgeführt, Ober-Dammer erhielt 1884 eine Kapelle als Filiale der Steinauer Stadtpfarrkirche.

Es folgen diesem geschichtlichen Abriß die von P. Hilsberg-Sagan skizzierten kurzen Lebensläufe der beiden aus dem Steinauer Kreise stammenden Kirchenliederdichter Johannes Heermann und Christian Knorr von Rosenroth.

Im zweiten Teil der Festschrift behandeln die Ortsgeistlichen bzw. die Vakanzverwalter die Kirchengeschichte der einzelnen Gemeinden, wobei alles Wissenswerte an geschichtlichen Daten, über Umfang und Größe der Pfarreien, die Beschreibung der Kirchengebäude, ihre Ausstattung und ihre Kunstdenkmäler dargeboten wird. Von den zum Teil sehr kleinen Kirchengemeinden waren Ransen mit Porschwitz (seit 1914), Jürtsch mit Lampersdorf (seit 1922) und Großendorf mit Dieban (seit 1928) pfarramtlich verbunden. Von den 1931 vakanten Gemeinden blieben – außer Rostersdorf – Deichslau, Mlitsch und Urschkau bis 1945 unbesetzt.

Das Schlußwort von Superintendent Classen gipfelt in dem Bekenntnis des Apostels Paulus, wie es am Anfang der Festschrift unter dem Bilde des Kunzendorfer Altars steht: Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht (Röm. 1, 16).

Wer den Originaldruck von 1931 kennt oder besitzt, wird sich besonders darüber freuen, daß die Wiedergabe der Abbildungen auf den 41 Tafeln mit der doppelten Anzahl von Bildern, die die Kirchen von außen und innen zeigen, in dem Neudruck so vorzüglich klar gelungen ist.

Zu dieser einem weiten Leserkreis empfohlenen neu aufgelegten Festschrift bietet die kürzere Darstellung von Heinrich Gawel und Gerhard Hultsch „Kirchen und Gemeinden im Oderland um Steinau“ (Düsseldorf 1972) insofern eine wichtige Ergänzung, als sie die Ereignisse im Kirchenkreis bis zum traurigen Ende 1945/46 berücksichtigt sowie über den heutigen Zustand der Kirchen Auskunft gibt.

(An Druckfehlern wären zu verbessern: S. 30, Zeile 3 v. o. Groß (statt Gott); S. 61, Zeile 1 v. u. enthält (statt enthüllt); S. 83, Zeile 8 v. u. Diakonat (statt Dokument).

Johannes Grünewald

„STUDIA ŚLĄSKIE“ (Schlesische Studien) Band 38/1980.

Dieses Jahrbuch wird vom Schlesischen Institut in Oppeln herausgegeben. Der vorliegende Band behandelt ausschließlich die Zeit vor und nach dem Ende des 1. Weltkrieges sowie die drei polnischen Aufstände in Oberschlesien.

Der ausführlichste und wichtigste Beitrag stammt von Edmund Klein: „DER KAMPF UM DIE POLNISCHE HERRSCHAFT IN OBERSCHLESIEN 1918–1922“. Schon bald nach Kriegsbeginn, also 1914/1915, war in Posen ein konspirativer politischer Mittelpunkt geschaffen worden, der 1916 den Namen „Geheimes Überparteiliches Bürgerkomitee“ erhielt. Es umfaßte die polnischen Abgeordneten, die Vorsitzenden der wichtigsten Organisationen sowie die Redakteure der am meisten verbreiteten Zeitungen aus Ost- und Westpreußen, Schlesien und Posen. „Das Komitee verband nämlich von Anfang an die Sache der Befreiung und Vereinigung aller polnischen Gebiete mit dem Sieg der Koalition“ (Zitat). Dieses Komitee war von 1917 an verbunden mit dem Polnischen Nationalkomitee in Lausanne, später in Paris. Es unterhielt auch Kontakte zu den entsprechenden Zusammenschlüssen in Kongreßpolen und in Galizien. „Ziel war die Zuerkennung durch die Alliierten für Polen im künftigen Friedensvertrag der Gebiete der Weichselniederung, Ermlands, Preußisch-Masowiens, des Posener Landes und der polnischen Teile Schlesiens“.

In den Berichten über die Aufstände wird bestätigt, daß die französischen Besatzungstruppen den polnischen Insurgenten Waffen geliefert und sie auch sonst weitgehend unterstützt haben.

Ein Aufsatz von Boleslaw Reiner: „Der katholische Klerus in Oberschlesien im Umbruch der Jahre 1919–1921“ erwähnt lobend den Einsatz von polnischen Geistlichen auch aus anderen Diözesen, die in der Abstimmungszeit die polnische Agitation unterstützten.

Verschiedene Verfasser berichten von Mißhandlungen und Morden während der Aufstände, die aber so gut wie ausschließlich den Deutschen angelastet werden.

Werner Koderisch

**Martin Hilbig, Chronik Karzen
800 Jahre Kirchengemeinde in Schlesien
Als Manuskript gedruckt, Selbstverlag 8602 Ebersbrunn
im Steigerwald 1981, 228 S.**

Unbedenklich kann die vorliegende Chronik als bedeutsamste Neuerscheinung zur ortskirchengeschichtlichen Literatur Schlesiens 1981 bezeichnet werden, sowohl was ihren Inhalt als auch ihren Umfang betrifft. Es ist bewundernswert, was der Verfasser als letzter Pfarrer von Karzen alles an Quellen, Urkunden und Literatur – besonders für die ältere Zeit – hat ausfindig machen können, um es, gewissenhaft und sachkundig verarbeitet, zu lebendiger Darstellung zu bringen. Den Stoff gliedert er in 5 Kapitel: 1. Die Anfänge von Ort und Pfarrei 1161–1311, 2. Mittelalter 1311–1520, 3. Reformation und Gegenreformation 1521–1740, 4. Die preußische Zeit 1740–1945, 5. Flucht und Vertreibung 1945–1947, Sammlung und Neubeginn (außerhalb der alten Heimat) 1947–1981. Besonders anzumerken verdient die ausführliche Darbietung der Lebensläufe der 25 Pastoren, die seit 1566 für Karzen nachweisbar sind. Eingehende Berücksichtigung findet auch in allen Kapiteln die Geschichte der bürgerlichen Gemeinde Karzen und der eingepfarrten Ortschaften, die Geschichte der Schule, der Erbscholtisei, der Domänen- und Rittergüter; auch der katholischen Pfarrei Rothschoß ist ein kurzer Abschnitt gewidmet. Neben den wichtigen statistischen Verzeichnissen und Einwohnerlisten fehlen nicht die für eine wissenschaftliche Arbeit unerläßlichen Anmerkungen und Literaturhinweise. In die letzte Vergangenheit und neueste Zeit führen die Berichte über die Ereignisse von 1945 und der folgenden Jahre, die Totentafel der Opfer des Krieges und der Besatzungszeit weist die hohe Zahl von 236 Personen nach, die sich durch eine nachträglich gegebene Ergänzung noch um 30 Namen erhöht. Auszüge aus Pastor Hilbigs Rundbrief 1965 und aus einem Reisebericht in die alte Heimat von 1958 schließen das letzte Kapitel ab. Besonders hervor-

zuheben sind der 19 Seiten umfassende Bildteil, das auf den Text des Buches verteilte Kartenmaterial und die Wiedergabe des Kirchensiegels. Im Anhang liest man mit Genuß das 1614 aufgenommene Pfarrhausinventar (eine einmalige Seltenheit für ganz Schlesien!) und freut sich über die im Wortlaut mitgeteilte, erst kürzlich wieder aufgefundene Urkunde, die 1857 in den Grundstein der neuen Kirche gelegt wurde. Schade, daß sich trotz intensiver Bemühung keine Abbildung des damals abgebrochenen alten Gotteshauses auffinden ließ.

Einer bereits vom Verfasser ausgegebenen Berichtigung und Ergänzung seien noch folgende Einzelheiten hinzugefügt:

S. 46: „Kirchlehn“ ist nicht die Pfarrwiedemut, sondern das Patronats-, Kollatur- oder Besetzungsrecht.

S. 47: Die älteste Urkunde für Tinz ist 1189 – also Ende des 12. Jahrhunderts – ausgestellt (Schles. Regesten Nr. 55, Schles. Urkundenbuch 1. Bd. (1963), Nr. 56–57).

S. 57: Der fragliche Sachverhalt Johanniterkommende – Domkapitel ist aus der einschlägigen Literatur nicht zu erhellen (Johann Heyne, Bis-tumsgeschichte 3 Bände Breslau 1860, 1864 und 1868).

S. 77: Friedrich II. von Brieg hatte eine „Proposition Religionssachen betreffende“ beim Konvent in Brieg der Fürstentumsgeistlichkeit 1534 vorlegen lassen, aber noch keine Zustimmung zur Confessio Augustana gefordert.

S. 80: Die Pfarrei Senitz war seit 1570 mit Thomas Canabäus (Konop) besetzt, dem Schwiegersohne des Rudelsdorfer Pastors und Seniors Samuel Horn, der der geistige Urheber der Heidersdorfer Konkordie gewesen ist. Warum Canabäus nicht unterschrieb, bleibt Geheimnis. Im Lebenslauf seiner gedruckt vorliegenden Leichenpredigt steht, daß er seine „Kirchendienste treulich vnd fleißig verrichtet/vber der Warheit des Evangelij fest gehalten/vnnd allen Corruptelen/ vnd Jrrtumben feind vnd gram gewesen/als ein gutter alter Lutheraner“.

S. 80: Die „Hartzkappe“ findet sich in keinem lithurgischen Lexikon. Die Deutung von Dr. Schimmelpfennig ist zweifellos zutreffend. Vielleicht ist die Harzkappe mit dem römischen Pluviale = Chorkappe: halbkreisförmiger, bis an die Füße reichender und mit einer Kapuze versehener Mantel, gleichzusetzen (Pluviale eigentlich Regenmantel; vgl. G. Podhradsky, Lexikon der Liturgie, 1967, S. 296, Rietschel-Graff, Lehrbuch der Liturgik, 1951, S. 122).

S. 89: Georg Sartorius wurde 1615 ordiniert.

S. 97: Daniel Kartscher war zweimal verheiratet: 1. Brieg (19. p. Trin.) 1658 Eva Bock, Tochter des Bürgers und Fleischers Samuel B. Sie wurde am 7. 10. 1674 in Brieg begraben. 2. Brieg 1677 (15. p. Trin.) Maria Elisabeth Scholtz, jüngste Tochter des Pastors und Seniors Samuel Sch. in Goldberg (geb. 1659 in Adelsdorf).

S. 99: Gottfried Gosky heiratete in Brieg 1677 (Quasimodogeniti) Eva Kartscher, älteste Tochter des Archidiakonus Daniel K., der vorher Pastor von Karzen gewesen war.

S. 102: Samuel Kartscher heiratet in Brieg 1708 (17. p. Trin.) Rosina Sophia Keller, geb. Puschmann, Witwe des P. Mag. Martin K. in Schmiegel, Tochter des P. und Sup. M. Laurentius Puschmann in Brieg, bei dem sie sich aufhielt.

S. 103: Mit „Altarblatt“ ist ganz sicher nicht der Altartisch, sondern das Altarbild gemeint, das der Tischler neu einzog. Man hatte in vielen schlesischen Kirchen zu dieser Zeit die alten Altarschreine aus katholischer Zeit entfernt und auf die Altarmensa einen Barockaufbau mit entsprechendem Bilde gesetzt.

S. 104: Sehr wichtig ist dieser Hinweis des Verfassers auf den Pietismus in Schlesien, dessen Erforschung in seinen ersten Anfängen noch einer wissenschaftlichen Untersuchung bedarf.

S. 128: Frau Pastor Arndt starb 10 Monate nach ihrem Manne.

S. 134: Bewegend, daß der Verfasser 1946 ein einjähriges Töchterchen verlieren mußte.

S. 135: Marthen wurde als Generalvikar für Schlesien ordiniert und als solcher nach Jannowitz entsandt.

S. 135/36: Zu Sup. Richers vgl. meinen Aufsatz über die Pfarrer von Zedlitz Kr. Lüben, in: Ostdeutsche Familienkunde Heft 4/1981, S. 284.

S. 139: Eine kleine Ergänzung zu den Rothschlosser kath. Pfarrern: 1724 Johannes Unruh, 1738 Christoph Ulbrich, 1743–1795 Heinrich Joseph Müller, geb. 28. 1. 1707 in Groß Kreidel Kr. Wohlau, ordiniert 1733, seit 1787 erblindet, er starb am 1. 5. 1795 als der wahrscheinlich älteste Weltpriester in Schlesien (Schles. Provinzialblätter 21. Bd. 1795, S. 506). 1795 Friedrich Hübner, 1850 Siegmund Stephan, nach 1860 Albert Alder. 1882–93 August Kießling († 12. 12. 1893), 1913 Franz Skiba, bis 1924 Paul Brendel († 19. 12. 1924), 1926 Wilhelm Fritsch.

S. 164: statt ‚Quellen‘ – besser Literaturangaben.

800 Jahre Geschichte seiner Gemeinde Karzen legt Pastor Hilbig seinen Gemeindegliedern fern der alten Heimat als ein Vermächtnis in die Hände, und einem darüber hinaus gehenden weiteren Leserkreis, dem das schöne Buch wärmstens empfohlen sei, wird der Wunsch mit auf den Weg gegeben, mit dem der Verfasser sein Vorwort schließt, daß diese Chronik etwas vom Erbe der Vergangenheit hinübertragen möge zu den kommenden Generationen.

Johannes Grünewald

„STUDIA ŚLĄSKIE“
(Schlesische Studien), Bd. 39/1981

Dieses Jahrbuch, herausgegeben vom Schlesischen Institut in Oppeln, erscheint in einer Auflage von 520 Exemplaren. Im Mittelpunkt von Band 39/1981 steht die Zeit vor und während der polnischen Aufstände in Oberschlesien 1919–1921. So behandelt ein verhältnismäßig sachlicher Aufsatz von Mirosław Cygański „Die deutschen bürgerlichen Parteien in Oberschlesien und die polnische Volksbewegung in der Zeit der Aufstände und der Volksabstimmung“. Den Deutsch-Nationalen und der Deutschen Volkspartei wird „brutaler Terror“ nachgesagt, dem Zentrum eine „elastische Taktik“. Das Verhalten der Deutschen Demokratischen Partei sei zwiespältig gewesen. Sie habe zwischen der Anwendung von Gewalt gegenüber den Polen und Versprechungen friedlichen Zusammenlebens geschwankt. Gemeinsam sei allen Parteien aber eine antipolnische Haltung gewesen.

Ein Beitrag von Stanisław Gawlik befaßt sich mit „Problemen der polnischen Volksbildung in Oberschlesien in der Aufstands- und Abstimmungszeit“. Hierbei geht es um die Einführung des Polnischunterrichts und um die Ausbildung von entsprechenden Lehrern.

Joachim Glensk berichtet über „Polnische und Deutsche Abstimmungs- und Aufständischenpresse in Schlesien“.

Ein nicht unwesentlicher Teil der „polnischen“ Blätter erschien in deutscher Sprache, da es kaum Oberschlesier gab, die das Hochpolnische verstanden.

Zyta Zarzycka beschreibt „Die Verbrechen des deutschen Selbstschutzes im 13. schlesischen Aufstand“. Als Unterlagen dienen ihr bisher nicht veröffentlichte Berichte aus den Sammlungen des Aufstandsmuseums in Leschnitz (später: Bergstadt) und Eintragungen in den Sterberegistern des Kath. Pfarramts Slawentzitz (Ehrenforst). Wie üblich war „die Bestialität der Deutschen grausam“, während die Aufständischen sich offensichtlich durch humanes Verhalten ausgezeichnet haben. Dementsprechend wird dann wohl auch das Ergebnis der von ihr geforderten eingehenden wissenschaftlichen Erforschung der Verbrechen nach über 60 Jahren ausschauen.

Werner Koderisch

„STUDIA ŚLĄSKIE“
(Schlesische Studien), Bd. 40/1982

Der Band 40/1982 enthält folgende Aufsätze:

Stanislaw Gruszecki: Die Nutzbarmachung der Oder durch die deutsche Wirtschaft; Alfred Konieczny: Frauen im Konzentrationslager Groß-Rosen in den Jahren 1944–1945; Damian Tomczyk: Der Kampf um den Oderbrückenkopf Eisenau b. Oppeln (22.–31. 1. 1945); Maria Grygierczyk: Die Ingenieurkader der volkseigenen Wirtschaft der Wojewodschaft Oppeln. In dieser Arbeit heißt es u. a. „Die Ingenieure der Hütte Malapane und anderer Industriebetriebe der Wojewodschaft Oppeln stellen fest, daß ihr Wissen und Können nur zu 50% ausgenützt wird. Das liegt daran, daß die Beschäftigung nicht mit der Fachrichtung des Hochschulstudiums übereinstimmt, die Praktikantenbeschäftigung schlecht organisiert war, keine ehrgeizigen Aufgaben gestellt wurden, keine selbständigen Entscheidungen getroffen werden konnten“.

Bogdan Cimala und Antoni Steuer berichten über die „(Polnische) Sportbewegung in Oberschlesien (1918–1922)“.

Ryszard Hajduk behandelt sehr ausführlich das Problem der Polen, die als Soldaten der deutschen Armee gefangen genommen wurden oder zu den westlichen Alliierten überliefen. Der Aufsatz enthält die Protokolle der Sitzungen der Militärkommission des Volksrates der Polnischen Republik in London. Bis Kriegsende sollen es im Westen etwa 90000 Mann gewesen sein, die sich zu den polnischen Streitkräften meldeten.

Werner Koderisch

**V. S. Mamatey und R. Luža,
Geschichte der Tschechoslowakischen Republik 1918–1948,
Hermann Böhlhaus Nachf., Wien-Köln-Graz 1980**

Die in den Vereinigten Staaten lehrenden Professoren Mamatey und Luža legen nunmehr das 1973 in Princeton erschienene Werk „A History of the Czechoslovak Republic 1918–1948“ auch in deutscher Übersetzung vor. Zur Qualität der vorliegenden „Geschichte der Tschechoslowakischen Republik 1918–1948“ könnte man viele Worte verlieren, weil die politischen Ereignisse und die vielfältige Entwicklung auf sozialem, wirtschaftlichen, kulturellen und administrativem Gebiet recht einseitig behandelt werden. Das Nationalitätenproblem in der jungen Republik war ja nicht nur ein Problem der Nationalitäten miteinander und im Kampf mit dem Staat. Es war ebenso ein Problem des tschechischen Staates, der das Vorbild der Nationalitätenpolitik in der Schweiz nicht anerkennen wollte. Die Autoren legen, wo es um die Ereignisabläufe geht, Wert darauf, die Entwicklung vom tschechischen Standpunkt zu erklären

und in die entsprechenden Zusammenhänge zu stellen. Wie vollständig und wie zutreffend eine Arbeit ist, das hängt von den Quellen ab. Diese Geschichte ist eine höchst subjektive Beschreibung einer Epoche.

Herbert Patzelt

Erwin Leiser

Entdeckungsreisen und Wanderungen – Daheim.

Gerhard Weber-Verlag in 7073 Lorch (Württ.)

**und Verlag Werner Jerratsch in 792 Heidenheim a. d. Brenz, 1982.
Ganzleinen, 237 S.**

Der Verfasser läßt uns teilnehmen an einer Heimatfahrt, die er mit einer kleinen Gruppe unternommen hat. „Einer langen Reise kurzer Tag“ überschreibt er das erste Kapitel, das von Hirschberg über die Kapelle nach Tiefhartmannsdorf, über Schönau, Neukirch und Goldberg nach Liegnitz und bis in die Umgegend von Lüben führt. ‚Er‘ – wie der Verfasser sich verhalten nennt – besucht die Stätten, wo seine Vorfahren gelebt haben und vermittelt dabei seinen Reiseteilnehmern eine Fülle von Wissen über die geschichtliche Vergangenheit der einzelnen Orte, ihre Bauwerke – Kirchen, Burgen, Schlösser und Häuser –, ja über die gesamt-schlesische Geschichte und speziell die Kirchengeschichte sowie die sie gestaltenden Persönlichkeiten; er flicht literarische, philosophische und kunsthistorische Exkurse in die Gespräche mit seinen Reisebegleitern ein und verweilt liebevoll bei besinnlicher Betrachtung des an Naturschönheiten so reichen Landschaftsbildes. Edle Sprache, abgewogene Urteile, warme Anteilnahme an den wechselvollen Schicksalen des Landes und seiner Menschen und nicht zuletzt tiefe Gläubigkeit zeichnen dieses in seiner Art einmalige Buch aus, das man, mit der ersten Seite zu lesen begonnen, erst nach der letzten aus der Hand legen kann, ganz erfüllt im Innersten vom Wesen und Glanz der Heimat! Wie viele der hier beschriebenen Wege sind wir einst selber gegangen und werden sie von dem Verfasser neu geführt in seinem zweiten Kapitel, dem er die Überschrift „Wanderungen“ gibt: Zur Annakapelle bei Seidorf, nach Schmiedeberg, zu den ‚verwunschenen‘ Schlössern (Erdmannsdorf, Fischbach, Buchwald) und auf den Kamm des Riesengebirges – „wenn ich hoch oben geh“. Diese Wege ist er ganz allein gegangen, wie in sich versunken im Erinnern an die früheste hier verlebte Kindheit. „Er fühlt sich hineingezogen in das Geschehen von Einst, als sei er mitten unter den Beteiligten“. Erschütternd ist das Wiedersehen mit der Ruine der ihm von Kindertagen her

vertrauten Arnsdorfer Kirche, mit den verfallenen Schlössern, der zerstörten Abtei im Park von Buchwald: „Trost und Trauer sind ineinander verschlungen. Das Unvergängliche triumphiert über der Ruine. Über dieser Kapelle ist der Himmel offen“.

Fast 60 Abbildungen, Zeichnungen des Verfassers, sind dem Buche beigegeben, darunter viele schöne Motive von bekannten und mehr noch von selten bildlich dargestellten Kirchen. Sie laden zu meditativer Betrachtung ein und lassen uns neben dem geschriebenen Wort erneut beglückend erfahren, wie reich wir durch unsere Heimat sind, die uns der Autor mit dem Geschenk seines Buches so nahe bringt.

Johannes Grünewald

Verlag Unser Weg

Meesenring 15, 2400 Lübeck 1

SONDERANGEBOT für Mitglieder des Vereins

Das Evangelische Schlesien.

Bd. IV G. Hultsch:

Vom Diakonischen Werk in der evangelischen Kirche Schlesiens,
Ulm 1957

241 S., Leinen DM 3,-

Bd. VI/1 Büchner:

Das Kirchenlied in Schlesien und der Oberlausitz,
Düsseldorf 1971

300 S., broschiert DM 3,-

Bd. VI/2 Feldmann:

Die schlesische Kirchenmusik im Wandel der Zeiten,
Lübeck 1975

252 S., Leinen DM 30,-

Bd. VII G. Hultsch:

Schlesische Dorf- und Stadtkirchen,
Lübeck 1977

430 S. broschiert DM 39,-

Schlesiens Kirchen und Gemeinden in Wort und Bild.

Schepky:

Zawadzki O/S,
Ulm 1961

24 S., broschiert DM 1,-

Henckel:

St. Barbara zu Breslau,
Ulm 1965

57 S., broschiert DM 1,-

Eberlein:

Die Friedenskirche zu Glogau,
Ulm 1963

31 S., broschiert DM 1,-

Gleisberg:

Die Gnadenkirche zu Militsch,
Düsseldorf 1971

27 S., broschiert DM 1,-

Leuchtmann:
 Das Evangelium im Neustädter Land,
 Lübeck 1978,
 156 S., broschiert DM 6,-

Brügmann:
 Die Gnadenkirche Landeshut,
 Düsseldorf 1969
 40 S., broschiert DM 1,-

Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte.

Bd. 53/1974 DM 5,-
 Bd. 54/1975 DM 15,-
 Bd. 55/1976 DM 15,-
 Bd. 56/1977 bis 1980 je DM 25,-
 Registerband z. Jahrbuch f. d. Jahrgänge 1953-72 DM 12,-

Quellen zur ostdeutschen und osteuropäischen Kirchengeschichte.

Heft 1/2 Stupperich:
 Die evangelisch-lutherische Kirche in Rußland in ihren Gemeindeordnungen und Kirchenverfassungen (1678-1924)
 253 S., broschiert DM 2,-

Heft 6 Stupperich:
 Die Reformation im Ordensland Preußen
 125 S., broschiert DM 2,-

Heft 11/12 Kantzenbach:
 Baron von Kottwitz und die Erweckungsbewegung in Berlin, Pommern und Schlesien
 262 S., broschiert DM 2,-

Unverlierbarkeit evangelischen Kirchentums aus dem Osten.

Bd. 1/Teil 2 Gülzow:
 Ertrag und Aufgaben des Dienstes an den vertriebenen evangelischen Ostkirchen,
 Düsseldorf 1972
 123 S., broschiert DM 3,-

Bd. 2/Heft 1 Lehmann:
 Die evangelischen Sudetendeutschen,
 Düsseldorf 1970
 103 S., broschiert DM 3,-

Bd. 2/Heft 2 Hudak:	
Die evangelischen Karpatendeutschen aus der Slowakei,	
Düsseldorf 1972	
45 S., broschiert	DM 3,-
Bd. 2/Heft 3 Redlich:	
Die evangelischen Deutschbalten,	
Düsseldorf 1973	
80 S., broschiert	DM 3,-
Bd. 2/Heft 4 Rauhut:	
Die evangelischen Schlesier,	
Lübeck 1975	
117 S., broschiert	DM 4,-
Rahe:	
Bischof Otto Zänker (1876–1960),	
Ulm 1967	
139 S., broschiert	DM 1,-
Hornig:	
Die evangelische Kirche von Schlesien 1945–1947,	
Düsseldorf 1969	
179 S., broschiert	DM 1,-
Meyer:	
Eva von Tiele-Winckler,	
Ulm 1967	
48 S., broschiert	DM 1,-
Lubos:	
Valentin Trozendorf,	
Ulm 1962	
63 S., broschiert	DM 1,-
G. Hultsch/Wagner:	
Kirche und Muttersprache,	
Ulm 1964	
92 S., broschiert	DM 1,-
Bunzel:	
Kirche ohne Pastoren,	
Ulm 1963	
80 S., broschiert	DM 1,-
G. Hultsch:	
Die Schlesier,	
Lübeck 1979	
20 S., geheftet	DM 0,50

Knossalla: Schlesische Dorfgeschichten, Ulm 1969 24 S., geheftet	DM 0,50
Singende Heimat Schlesien, Lübeck 1981 64 S., geheftet	DM 3,50
mit Anhang zusätzlicher Lieder	DM 5,-

Soeben erschienen sind:

Ulrich Hutter:

Die Friedenskirche zu Jauer.

Lübeck: Verlag „Unser Weg“ 1983

Nach einem kurzen Überblick über die Stadtgeschichte Jauers wird im 2. Teil die Bau- und Kirchengeschichte dieser schlesischen Friedenskirche untersucht. Ein umfangreicher Anhang mit der Pfarrerliste und einem Quellen- und Literaturverzeichnis belegt, daß der Verfasser die jüngste Literatur und die Ergebnisse der Forschung verarbeitet hat.

Klapper und A. Huppertz:

Chronik von Michelsdorf Hermsdorf, Petzelsdorf und Hartau. Vom Beginn bis 1946. 4 Teile.

Das Buch enthält den Nachdruck der Teile 1 bis 3 von G. A. Klapper, die 1922 erschienen sind. Chefarzt Dr. A. Huppertz hat in einem 4. Teil die Ereignisse von 1922 bis 1946 auf Grund von Quellen und Augenzeugenberichten früherer Ortsbewohner dargestellt. Der Verfasser geht ausführlich auf die Vorgänge innerhalb der evangelischen Kirche ein und würdigt die leitenden Persönlichkeiten. Interessenten wenden sich bitte an Dr. A. Huppertz, Dreigabelfeld 68, 4300 Essen 11.

